NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08170484 7

Digitized by Google

*DF
Meuste

Digitized by Google

Digitized by Google

Neueſte Weltkunde.

Von

Dr. H. Mr. Malten.

1845.

Dritter Band.

PUBLIC LIBRARY

Frankfurt a. M.
Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
631478 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1932 L

Inhalt des dritten Bandes.

Alterthums-Kunde und Geſchichte. Seite
Zur Urgeſchichte der Wetterau. 1. Der große Pfahlgraben . . 1
Aeltere Reiſen und Ereigniſſe.
Die Pilgerreiſe des Landgrafen Ludwig V. von Heſſen-Darmſtadt nach dem heiligen Grabe und ſein Beſuch bei dem Papſte Paul V. zu Rom im Jahre 1618 und 1619. Von Ludwig Baur, großherzogl. heſſ. Archivar 30
Praxis der Staatswirthſchaft.
Gefahrvolle Täuſchungen in dem Fortſchreiten der Politik, der geiſtigen und materiellen Kultur. Von Prof. Dr. Reuter 257
Religiöſe Bewegungen.
Rom; die deutſchen Souveraine und die neukathol. Kirche. Ein Beitrag zur Löſung der Fragen des Tages 98
Geſchichtlicher Wahrheits-Spiegel.
Barère und ſeine Denkwürdigkeiten. Beurtheilt von Macaulay. Vierter Artikel 69
Meiſterwerke deutſcher Dichtkunſt.
Friedrich von Schillers Lied von der Glocke. Von Gottfried von Leinburg 174
Kriegsgeſchichte.
Der Feldzug am Isly 1844. Nebſt einer gedrängten Ueberſicht der marokkaniſchen Kriegsverfaſſung 293
Länder- und Völker-Kunde.
Maſuren in Oſtpreußen. Von M. Roſenheyn. Zweiter Artikel . 49
Texas und Neu-Meriko. §. 4 57
Die Marienburg in Preußen. Von Max Roſenheyn 212
Die Deutſchen in der Krym 219
Der Feldberg des Schwarzwaldes 318
Der Feldberg der Höhe 324
Geologiſche Studien.
Die Umgegend von Neapel, in Beziehung auf vulkaniſche Erzeugniſſe und Erdbeben 151
Populäre Arithmetik.
Verhältniß der Geiſtlichkeit zur Einwohnerzahl in den verſchiedenen Ländern Europas 240
Statiſtiſche, moraliſche und politiſche Reminiszenſen.
Verſchiedenes über die vereinigten Staaten Nordamerika's . . 308
Gebiet der Reiſen.
Ein Ausflug nach Wien. Von F. W. Ghillany. Zweite Mittheilung 129
Reiſebilder.
Der Dom in Antwerpen 358
Wunderbare Lebensrettung des preußiſchen Hiſtorikers Hartknoch. Von Max Roſenheyn 359

Karakteriſtik der Zeit.
Englands Armennoth 201
Oeffentlicher Fortſchritt.
Die lombardiſch-venetianiſche Eiſenbahn. Mitgetheilt von dem Ritter Adrian v. Balbi 244
Moral des Staatslebens.
Geſpräch zwiſchen drei Oſtpreußen über den preußiſchen Staat . 229
Gegenſätze.
Praktiſche wie unpraktiſche Staatsmittel 112
Oeffentliches Unterrichtsweſen.
Ueber größere Oeffentlichkeit der Schulen. Von Max. Roſenheyn 83
Gerechtigkeitspflege.
Die Geſchwornengerichte 86
Geſetzgebung.
Geſetz zur Verhütung der Weinverfälſchung 238
Moral des Lebens.
Erlebtes, von Dorow 91
Aeltere Sitten und Gebräuche.
Der Knopflochsorden 227
Staatswirthſchaft.
Das Poſtweſen in Preußens Marienburg erfunden und zuerſt eingeführt 339
Literatur.
56 — 60 121
61 — 64 249
65 352
Literariſche Kometen.
Kosmos, von Alexander von Humboldt 350
Literariſche Korreſpondenz aus dem Oſten Preußens 343
Die neueſten geografiſchen Entdeckungen 236
Neueſte Erfindungen und Entdeckungen. 254. 362
Licht und Schatten.
Des Papſtes Häuslichkeit 357
Einfluß der Muſik 361
Eiſenbahnen 363
Mannigfaltigkeiten. 125

Alterthums-Kunde und Geſchichte.

Zur Urgeſchichte der Wetterau.

1. Der große Pfahlgraben.

Der gelehrte und vielſeitig erfahrene Rath Dr. Philipp Dieffenbach, Profeſſor in Friedberg, hat vor einiger Zeit in dem erſten Heft des vierten Bandes des Archivs für heſſiſche Geſchichte [1]) einen ſehr werthvollen Beitrag zur Alterthumskunde in einer ſo gediegenen wie umfaſſenden Abhandlung „zur Urgeſchichte der Wetterau,“ veröffentlicht. Dieſe mit ſechs Tafeln Abbildungen von alten Gefäßen, Waffen, Werkzeugen, Münzen, Schlüſſeln, Verzierungen, Steinſchriften, in Ziegeln eingekratzten Worten, Bildſäulen, Altären, ꝛc. bereicherte Schrift ſcheidet ſich mehrere Abſchnitte.

Der erſte handelt über die jetzige Wetterau, ihr Gebiet und ihre Bewohner. Er bietet Alles, was in geografiſcher, topografiſcher, orografiſcher, hydrografiſcher und ſtatiſtiſcher Beziehung von überwiegender und genau karakteriſirender Wichtigkeit iſt.

In dem zweiten Abſchnitt iſt die Rede von der Urzeit und den Urbewohnern. Wer vor den Kelten in der Wetterau gehauſt, iſt ein faſt undurchdringliches Geheimniß. Nach den Kelten treten die Germanier

[1]) Herausgegeben von dem hiſtoriſchen Verein für das Großherzogthum Heſſen.

in ihren verſchiedenen Volksſtämmen auf. Bei dieſen gründeten die Römer militäriſche Niederlaſſungen, neben oder zwiſchen denen in der Folge auch bürgerliche Anſiedelungen entſtanden.

Der dritte Abſchnitt betrifft die Ringwälle, namentlich den Altring (Altking oder Altkönig) und die weiße Mauer, die alten Höfe, die Goldgrube, den Hühnerkopf, den Lindenberg, den Roßkopf und den Kißhübel, den Bleibeskopf, die Gickelsburg, den Hausberg, den Hünsberg, den Wettenberg, den Alteberg bei Hohenſolms und Rudershauſen, die Glauburg, die Hardegg, die Altenburg bei Schotten ꝛc.

In dem vierten Abſchnitt ſpricht der Verfaſſer über die Hünengräber (Grabhügel) namentlich bei Homburg, im rodheimer Walde, auf der Fülzhart, bei Arnsburg, Münzenberg, Villingen, Borsdorf, im bingenheimer Walde, in der Aue, im ſtammheimer Walde, bei Wickſtadt, Eichen, Büdingen, Schotten, Gießen, Annerod, Lehrbach, Schellnhauſen, Stockhauſen, im reiskircher Walde, bei Nieder-Florſtadt, bei der gerbelheimer Mühle, zwiſchen Aſſenheim und Ilbenſtadt, im Himmerich bei Oppershofen, zu Södel, ꝛc. Beſondere Beachtung verdienen auch der künſtliche Hügel, die Haak, oder Hauk, bei Mehlbach und der Katzenſtein zwiſchen Peterweil und Rodheim.

Im fünften Abſchnitt iſt das in der Wetterau gefundene, aus dem Alterthum herrührende Geräth beſchrieben. Das älteſte Steingeräth beſteht in Donnerkeulen, Donneräxten und Donnerkugeln. Von Metallgeräth iſt der Celt als das älteſte, ferner von ähnlichem Bronze, Schwerter, ſichelartige Werkzeuge, Speere Dolche, Meſſer, ꝛc. vorhanden. Beachtungswerth ſind auch die Ringe, welche man theils in Grabmälern (auch in den Hühnengräbern) und andern Oertlichkeiten gefunden. In der Regel ſind ſie von Bronze, manchmal jedoch auch von Gold, Elektrum (Silber und Gold), Eiſen, ꝛc. Die häufig vorkommenden Nadeln werden gewöhnlich für Haarnadeln gehalten, ſind zu ſolchem Behufe aber oft viel zu koloſſal. Die Menge der eiſernen Waffen, Pfeilen, ꝛc. iſt ſehr groß. Von Thongeräth hat man nur wenige vollkommen erhaltene Gegenſtände, von lemniſcher, ſchwarzer und anderer Erde, dagegen zalloſe Scherben gefunden.

Der ſechſte Abſchnitt ſpricht über die Eroberung und Behauptung

der Wetterau durch die Römer, nach den Angaben der alten Schriftſteller. Im ſiebenten Abſchnitt ſind die römiſchen Grenzbefeſtigungen in der Wetterau beſchrieben, namentlich der große Pfahlgraben über den wir einen möglichſt umfaſſenden, wenn auch den höchſt intereſſanten Gegenſtand nicht völlig erſchöpfenden Auszug nachſtehend mitzutheilen beabſichtigen. Partial-Befeſtigungen zeigen ſich außerdem noch bei Vilbel, Nieder-Dorfelden, am hohen Graben bei Altenſtadt, auf der Heeg zwiſchen Eichen und Markӧbel, im Herrnhag und zu Diebach, bei Hainchen, am Katzenſprung, bei Büches, bei Aulendiebach, bei Ranſtadt, im Hain, am Schleifelderhof, am bingenheimer Forſthauſe und am Häuſerhof, zwiſchen Eichen und Wickſtadt, zwiſchen der Horloff und Wetter, bei Hungen, in Heſſen-Homburg, bei Nieder-Erlenbach, bei Okarben, im Wältersgraben, ꝛc.

Im achten Abſchnitt ſind die alten Römerſtätten beſprochen. Dieſe ſind: die drei ſüdlichen Grenzſtätten, die Altenburg bei Rückingen, Bergen und Heddernheim, ferner Bonames, Ober-Erlenbach und Peterweil, die Saalburg, Friedberg, die Capersburg, die Gickelsburg und die Burg bei Langenhain, die Hunenburg bei Butzbach, die Altenburg bei Arnsburg, auf der Mauer bei Inheiden, die Altenburg im bellersheimer Walde, Bergheim bei Wölfersheim und das ſteinerne Haus; ferner die Alteburg bei Wickſtadt, auf der Heide bei Kaichen, die Krachenburg bei Kleinkarben und der ſtumpfe Thurm, Heidenkopf bei Nieder-Wölſtadt, die Gegend von Echzell und Rockenberg, Aſſenheim, Altenſtadt und Lindheim, Lich, Hungen, Nidda, Ortenberg und Büdingen; endlich zweifelhafte Orte: Vilbel, Nieder-Dorfelden und Staden.

Im neunten Abſchnitt ſind die alten Straßen, beſonders Römerſtraßen, beſchrieben. Wir werden ſpäter auf dieſen Gegenſtand zurückkommen und dann Veranlaſſung haben uns näher darüber auszuſprechen. Der zehnte Abſchnitt enthält ein Verzeichniß von ſechsundvierzig Töpfernamen, welche man den Stempeln auf den in der Wetterau gefundenen römiſchen Thongeräthen entnommen.

Im elften Abſchnitt reihen ſich alte Sagen zu einem bunten, gemüthlichen Kranze. Sie betreffen: die Adamsbahn am Altkönig, die Sage vom Pfahlgraben und der Capersburg, die von Friedberg, von

der Altenburg bei Holzhauſen, von der Hunenberg, vom Hausberge, die bodenröder Sagen, vom Schiffloch bei Unter-Florſtadt, vom Einhof bei Staden, von der rodenbacher Mühle, von der wilden Frau Geſtühl, von der Altenburg bei Dauernheim, von der Glauburg, von Lindheim, von Nidda und Freienſeen, vom Breuerberg und rothen Schütt bei Lich, von der alten Burg bei Trais-Münzenberg, von dem Altenburgskopfe bei Schotten und vom Heilling.

Die Erklärung der Abbildungen auf den ſechs Tafeln füllt den zwölften Abſchnitt. Sämmtliche Gegenſtände auf der erſten Tafel ſind in halber Größe, zwei jedoch nur in Viertels-Größe dargeſtellt. Auf der zweiten Tafel ſind ſie meiſtens in natürlicher, einige jedoch in halber Größe. Es iſt daſſelbe auch auf den übrigen Tafeln. Einige Nachträge ergänzen nicht unweſentlich den eben ſo anziehenden als wichtigen Inhalt der Schrift des Herrn Profeſſor Dieffenbach, der wir nachſtehende Angaben auszugsweiſe entnehmen.

Der große Pfahlgraben [1]),

welcher das Herzogthum Naſſau faſt quer durchſchneidet, berührt den nördlichen Abhang des großen Feldbergs und bildet von da an, faſt immer nordöſtliche Richtung nehmend, eine geraume Strecke hindurch die Grenze zwiſchen Naſſau und den beiden Heſſen. Da, wo die neue Straße von Homburg über Uſingen nach Weilburg denſelben durchſchneidet, liegt, ihr auf fünfzig Schritte weſtlich und etwa zweihundert und fünfzig Schritte vom Pfahlgraben entfernt, die

---

[1]) Zur beſſern Orientirung bei den folgenden Angaben empfehlen wir den Leſern, außer Stumpff's neuer Karte von Heſſen-Homburg (zwei Blatt) beſonders die genaue Karte des großh. Generalſtabs. Diejenigen, welche die früheren Unterſuchungen über den Pfahlgraben durchleſen wollen, finden ſolche: 1) in Neuhof's Nachricht v. d. Alterthümern bei Homberg, 1780; 2) im Hanauiſchen Magazin 1784, St. II. u. III. von Kraus; 3. in Gerſtens Reiſen, 4ter Band, 259 f.; 4. von Germing, Rheingegenden, 236. Deſſen Heilquellen am Taunus. — Zuſammengeſtellt iſt das Meiſte bei Wenck II. 30 f. und bei Wiener, de legione XXII, S. 46, Note 140. Anmerk. des Verf.

ſogenannte Saalburg im Gebiete der Landgrafſchaft Heſſen. Wir werden ihrer ſpäter weiter gedenken, und bemerken hier, daß in ihrer Nähe eine Stelle „der eiſerne Schlag" heißt. Von hier zieht der Pfahlgraben über den nördlichen Abhang des Lindenkopfs nach dem Thale, in welchem, unweit dem ehemaligen Kloſter Thron, die Lochmühle liegt. Das Thal zieht öſtlich nach Köppern, durchſchneidet, wie früher erwähnt, das Gebirge und wird von dem Erlenbache durchſchlängelt. An der Lochmühle wird es von einem ſtarken Damme quer getheilt. Wir wollen nicht entſcheiden, ob derſelbe der Reſt einer alten Befeſtigung iſt, oder ob er die Beſtimmung hatte, das Waſſer zu einem Teiche zu ſammeln[1]).

Von der Lochmühle zieht der Pfahlgraben wieder bergan und bildet noch etwa vierhundert heſſiſche Klafter lang die Grenze zwiſchen Heſſen-Homburg und Naſſau. Sobald er aber zwiſchen letzterem und dem Großherzogthum Heſſen zu laufen beginnt [2]), zeigen ſich etwa zweihundert Schritte von dem Dreiherrenſtein (Dreimärker) und wenige Schritte öſtlich von dem Pfahlgraben, die Spuren eines alten Gebäudes in einem Haufen von Steinen. Da die Römer bei dergleichen Grenzbefeſtigungen alle fünfhundert bis tauſend Schritte, je nachdem es Lage und Bedürfniß erforderte, Wacht- oder Wartthürme anzulegen pflegten, ſo iſt wohl anzunehmen, daß ein ſolcher hier ſtand, und daß die Steintrümmer von ihm herrühren. — Von dieſer Stelle bis zur Capersburg mögen es etwa ſiebzehnhundert heſſiſche Klafter ſein. Auf dieſer Strecke, wobei der Pfahlgraben einigemal bergauf und bergab geht und ſeine Richtung zwar etwas ändert, im Ganzen aber doch eine nordöſtliche beibehält, kommen noch an fünf verſchiedenen Orten dergleichen Reſte von Wachtthürmen vor. Alle zeigen ſich als Steinhügel; alle liegen höch-

---

[1]) Es iſt möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß die Römer dieſes Thal durch einige Kaſtelle zu decken ſuchten. In dieſem Falle möchten das Kloſter Thron auf der einen und die ſogenannte Alteburg bei Holzhauſen auf der andern Seite vielleicht die Stelle ſein, wo dieſelben zu ſuchen ſind. Doch will ich das für nichts weiter als eine bloße Vermuthung ausgeben. Anmerk. des Verf.

[2]) Die ſüdlicheren Gränzſteine, welche nach der neuen Gränzregulirung geſetzt wurden, führen die Jahrzahl 1826, die nördlicheren aber die von 1827. Anmerk. des Verf.

ſtens vierzig Schritte vom Graben entfernt und zwar an der Seite, wo ſich der Wall befindet, alſo auf Römergebiete. Unter ſich ſelbſt ſind ſie aber nicht in gleicher Entfernung; der erſte dieſer fünf befindet ſich von dem früher genannten nur etwa fünfhundert Schritte. Der letzte, welcher der Capersburg am nächſten iſt, führt, wenn wir nicht irren, den Namen Rittergrab, und hat in ſeiner Nähe nach dem öſtlichen Hochwalde zu, noch eine andere Erhöhung. Dem Forſcher wird nicht leicht Einer entgehen; er darf ſich bei ſeinen Wanderungen nur immer auf der Seite, wo der Wall iſt, und da beſonders nach einem Steinhügel umſehen, wo der Pfahlgraben entweder ſeine Richtung ändert, oder wo die Gegend eine weitere Ausſicht gewährt. Hier und da befinden ſich auch Stellen, wo andere alten Graben den Pfahlgraben durchſchneiden.

Ueber die Capersburg iſt ſpäter ein weiteres mitzutheilen. In ihrer Nähe iſt der Pfahlgraben ſehr verflacht und einigemal nur in der Richtung, die ein niedriger Erdaufwurf nimmt, zu erkennen. Er tritt ſofort wieder, jedoch nur auf kurze Strecke in das herzoglich naſſauiſche Gebiet des Ortes Pfaffen-Wiesbach. Auffallend iſt es, daß auf demſelben, und zwar kaum hundert Schritte nördlich von der Capersburg und einige Schritte mehr von dem Pfahlgraben, ſich abermals die Spuren eines Thurmes oder ſonſt eines alten Gebäudes in einem Steinhügel zeigen.

Von der Capersburg bis zur Straße, welche von Friedberg, an dem winterſteiner Forſthauſe vorbei, über Pfaffen-Wiesbach nach Uſingen führt, mögen es etwa zwölfhundert heſſiſche Klafter ſein. Der Pfahlgraben nimmt auf dieſer Strecke, wie auch bis zur Gegend von Langenhain hin, eine mehr nördliche Richtung. Wegen der Schwierigkeit, welche das Terrain darbietet (es iſt kaum möglich, ſich durch das Waldgeſträuch durchzudrängen), habe ich hier nur an zwei Orten die Spuren eines Wachtthurmes auffinden können. Auf einem dieſer Hügel fand ich im Jahr 1829 den Reſt eines römiſchen Gefäßes von lemniſcher Erde (terra sigillata); eine andere, etwas weiter nördlich liegende Erhöhung war ſichtbar ehemals mit einem Graben umgeben geweſen. Außerdem wird der Pfahlgraben auch hier wieder von andern ſtarken

Graben durchkreuzt, welche, wenn man nicht ſehr aufmerkſam iſt, beim Unterſuchen leicht auf eine fremde Richtung führen.

Sobald der Pfahlgraben die oben erwähnte Straße durchſchneidet, zeigt ſich in ſeiner Nähe, unweit der Straße, eine Erhöhung, welche, wenn wir nicht irren, Gaulskopf genannt wird. Sie bildet einen trigonometriſchen Punkt bei der Landesvermeſſung; zugleich befinden ſich hier wieder ſtarke Spuren eines ehemaligen Thurmes in Steintrümmern. Man erwartet aber auch um ſo eher hier einen ſolchen, als die Stelle eine weite Ausſicht nach Nord-Oſten, Norden und Weſten gewährt.

Von hier iſt der Pfahlgraben zwar ſehr deutlich zu erkennen; er zieht ſich aber ſo ſteil abwärts nach dem nördlichen Thale, welches in das Urathal einmündet, und iſt dabei an verſchiedenen Stellen mit ſo dichtem Geſträuche bewachſen, daß es mir bei meinen zweimaligen Wanderungen (1829 und 1841) unmöglich wurde, mich ſo durchzuwinden, um ihn bis ins Thal herab zu verfolgen. Erſt weiter unten fand ich ihn wieder, und zwar da, wo er über das Thal nach dem ſogenannten Eichkopfe, einem ſüdlich von Langenhain liegenden Berge, ſich wendet. Da dieſer Berg die Gegend beherrſcht, ſo läßt ſichs wohl vorausſetzen, daß er benutzt worden ſein müſſe. Ich fand auch wirklich an einer Stelle auf ſeinem Gipfel, welche man die Schanze nennt, die Spuren eines bedeutenden Grabens mit einem Aufwurfe. Sie zeigten ſich etwa hundert Schritte lang, bildeten aber einen Halbkreis.

Zum erſtenmale verläßt der Graben, ſeit wir ihn bisher verfolgten, in dem Urſathale bei Langenhain die Waldgegenden. Dieſem Umſtande mag er wohl ſeine bisherige Dauer verdanken. Denn ſobald er den Wald verläßt, verſchwinden auch ſeine Spuren. Indeſſen wird es nicht ſchwer fallen, ſeinen ungefähren Lauf, wenigſtens anfänglich, noch zu beſtimmen; denn es zeigen ſich nicht nur gerade gegenüber auf der nächſten nördlichen Anhöhe zwei Stellen nebeneinander, die, wie wir ſpäter darthun werden, ohne Zweifel ihren Namen von zwei mit dem Pfahlgraben in Verbindung ſtehenden Befeſtigungswerken ableiten (die weſtliche heißt Gickelsburg und die öſtliche Burg), ſondern man findet auch unmittelbar an der öſtlichen Seite des Dorfes Langen-

hain in den Hausgärten die Spuren des Pfahlgrabes wieder deutlich. Der Ort ſelbſt leitet ohne Zweifel ſeinen Namen von demſelben her. Außerdem möchten die in den Flurbüchern vorkommenden Namen, wie Oberhain, Unterhain, Pfahlwieſe, Heidenbrunnen [1]) ꝛc. ſowohl das frühere Daſein des Pfahlgrabens, als auch ſeine Richtung genugſam darthun. Ich ſelbſt konnte mir bis jetzt keine Einſicht in die Flurbücher verſchaffen, und darum ward ich genöthigt, die Spuren des alten Lauches wo möglich an Ort und Stelle aufzuſuchen. Allein es iſt dies bis zu dem nördlich von Hochweiſel liegenden Walde, in einer Länge von nahe an zweihundert Klaftern, äußerſt ſchwierig. Eine nordöſtlich von Langenhain liegende Anhöhe führt den bedeutſamen Namen Wart-Weingärten. Allerdings beherrſcht dieſe Stelle ziemlich weit die Gegend; es finden ſich aber, wie man wohl erwarten möchte, dort keineswegs Spuren eines alten Wartthurmes. Eben ſo wenig ſcheinen mir die etwas weiter nördlich liegenden Steinlachs-Graben Reſte des Pfahlgrabens zu ſein. Dagegen führt ein faſt gerader Weg von Langenhain nach Fauerbach I., vertieft ſich gegen die Nähe des letzteren Ortes und trägt dort den Namen Wulsgraben. Sollte dieſer vielleicht der Reſt des Pfahlgrabens ſein?

Das iſt Alles, was ich hierüber bis jetzt habe auffinden können. Sowie man dagegen jenſeits Hochweiſel auf der nach Hauſen führenden Straße, an dem öſtlichen Fuße des kleinen Hausberges, den Wald betritt, erſcheint auch ſogleich der Pfahlgraben wieder unverſehrt. Nach dreihundert Schritten findet man neben demſelben, und zwar auf ſeiner öſtlichen Seite, eine kleine viereckige Stelle von etwa zwanzig Schritten im Durchmeſſer, welche die Spuren einer Umwallung trägt. Sie führt den bedeutſamen Namen Hunenkirchhof und war wohl einſt ein römiſcher Wachtpoſten. Beſonders auffallend iſt, daß, wenn man von dieſer Stelle nach der oben erwähnten viſirt, welche wir mit „Wart-Weingärten“ bezeichneten, die grade Linie durch den Thurm von Hoch-

---

[1]) Friedberger Intelligenzblatt Nr. 14, 15 u. 16, Jahrg. 1835. Bekanntmachung 207. Großherzogl. heſſ. Zeitung Nr. 93, 102, 107, 1835, Bekanntmachung 958.

weiſel geht. Nun iſt dieſer Kirchthurm ſeltſamer Weiſe rund und nur nach der Seite offen, welche an die Kirche ſtößt, und zwar zur Benutzung als Chor. Dadurch erhielt der Chor zwar eine runde Form; allein dies iſt nicht dieſelbe, wie bei andern alten Kirchen, deren Chor einen Halbkreis bildet, ſondern der ehemalige Chor der Kirche zu Hochweiſel bildet beinahe zwei Drittheile eines Kreiſes. Durch dies Alles wird man verſucht, anzunehmen, der Thurm habe entweder früher eine ganz andere Beſtimmung gehabt, ſei vielleicht ein römiſcher Wachtthurm geweſen und ſpäter zum Kirchthurme benutzt, oder auf den Subſtructionen eines ſolchen Wachtthurmes ſei ſpäter der Kirchthurm errichtet worden.

Der Lauf des Pfahlgrabens nimmt nach dem Dörfchen Hauſen zu auf kurze Zeit eine mehr nordweſtliche Richtung, und wird dann nur etliche hundert Schritte durch das ſchmale Feld von Hauſen unterbrochen, ſo jedoch, daß man theilweiſe ſeinen ehemaligen Lauf noch an der Gewann erkennt. Eine ſchmale Wieſe trennt hierauf Feld und Wald, und nun erſcheint mit dem Anfange des Waldes der Pfahlgraben wieder und zieht in nordöſtlicher Richtung anfangs einer ziemlich ſteilen Höhe aufwärts. Auf dieſer Höhe, welche die Gegend beherrſcht, ſcheint wieder ein Wachtthurm geſtanden zu haben. Wenigſtens zeigte ſich in dichtem Gebüſche ein freilich unbedeutender Steinhaufen.

In grader Linie zieht hierauf der Pfahlgraben bis an den von Butzbach und Niederweiſel nach dem ſogenannten alten Exercierplatze führenden Weg, und dann nimmt er ſeine Richtung, nach dem ſogenannten Schränzer, eine Richtung, welche mit der nachherigen mehrſtündigen nach Grüningen hin eine grade Linie bildet. Gleich an dem Beluſtigungsplatze der Butzbacher, bei dem Schränzer, wo der Pfahlgraben etwas nordweſtlich außerhalb des Waldes fortzieht, nimmt er einen andern Graben in ſich auf, welcher vom Heidelbeerberg kommt, eine Strecke lang doppelt iſt und wieder andere Graben in ſich aufnimmt (man muß ſich hüten, ihn mit ſolchen zu verwechſeln, welche in dortiger Gegend vom Waſſer geriſſen ſind). Einige tauſend Schritte weiter ſtößt der Pfahlgraben, in der Ecke des Feldes, faſt im rechten Winkel abermals auf einen andern Graben, der von Südweſten und zwar wieder von dem Heidelbeerberg kommt, eine Strecke lang doppelt

iſt und nach Nordoſten zieht. Dadurch erhält jener plötzlich eine andere Richtung, oder vielmehr jener hört auf und dieſer zieht als Grenze zwiſchen Butzbacher und Pohlgönſer Gebiet weiter, verläßt den Saum des Waldes, tritt dann in das Feld, wo er ziemlich ſich verflacht, einige Winkel bildet, etliche hundert Gänge ſüdlich von dem „Windhofe“ auf dem Schilberg die nach Pohlgöns führende Chauſſee durchſchneidet und nun, am ſtumpfen Thurme, wieder den Saum eines Waldes erreicht.

Bevor wir ihn von von hier aus weiter begleiten, müſſen wir bemerken, daß die Gegend, welche wir ſoeben von Hochweiſel aus angedeutet haben, ſehr reich an ſolchen Graben iſt. Der beiden vom Heidelbeerberge kommenden haben wir bereits erwähnt. Außer ihnen zeigen ſich aber noch andere. So ſieht man in der Nähe des alten Exerzierplatzes an der Straße, welche von Butzbach nach Espa führt, einen ſtarken Graben, der Margrethches-Graben im Munde des Volkes genannt wird. Er zieht nach Hauſen zu. Später ſoll ein anderer von ihm bergauf nach Weſten abgehen. Auch im Diſtrikt Jungwald, am Ende des Butzbacher Waldes, rechts der von Butzbach nach Espa führenden Straße, ſoll ein ſehr tiefer Graben ſein. Beſonders finden ſich aber ſolche auf dem Hausberge. Etwa zweihundert Schritte abwärts von dem Ringwalle, deſſen wir oben gedachten, zeigt ſich nach der Nordſeite, wo der Berggipfel am zugänglichſten iſt, ein Wall mit Graben, und wieder etliche hundert Schritte weiter unten zieht eine zweite ähnliche Befeſtigung. Wir erklären uns dieſe verſchiedenen Werke auf folgende Weiſe.

Die auf dem Hausberge befindlichen ſind wohl vor dem großen Pfahlgraben zum Schutze eines Wachtpoſten errichtet worden, welcher dieſen bedeutenden Punkt, der die nordweſtliche Ecke des eroberten Landes ſchirmt, zu bewachen hatte. Die andern Graben dagegen, welche vom Heidelbeerberge kommen, und in faſt rechtem Winkel auf den Pfahlgraben ſtoßen, mögen neuer als letzterer und zur Verbeſſerung einer erſten etwas verfehlten Anlage ſein. In der That iſt der Pfahlgraben von Hochweiſel an bis nach dem Schränzer eine auch für den Laien bemerkbare verfehlte Anlage, die auf unbegreifliche Weiſe alle

Höhen, beſonders den Hausberg auf feindlicher oder der Außenſeite läßt. Das mag man ſpäter wohl gemerkt und Anſtalten getroffen haben, die bedeutendſten in das Befeſtigungsſyſtem hineinzuziehn. Daß man aber wirklich an den erſten Anlagen ſpäter Verbeſſerungen vornahm, ſieht man in eben dieſer Gegend ſehr deutlich. Nicht nur läuft über den Schränzer, wohl hundert Schritte vor dem Butzbacher Walde zwiſchen dem Rinderſtallacker und dem Tannenwäldchen ein Stück bemerkbaren Grabens, ſondern man ſieht auch etwas weiter bei den „zwei Linden" und über das Degerfeld hin an der Scheidung der Gewanne deutlich die Spuren einer urſprünglich graden (nordöſtlichen) Richtung des Pfahlgrabens nach dem „ſtumpfen Thurme" hin, die aber ſpäter wohl ſchon darum verlaſſen werden mußte, weil auf dem Degerfeld ſelbſt Anlagen gemacht wurden. Dort wurden nämlich im Jahr 1840 eine Menge Steine ausgebrochen, die offenbar da nicht brechen, ſondern zu Mauerſteinen gedient hatten; denn es waren behauene Tauchſteine (poröſer Baſalt) aus der Nähe der Stadt Butzbach. Ich ſelbſt fand dort ſogar Scherben von Gefäßen aus lemniſchem Thone; Beweiſes genug, daß daſelbſt römiſche Wohnungen ſich befanden, um derentwillen die Befeſtigungen weiter verlegt wurden. Die Sache verdient auf jeden Fall einer Beachtung und noch gründlichere Unterſuchung, als mir bis jetzt vorzunehmen möglich war.

Der ſogenannte „ſtumpfe Thurm", deſſen ſchon Winkelmann als eines Wartthurmes gedenkt [1]), der aber von Wenck [2]) als einer demolirten Warthe erwähnt, auch in der Karte angegeben iſt, welche ſich bei Koch [3]) befindet, wurde im Jahre 1834 mit dem Fundamente ſo vertilgt, daß man gegenwärtig auch keine Spur mehr von ihm findet. Da ich ihn aber in ſeinen Trümmern noch öfter ſelbſt geſehen, auch zu der Zeit, da die Fundamente ausgebrochen wurden, die Stelle wieder beſucht habe, ſo iſt mir ſeine Lage, unmittelbar am Pfahlgraben und an der Ecke des Waldes ſehr wohl bekannt, und ich bin überzeugt, daß er

---

[1]) Beſchreibung von Heſſen und Herßfeld. II. 186 a.
[2]) Heſſiſche Landesgeſchichte. II. 31.
[3]) Beurkundete Nachricht der Commende Schiffenberg.

entweder der Reſt eines römiſchen Wachtthurmes war, oder daß im Mittelalter auf ſeinen Subſtructionen ein Wartthurm errichtet wurde.

Von ihm an bildet der Pfahlgraben über viertauſend Klafter weit, bis jenſeits des Wartberges bei Grüningen, eine grade Linie, welche ſich auf der Höhe bald etwas ſich ſenkend, bald ſteigend am Saume des Waldes hält, und führt beim Volke den Namen Heeggraben. Das Gebiet, welches er hier einnimmt, bildet auch eine Heeg, d. i. ein von dem übrigen Wald und Felde durch Markſteine abgeſondertes, mit Hecken oder Schlagwald bewachſenes Gebiet, und iſt, ſo viel mir bekannt, Eigenthum Sr. D. des Fürſten von Solms-Braunfels. Eben darum mag auch, obgleich an einigen Stellen die Landleute ihn auf Einer Seite nach und nach etwas flachten, ſeine Exiſtenz im Ganzen noch auf Jahrhunderte geſichert, wenigſtens wird ſeine Richtung bemerkbar bleiben. Links demſelben iſt anfänglich Pohlgönſer, ſpäter Kirchgönſer und nachher Langgönſer Gebiet, rechts (ſüdlich) zuerſt Griedeler und dann Gambacher Wald. Während hier und da nur noch Wall übrig iſt, erſcheint er an andern Stellen, wie z. B. gleich anfangs am ſtumpfen Thurme, noch ſehr wohl erhalten. Zuweilen, wie an dem von Gambach nach Kirchgöns führenden Wege, iſt er doppelt. Ja auf der zweiten Höhe, an den „Langgönſer Tannen" iſt er gar dreifach. Bis zum Fußpfade von Gambach nach Langgöns habe ich noch an zwei Orten Spuren alter Wachtthürme gefunden, welche etwa ſiebenhundert Schritt von einander entfernt ſind. Ungefähr hundert Schritt von dem weſtlichen ſieht man in dem Gambacher Walde einen Hügel, welcher ein altes Hunengrab zu ſein ſcheint. Noch weiter nordöſtlich erſcheinen die Reſte eines dritten Wachtthurmes, und ungefähr zweihundert Schritt von der Straße, welche von Holzheim nach Langgöns und Leihgeſtern führt und den Pfahlgraben durchſchneidet, fand ich im Hochwalde die Spuren eines ähnlichen Poſtens, wie der Hunenkirchhof bei Hochweiſel iſt, auch ungefähr von derſelben Größe. Es iſt wohl auch der Reſt eines mit einem Graben umgeben geweſenen Gebäudes. Das Ganze bildet ein Quadrat von ungefähr zwanzig Schritt im Durchmeſſer.

Weiter nordöſtlich durchſchneidet am Saume des Waldes der Weg

von Grüningen nach Langgöns [1]) den Pfahlgraben, und nun zieht letzterer in das Feld nach der Anhöhe, welche rechts der Wartberg, links aber der Oberſteinberg (Oberſteinmark) heißt. Hier wird der Pfahlgraben abermals eine Strecke lang dreifach. Die erſtgenannte Höhe trug gewiß ehemals einen Wartthurm, wie ſchon ihr Name andeutet. Ich habe indeſſen nirgends die Spuren eines ſolchen gefunden und muß vermuthen, daß man wohl die Steine deſſelben zum Baue einer Windmühle benutzte, welche (wie die Aufſchrift über der Thüre lautet) im Jahr 1713 Graf Wilhelm Moritz von Solms-Braunfels einige hundert Schritte ſüdlich vom Pfahlgraben an einer Stelle errichten ließ, wo man einer weiten Ausſicht nach allen Seiten hin genießt. Von dieſer Windmühle ſtehen noch die Mauern.

Etwas weiter zieht ſich der Pfahlgraben wieder über eine Höhe, auf welcher man abermals ganz in der Nähe in einem Haufen Steine den Reſt eines alten Wachtthurmes erkennt. Hierauf zieht er ziemlich ſteil abwärts und bildet zum erſtenmal wieder nach langer Strecke einen ſtumpfen Winkel. Bald nachdem er von der Straße, welche von Grüningen nach Watzenborn und Gießen führt, durchſchnitten wurde, macht er einen zweiten Winkel, und nun wird ſeine Richtung zuerſt Südoſt nach der Gegend des Colhäuſer-Hofes. An dieſem zweiten Winkel hatte er ſeinen nördlichſten Punkt erreicht. Von jetzt an geht wieder eine gute Strecke ſchnurgrade. Am ſogenannten Ziegenberg tritt er abermals in einen Wald. An den Garbenteicher Wieſen, da, wo die Straße nach Hofgill ihn durchſchneidet, hört er endlich auf, eine Heeg zu ſein, indem ſich dieſe von ihm trennt. Er aber nimmt eine ſüdöſtliche Richtung durch den Solms-Braunfelſer Kloſterwald, geht von dieſem in den Solms-Lichiſchen, unweit der Peter-Seewieſe, einem ehemaligen Teiche, vorbei, wird dann von der neuen, nach Lich führenden Chauſſee durch-

[1]) Unweit dieſer Gegend, an der Straße von Grüningen nach Langgöns, lag einſt der Ort, Bergheim oder Bornigheim genannt, von dem man noch den Lauf der Straße ſieht. Eine Linde, ein Brunnen und ein Kreuz bezeichnen ſeine Stelle. Wahrſcheinlich iſt dies derſelbe Ort, welcher bei Würdtwein Dioec. Mog. III. 71. unter dem Namen Bermkeim mit einer dem heil. Nazarius geweihten Kapelle vorkommt. Anmerk. des Verf.

ſchnitten, und zieht ſich nun nach dem engen, romantiſchen Thale, in welchem er zwiſchen Arnsburg und dem Colhäuſer-Hofe, oberhalb der Wehr, über die Wetter geht. Hierauf ſtreicht er wieder aufwärts über den Hardberg durch den Arnsburger Wald und endigt mit demſelben an dem Hardfelde, nach Birklar zu, etwa hundert Schritte von der Mauer, welche das Arnsburger Kloſter einſchließt.

Die Umgebungen dieſes Kloſters ſind für den Freund der Geſchichte und Alterthumskunde von hoher Bedeutung. Auffallend iſt auch hier wieder, wie in der Gegend von Butzbach, die Menge alter Befeſtigungen außer dem Pfahlgraben. Freilich werden ſie ſich dem Auge des Leſers ohne eine Spezialkarte nicht ſo klar darſtellen, wie dem Beſchauer an Ort und Stelle [1]; indeſſen glaubte ich doch die wichtigſten hier angeben zu müſſen, um einem ſpäteren Forſcher wenigſtens in etwas den Weg zu bahnen.

Da, wo an den Grabenteicher-Wieſen, wie vorhin geſagt, die Heeg ſich von dem Pfahlgraben trennt, zieht erſtere ſüdlich in der Richtung von Münzenberg weiter, und zwar eine Zeit lang neben der oben erwähnten Straße am Saume des Waldes hin, und dort iſt es, wo wieder zwei ſtarke Graben in derſelben erſcheinen, die ſich an der Südſeite der erwähnten Peter-Seewieſe hinziehen und an der neuen Chauſſee endigen. Die Heeg dagegen, dort Landwehr genannt, ſoll nach der Verſicherung des Hrn. Rentamtmann Fabricius um die Gemarkung von Dorfgill ziehen und gegen die Eberſtädter Grenze hin endigen.

Auf der linken Seite der Wetter zieht, gerade dem Colhäuſer-Hofe gegenüber, in der Licher Hard, durch den Wald nach Lich zu, alſo von Südweſt nach Nordoſt, etwa vierhundert Schritte lang ein Wall mit Graben, und ebenſo ziehen auf derſelben linken Wetterſeite zwiſchen Colhauſen und Arnsburg drei zum Theil parallele Graben um den Hardberg. — Daß man weiter ſüdweſtlich, in der Arnsburger Hard auf

[1] Der Verf. verdankt Hrn. Rentamtmann Fabricius zu Arnsburg, einem eben ſo genauen Kenner der Umgegend als warmen Freunde der Alterthumskunde, die nähere Kenntniß derſelben. Er war ſo gefällig, ihn an die bedeutſamen Orte überall ſelbſt hinzuführen. Möchte er ſich nur entſchließen, eine Spezialkarte von der Gegend zu entwerfen! Anmerk. des Verf.

halber Höhe, faſt parallel mit dem Thale am ſteilen Abhange einen Wall bemerkt, iſt ſchon früher erwähnt. Da, wo der Berg weniger ſteil iſt, erſcheint neben dem Walle ein Graben. Auf dem Plateau des Berges, ungefähr vierhundert Schritte von dem Pfahlgraben, iſt eine ſteinige Erhöhung. Hier ließ Hr. Fabritius im Jahr 1839 beim Aufgraben eines Dachsbaues weitere Unterſuchungen anſtellen und fand nicht nur die Fundamente von alten Mauern, ſondern auch Scherben von alten Gefäßen, Thierknochen und eine römiſche Münze [1]). Es iſt daraus wohl mit Sicherheit zu ſchließen, daß hier einſt ein römiſches Wachthaus geſtanden haben müſſe. Auch dem Kloſter Arnsburg gegenüber, am ſogenannten Affenſtein, ſtand ehemals ein alter Thurm, der Affenthurm genannt, von welchem ſich die Trümmer noch vorfinden. Nicht minder iſt weiter nach Birklar und Muſchenheim zu, etwa dreihundert Schritte vom Ende des Pfahlgrabens, auf einer Anhöhe ein Steinhaufen, welcher, wie jener, der Reſt eines Wachtthurmes zu ſein ſcheint. Dieſem füge ich hier noch bei, daß, zufolge der Mittheilung eines glaubhaften Mannes und guten Beobachters, ſich auch in der Gegend von Birklar nach Muſchenheim eine Zunge mit einem Aufwurfe und dem Reſte einer alten Mauer vorfindet.

Alle dieſe Befeſtigungen und Wachtthürme, verbunden mit dem früher Erwähnten, ſetzen einen langen Aufenthalt der Römer in hieſiger Gegend voraus, und daß, wie ſie nordweſtlich von Butzbach die eine Ecke ihrer Beſitzungen in der Wetterau, ſo auch hier die andere nordöſtliche gegen die Angriffe allenfallſiger Feinde wohl zu wahren verſtanden.

Ueberſchauen wir nun die ganze Strecke des Pfahlgrabens, welche wir hier beſchrieben, ſo finden wir, daß derſelbe eine Art Buſen (sinus) bildet und den fruchtbarſten und angebauteſten Theil gegen einen nach Weſten, Norden und Nordoſten wohnenden Feind zu decken beſtimmt war.

Von Straßen, welche ſich anderwärts in der Nähe ſolcher Grenzwehren ihnen entlang vorfinden, habe ich (außer dem ſogenannten

[1]) Archiv für heſſ. Geſch. Band II. S. 365 — 367.

Hühnerpfade, der eine bedeutende Strecke den Pfahlgraben begleitet und im langenheimer Gemeindswalde ſogar einem Diſtrikt den Namen gibt) bis jetzt nichts wahrgenommen; doch läßt ſich annehmen, daß die einzelnen Stationen durch Wege wohl verbunden geweſen ſein mögen.

Der Beobachter wird auch bald zur Ueberzeugung gelangen, daß der Pfahlgraben gewöhnlich eine gerade Richtung nimmt und ſich nur beugt, wenn das Terrain es erfordert. Vom Schränzer, oder vielmehr von der Ecke des Feldes, wo er in einen andern Graben ſich einmündet, bis zum ſtumpfen Thurme, beſonders in der Nähe der Chauſſee, bildet er ausnahmsweiſe mehre Zickzack, deren Urſache ich aus Mangel an hinlänglicher taktiſcher Kenntniß nicht anzugeben vermag. — Ferner iſt derſelbe faſt überall ſo angelegt, daß er die außerhalb liegende Gegend beherrſcht. Doch finden ſich auch hiervon hier und da Ausnahmen, z. B. wie ſchon früher bemerkt, zwiſchen Hochweiſel und Hauſen, wo er grade vor ſich die ihn beherrſchende Höhe des kleinen Hausberges hat. Derſelbe Fall findet am Schränzer bei Butzbach und am Oberſtein ſtatt.

Weiterhin, im nordöſtlichen Theile der Wetterau, iſt der Pfahlgraben nicht mehr ſo leicht erkennbar und zuſammenhängend, als in der vorbeſchriebenen Gegend. Einzelne Spuren davon zeigen ſich jedoch an verſchiedenen Stellen, theils in ziemlich langen Graben, theils in alten Erdaufſchüttungen. Der gelehrte Verfaſſer der Urgeſchichte der Wetterau vermuthet jedoch, daß eine nicht unbedeutende Strecke, nämdie von Grimberg bis zum Speſſart, zu den Zeiten der Römer nicht durch eine ununterbrochene Vertheidigungs-Linie geſchloſſen, ſondern nur durch einzelne Kaſtelle gedeckt geweſen. Als Feſtungen dieſer Art bezeichnet er Lich, Hungen, Nidda, Ortenberg, Büdingen und Gelnhauſen, deren gegenſeitige Entfernung 1 bis 1½ Meilen beträgt. Etwas weiter zurückgelegen waren die mehr oder weniger ſtark befeſtigten Punkte zu Münzenberg, Friedberg, Bergen, Homburg, Hädernheim, Marxheim u. a. Außerhalb der erſten Linie, vielleicht auf den äußerſten Punkten des Pfahlgrabens, lagen die Altenburgen bei Arnsburg und bei Rückingen. Zerſtreute Befeſtigungen zeigen ſich auf der Höhe zwiſchen Vilbel und Bergen; ferner die alte Landwehr zwiſchen

Nieder-Dorffelden und Biſchofsheim, der hohe Graben bei Rommelhauſen, die Heeg bei Eichen, die Herrenhag, unſern Büdingen, der Wall und Graben bei Hainchen, von dem ſich eine Fortſetzung über den Katzenſprung in öſtlicher Richtung bis nach Kalbach zieht, die alte Landwehr, das Seementhal bei Orleshauſen, eine ähnliche am Rohrbacherwald und bei Ober- und Nieder-Morſtadt; endlich zwiſchen Nidda und Harloff, zwiſchen dem letzten und Wetter, zwiſchen Okarben und Nieder-Wöllſtadt, wo ein Punkt noch jetzt das Heidenſchloß genannt wird, und an vielen andern Orten.

An der vorbeſchriebenen, noch jetzt am beſten erhaltenen Strecke des Pfahlgrabens lagen mehre Römer-Kaſtelle, von denen, außer der Heidenkirche am nordöſtlichen Fuße des kleinen Feldbergs und andern in weſtlicher Richtung (durch Naſſau) die Saalburg, die Capersburg, die Burg und die Gickelsburg, die Hunenburg und die Altenburg die vorzüglichſten waren.

Die Saalburg liegt im Gebiete der Landgrafſchaft Heſſen-Homburg, ſüdlich nahe am Pfahlgraben und zwei Stunden nördlich von Homburg. Sie hat die Geſtalt eines länglichen Vierecks, deſſen größere Seiten 280, die kleineren nur 180 Schritte betragen. Die ſchon 1723 hier ausgegrabene römiſche Steinſchrift iſt am weißen Thurm zu Homburg eingemauert. In dem dortigen landgräflichen Schloſſe befinden ſich auch die römiſchen Münzen, welche in der Saalburg gefunden worden. Nach dem auf einer ſechs Zoll großen Ziegel befindlichen Stempel, welcher die Worte bietet: COH IIII VIND, ergibt ſich, daß die vierte vindeliciſche Cohorte hier in Beſatzung geſtanden. Von den zu verſchiedenen Zeiten ausgegrabenen Thongefäßen iſt nur ein kleiner Oelkrug bemerkenswerth. Südlich von der Saalburg iſt ein Platz, das Roſengärtchen genannt, wo man ebenfalls Ueberreſte eines Römer-Gebäudes bemerkt.

In der Richtung von Friedberg nach dem naſſauiſchen Flecken Wehrheim, etwa zwei Stunden von dem erſten und dreiviertel Stunde von dem letzten liegt, nahe an der öſtlichen Seite des Pfahlgrabens, die Capersburg, in der Umgegend gewöhnlich die Burg der Cärpersburg genannt. Das Gebiet derſelben iſt mit Waldgeſträuch überwachſen, ſeit

einigen Jahren auch mit Tannen beſäet und nimmt einen Flächenraum von 24 alten Ortsmorgen und 71 5/16 Ruthen ein. Ehemals gehörte es zur Pfarrei Oberrosbach; vor etwa fünfzehn Jahren wurde es aber, einem Vertrage gemäß, an die Gemeinde Oberrosbach, die auch im Beſitze des herumliegenden Waldes iſt, von der Pfarrei abgegeben. Das Ganze bildet ein Viereck von ungefähr 600 Schritten im Umfang und iſt mit einem Walle und bedeutenden Graben verſehen. Außerdem war es auch noch mit einer Mauer umgeben, welche innerhalb des Grabens vor dem Walle ſtand. Die Fundamente dieſer Mauer wurden im Jahre 1832 großentheils ausgegraben und an das naſſauiſche Dorf Pfaffen-Wiesbach verkauft. Damals zeigte es ſich, daß die Fundamente dieſer Mauer eine Stärke von beinahe 5½ Fuß hatten und aus Steinen beſtanden, die in der Nähe brechen, daß aber ein Theil derſelben nicht horizontal gelegt, ſondern ſchief auf die ſchmale Seite geſtellt und mit einem Mörtelguſſe überdeckt war. (Ich habe bei meinem letzten Beſuche der Capersburg noch einige Reſte dieſer Fundamente bemerkt.)

Noch iſt eine genauere Unterſuchung dieſer Stätte nicht vorgenommen, ſondern nur hier und da gelegentlich Eins und das Andere aufgegraben worden. Der Boden iſt der Art, daß man erkennt, es müſſen an verſchiedenen Orten Gebäude geſtanden haben. Auch an einem Brunnen ſcheint es nicht gefehlt zu haben. Gräbt man den Boden nur ein wenig auf, ſo finden ſich Reſte alter Gefäße, ſowohl von gewöhnlichem Thon, als von lemniſcher Erde, in Menge; auch Stücke von Ziegeln und Backſteinen, behauene Steine, alte Nägel, Thierknochen und Spuren gewaltigen Brandes. Von dem, was mir zu Geſicht gekommen iſt, nenne ich Folgendes: 1) Einige römiſche Münzen, welche als ſolche wohl erkennbar, aber ſo abgeſchliffen waren, daß weder eine Umſchrift lesbar, noch das Geſicht des Kaiſers zu erkennen war [1]).

---

[1]) Unter den Papieren des verſtorbenen Sekretärs Venator fand ich über die Capersburg folgende Notiz: „Die römiſchen Münzen, die daſelbſt von Zeit zu Zeit ausgegraben werden, geben den deutlichſten Beweis von ſeinen Erbauern.“ Wo aber dieſe Münzen hingekommen ſind, ſagt er nicht.

Anmerk. des Verf.

2) Den Reſt einer Gußmauer (ich habe ſie im Jahre 1833 aufgegraben). 3) Eine Scherbe von lemniſcher Erde, worauf die Buchſtaben RVN eingekratzt waren. 4) Eine andere ſolche, worauf ſich das Wort VIRTVTI eben ſo nach dem Brande deſſelben eingearbeitet fand. 5) Den Reſt eines Gefäßes, ebenfalls von lemniſcher Erde, deſſen Inneres aber mittelſt Kieſelſteinchen eine ganz rauhe Oberfläche hatte (dergleichen Gefäße werden gewöhnlich für Reibgefäße gehalten). 6) Das Stück einer Wand mit mehren Farben. 7) Zwei Backſteine, auf dem Einen ſieht man die Fährte eines großen Hundes, auf dem Andern die eines älteren und jüngeren Fuchſes. 8) Ein unvollſtändiges Gefäß von grauem Thon, mit ſieben Eindrücken, deſſen Abbildung auf Tafel III. (Fig. 40.) zu ſehen iſt. — Von größerer Bedeutung ſind 9) einige Backſteine, welche mit Stempeln verſehen ſind. Der Eine wurde im Jahr 1832 aufgegraben und mir von dem verſtorbenen Oberpfarrer Herrn Fritzen, zu Oberrosbach, verehrt, der ihn von einem Arbeiter erhalten hatte. Der Stempel iſt zwar nicht ganz vollſtändig, gehört aber zu den ſeltneren; die Buchſtaben ſind beinahe zwei (genauer $1\frac{8}{10}$) Zoll groß und zeigen deutlich

LEG XXII PR PF

(legio XXII primigenia pia fidelis).

Zwei andere Steine, welche der Verfaſſer 1833 in der Capersburg fand, zeigen der erſte einen runden Stempel mit den Buchſtaben **LEG XXII.**, der letzte mit den Buchſtaben **PR PF.**

Profeſſor Dieffenbach beſitzt auch zwei Gegenſtände von Eiſen, die ebenfalls aus dieſem Römer-Kaſtell herrühren, jedoch nicht römiſchen ſondern altdeutſchen Urſprungs zu ſein ſcheinen. Bei dem nahen Flecken Wehrmann, deſſen Name ſchon einen alt befeſtigten Punkt andeutet, bemerkt man einen regelmäßigen, wallartigen Aufwurf, der vielleicht ein römiſches Sommerlager umſchloß. Das Kloſter Thron, eine halbe Stunde öſtlich von der Saalburg und anderthalb Stunden weſtlich von der Capersburg, war ohne Zweifel auch ein Römer-Kaſtell, doch ſind die Ueberreſte deſſelben, wenigſtens auf der Oberfläche, bei dem Bau des Kloſters gänzlich verwiſcht worden.

Auf der Stelle, wo zwiſchen Langenhain und Ziegenberg zwei Thä-

ler ſich vereinigen, befindet ſich faſt ſüdlich von dem erſtgenannten Dorfe ein kleiner, ſteil abfallender Hügel, die Gickelsburg genannt. Obgleich ſich keine römiſchen Alterthümer hier geboten haben, kann man doch annehmen, daß ſchon in den älteſten Zeiten ein Wartthurm hier geſtanden. Mehr öſtlich iſt eine Stelle, welche man die Burg nennt. Die alten Wälle und Graben des Römer-Kaſtells ſind zwar durch den Ackerbau verwiſcht worden, doch iſt das ganze Feld mit vielen Bruchſtücken von römiſchen Ziegeln, nebſt Scherben verſchiedener Gefäße von gewöhnlichem Thon und lemniſcher Erde überdeckt. Auch hat man hier viele römiſche Münzen gefunden. In dem Stammſchloſſe der Familie von Diede zu Ziegenberg wird eine ziemliche Anzahl derſelben aufbewahrt, worunter zwei von Gold, die übrigen von Silber und Bronze. Profeſſor Dieffenbach beſitzt ebenfalls deren drei von Erz, welche man hier entdeckt.

Eine Stelle bei Ammianus Marcellinus [1]), worin er von den Bucinobanten, „einem Allemannenvolke bei Mainz," ſpricht, wurde von frühern Geſchichtsſchreibern dahin erklärt, daß dieſelben bei Butzbach zu ſuchen ſeien, wohl aus dem Grunde, weil dieſer Name — auch mit Bu anlautet. Wir können Beweiſe beibringen, daß die Gegend von Butzbach [2]) einſt von den Römern bewohnt geweſen ſein müſſe.

Bald beim Austritte aus dem (nördlichen) Lahnthore geht ein ſchmaler Weg von der nach Gießen führenden Chauſſee links ab, welcher der Heunen- oder Hunenburgpfad heißt, und führt nach etlichen hundert Schritten zu einem flachen, von Weſten nach Oſten ſich neigenden Felde, welches den Namen Hunenburgfeld führt, von welchem ein Theil die Heun- oder Hunenburg genannt wird. Schon der alte Geſchichtſchreiber Joh. Juſt. Winkelmann macht auf dieſelbe aufmerkſam, indem er ſagt: „Negſt von der Statt Gärten an der Gieſſer Landſtraſſen iſt ein Ort, annoch die Henneburg (verdruckt ſtatt Heuneburg) genant,

---

[1]) Lib. XXIX. 4.

[2]) Der Name dieſer Stadt kommt in Schenkungsurkunden ſchon unter Karl dem Großen, und zwar theils Botisphaden, theils Botinesbach geſchrieben, vor, Cod. Laur. II. 623. 636. Beides ſcheint mehr oder minder verſchrieben.

Anmerk. des Verf.

allwo man das alte Gemaur, als ob es eine Burg geweſen, ſehen kan, und die Ackersleute ofters alte Römiſche Münzen finden, dergleichen mir ſelbſten eine Kupferne Münze, darauff Kaiſer Trajani Bildnis geſtanden, zukommen, auch ohnlängſt ein großer Stein, darauf der Göttin Juno Namen ſtehet, gefunden iſt." Etwas weiter ſagt er: „Vor etlichen Jahren hat ſich in der Statt ein alter Heidniſcher Stein mit einer Schrift gefunden, welche aber im Heraushacken von den Maurern verdorben und nunmehr nicht zu leſen iſt." — Winkelmanns Nachrichten werden jetzt wenig mehr beachtet, weil er ſonſt manches Andere anführt, was er nicht gehörig geprüft hat, oder was nicht haltbar ſcheint. Hier hatte er Wahrheit mitgetheilt und man muß nur bedauern, daß von dem Steine, deſſen er erwähnt, alle Spur verſchwunden iſt. Auch Liebknecht beſchreibt ſchon vierzig römiſche Münzen von Auguſt bis auf Diocletian, welche alle auf dieſer Hunenburg gefunden worden waren; und der verſtorbene Gaſtwirth zum Löwen in Butzbach, Herr Heil, beſaß in ſeiner Sammlung eine bedeutende Anzahl römiſcher Münzen, deren Fundort die Hunenburg war. (Wo ſie hingekommen, iſt mir nicht bekannt.) Auch ſonſt befinden ſich einige hier und da, wohl auch mehre, von deren Daſein ich keine Kenntniß habe.

Bei ſeinem mehr wiederholten Beſuche der Hunenburg hatte ſich Profeſſor Dieffenbach überzeugt, daß hier eine Römerſtätte zu ſuchen ſei. Er fand hier im Herbſt 1841, in Geſellſchaft des Archivars Habel, einen Theil einer römiſchen Handmühle, und einige Zeit nachher wurde ihm von dort ein bearbeiteter Sandſtein gebracht, in dem er ſofort einen römiſchen Votivaltar erkannte. Die darauf befindliche Inſchrift in fünf Zeilen, welche zum Theil unleſerlich war, lautete alſo: **Deabus quadribis (quadriviis) Secundus ex voto salvit lubens laetus (laetus libenter) merito.** — Man weiß aus andern Inſchriften, daß den Göttern der Kreuzwege (Biviis, Triviis, Quadriviis, auch Quadribis und Quadrubis genannt) an verſchiedenen Orten Votivaltäre errichtet wurden, und daß die Römer dieſe niederen Gottheiten, welche man zu den Laren rechnete, durch Opfer für ſich zu gewinnen und zu befreunden ſuchten.

Auf den über die Hunenburg dem hiſtoriſchen Verein für das Groß-

herzogthum Heſſen abgeſtatteten Bericht, wurden von dem letzten hier vorzunehmende Nachgrabungen beſchloſſen und dem Profeſſor Dieffenbach die Leitung derſelben übertragen. Obgleich die Grenzen der Hunenburg noch nicht genau erforſcht werden konnten, ſo leidet es doch keinen Zweifel, daß dieſelbe etwa 290 Fuß weſtlich der von Butzbach nach Gießen ziehenden Chauſſee beginnt, bis zum ſogenannten alten Weg, alſo nahe an 1700 Fuß nach Weſten, ſich erſtreckt, und in einer Breite von beinahe 1000 Fuß ſich Spuren von Mauerwerk zeigen. Ob mit dem alten Weg die weſtliche Grenze ſchließt, oder ob die Hunenburg noch jenſeits deſſelben fortzieht, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. Unter den bei den Nachgrabungen hier aufgefundenen Gegenſtänden verdienen beſonders folgende namhaft gemacht zu werden: 1) Ein etwa 15 Zoll langer Fuß eines Ochſen von poröſem Baſalt (rohe Arbeit). 2) Drei Stücke einer Handmühle von poröſem Baſalt. 3) Der obere Theil einer Statuette, welcher einen weiblichen Kopf und ein Füllhorn darſtellt, aus Sandſtein (6 Zoll hoch und 9½ Zoll breit). 4) Der mittlere Theil einer Statuette, einen Theil des Gewandes darſtellend, aus Baſalt (4 Zoll hoch und ungefähr 3 Zoll breit). 5) Ein Schleifſtein, ungefähr 3 Zoll lang. 6) Ein flach- und glattgeſchliffener Stein, deſſen Oberfläche ein 5³⁄₁₀ Zoll langes und 3½ Zoll breites Oblongum bildet. 7) Mehre ganze Ziegeln, darunter eine mit zwei Hundsfährten und eine Backſteinplatte von 15 Zoll im Quadrat. 8) Ein einhenkiges Gefäß, etwa 1 Fuß hoch. 9) Ein Backſtein, 8 Zoll lang und eben ſo breit und 2¹⁄₁₀ Zoll dick, mit dem Stempel LEG XXII PPF verſehen, deſſen Buchſtaben 6 Linien hoch ſind. 10) Zwei Stücke mit einem Theil deſſelben Stempels. 11) Ein Stück mit einem ähnlichen Stempel derſelben Legion. 12) Mehre Stücke mit verſtümmeltem Stempel eben dieſer Legion, deſſen Buchſtaben 1⁸⁄₁₀ Zoll groß ſind (ganz derſelbe Stempel, wie er auf einem Ziegelſteine ſteht, den ich von der Capersburg beſitze). 13) Ein Stück Backſtein mit einem runden Stempel, worauf die Buchſtaben LEG XXII PRPF neben-, über- und untereinander ſtehen. 14) Ein Stück Backſtein mit einem runden Stempel der zweiundzwanzigſten Legion, ähnlich dem, welcher in den „Annalen des Vereins für naſſauiſche Alterthumskunde“ abge-

bildet iſt. 15) Drei Stücke mit den Stempeln LEG VIII AVG (jedem fehlt etwas von den Buchſtaben, die übrigens 8 Linien groß und ſonſt, wenigſtens an einem Stempel, ſehr deutlich ſind). 16) Ein Steinſtück mit COH II. (die Buchſtaben 12 Linien groß). 17) Mehre Stücke von Gefäßen aus lemniſcher Erde, darunter einige mit Stempeln, welche Töpfernamen enthalten.

Gegenſtände von Eiſen zeigten ſich an einigen Stellen in beſonders großer Menge, ſo daß man, wenigſtens auf einer derſelben, vermuthen konnte, es habe ſich hier eine Schmiedewerkſtätte befunden. Aufgegraben wurden von Eiſen eine Maſſe von Lanzen- und Pfeilſpitzen, Meſſer, Schlüſſel und Schlöſſer, Nägel von verſchiedener Größe und Form, Bänder und Thürangeln, Krappen und Haken, Werkzeuge wie kleine Spaten, aber mit Oeffnungen zu einem Stiele, Meiſel, Zaumgebiß, Schellen, Ringe, Styli u. dgl. m. Von Bronzegegenſtänden: 1) Der Buckel (Umbo) eines Schildes. 2) Mehre Gegenſtände, welche Knöpfe zu Degengefäßen geweſen zu ſein ſcheinen. 3) Ein Stück, wie unſere älteren Stockknöpfe geſtaltet und wohl auch beſtimmt, das Ende irgend eines Stieles zu bilden. 4) Mehre Agraffen. 5) Ein Haarzängelchen. 6) Eine kleine Schelle. 7) Ein Ring. 8) Herzförmige Zierrathen, oben mit blauer, rother und weißer Email und einem Scharnirchen verſehen zum Oeffnen. 9) Mehre Styli ꝛc. 10) Vor Allem ausgezeichnet und wohl einzig iſt ein aus Bronze gebildeter Calamus, der etwa 7¼ Zoll groß iſt, 2½ Linien im Durchmeſſer hat und etwas gebogen iſt; ſonſt iſt er wie ein Rohr geſtaltet, von gleicher Dicke und an einer Seite faſt wie unſere Federn geſchnitten, nur daß der Spalt etwas kürzer und der Schnabel breiter iſt.

Außerdem kamen noch zu Tage: zweiundvierzig verſchiedene Silber- und Bronze-Münzen, mehre Nadeln von Hirſchhorn mit Knöpfen (wenn ſie nicht auch als Styli dienten) und, ebenfalls aus Hirſchhorn, eine große Anzahl platter, runder Gegenſtände, die mit unſern beinernen Knöpfen einige Aehnlichkeit, nur keine Löcher haben, und die man für die Latrunculi hält, Perlen von Thon und von Bronze ꝛc. Sogar eine ziemliche Lage von altem verbranntem Weizen wurde aufgegraben.

Als Reſultat deſſen, was bis jetzt von der Hunenburg erforſcht iſt,

ergibt ſich nun, daß ſie eine wohlbevölkerte Römerſtätte, wie oben erwähnt, von wenigſtens 1700 Fuß Länge und 1000 Fuß Breite, und kein gewöhnliches Kaſtell, ſondern ein ſogenannter vicus war, deſſen eigentliches Kaſtell etwas weiter nordweſtlich auf dem Degerfeld zu ſuchen ſein möchte, denn die dortige Gegend beherrſcht die Umgebungen mehr, als die eigentliche Hunenburg. Dort fand ich auch ſchon früher die Spuren römiſcher Anſiedelung in aufgegrabenen Fundamentſteinen, Stücken von Backſteinen und allerlei Scherben, beſonders von lemniſcher Erde. Zwiſchen dieſer Stelle und der Hunenburg zeigten ſich ebenfalls Reſte römiſcher Anſiedelung. Die Hunenburg ſelbſt muß wohl ſehr viele Gebäude, ſowohl ſtärkere und größere von Stein, als auch leichtere Baraken, die von Lehm aufgerichtet und ſchnell aufgeführt waren, in ſich gefaßt haben. Die Maſſen von Fundamenten, Ziegeln und Schieferſteinen [1]) beweiſen die Menge derſelben, und die manichfachen andern Gegenſtände belegen, wie andere Römerſtätten, daß ſie eine ziemliche Anzahl von Menſchen in ſich gefaßt haben muß, die ſich bequemlich eingerichtet und mit Allem wohl verſehen hatten, was zu einem langen Aufenthalt und zu einem an Bedürfniſſe gewöhnten Leben gehört. — Unter den Legionen findet ſich hier die zweiundzwanzigſte, deren Daſein in der Wetterau an ſo vielen Orten erſcheint, und dann die achte, welche auch in Friedberg Spuren ihres Daſeins hinterließ. Iſt es erlaubt, aus den wenigen Reſten einen Schluß zu machen, ſo ſcheint die achte vor der zweiundzwanzigſten die Hunenburg beſetzt zu haben. Dies ſtimmt auch mit anderweitigen Nachrichten überein, wonach die achte Legion ſchon im Bataverkriege, die zweiundzwanzigſte aber erſt ſpäter, wohl unter Domitian, nach Germanien kam. — Die vielen Spuren von Brand, welchen man faſt überall begegnet, beweiſen wohl zur Genüge, daß der Ort von einer Feuersbrunſt zerſtört wurde. Ob das bei der gewaltſamen Eroberung durch die Germanier ſtatt hatte, kann nur vermuthet werden. Was dieſe Feuersbrunſt ver-

[1]) Die Schieferſteine, welche man in den Trümmern römiſcher Gebäude findet, ſind großentheils viel dicker, als die unſrigen. So fanden ſich deren auf der Hunenburg, welche einen ſtarken Finger dick waren. Anm. d. Verf.

ſchonte, das zerſtörte ein anderer Feind in der Natur des Bodens. Während man nämlich zu Friedberg eine Menge Gegenſtände faſt noch wohl erhalten, nur allenfalls etwas oxydirt, die von Bronze oft mit dem edeln Roſte (aerugo nobilis) überkleidet findet, iſt hier das meiſte Metall, Eiſen ſowohl als Bronze, durch Oxydirung ſo zerſtört, daß man oft die äußere Form des Gegenſtandes nicht mehr erkennt.

Kaum zwei Büchſenſchüſſe ſüdweſtlich von dem Kloſter Arnsburg iſt eine etwas erhöhte und für eine militäriſche Poſition günſtige Stelle, auf deren höchſtem Platze jetzt ein Baum ſteht. Unmittelbar vor dem ſüdlichen Ende der Stelle treffen zwei uralte Straßen zuſammen, welche, wie wir ſpäter darthun werden, römiſchen Urſprunges ſind. Nördlich, öſtlich und ſüdlich ſenkt ſich an ſeiner Grenze der Boden ſteil ab in Thäler, durch welche auf der einen Seite der Welzbach, auf der andern die Wetter fließt, die gerade hier die Berger Mühle treibt. So erſcheint die Stelle auf drei Seiten von der Natur geſchützt; die vierte mag wohl einſt durch die Kunſt mit einem Wall und Graben gedeckt geweſen ſein, von dem man indeß jetzt nichts mehr bemerkt. Die Stelle hat den bedeutſamen Namen Altenburg und führte denſelben ſchon im Jahre 1151, da Konrad von Hagen und Arnsburg ſie zu einem Kloſter beſtimmte [1]); der daran vorbeiführende Weg heißt der Burgweg. Wenn ſchon dieſe Namen zu der Vermuthung führen müſſen, daß hier in uralten Zeiten etwas dageweſen ſein müſſe, was zu der Benennung Veranlaſſung gab; wenn ſchon die günſtige Lage vorausſetzen läßt, daß die Römer ſie nicht unbenützt werden gelaſſen haben, ſo geben uns die Trümmer, welche man hier findet, hinlänglichen Beweis, daß hier eine Römerſtation zu ſuchen iſt. Sowohl an der ſüdlichen als an der nördlichen Seite bemerkt man noch die Spuren alten Gemäuers; die Quaderſteine kommen an der Nordſeite ſogar zu Tage. Zudem liegt das ganze Feld voller Scherben von gewöhnlichem Thon und von lemniſcher Erde und voller Backſteine. Einen der letzteren fand ich im Herbſte des Jahres 1838 an dem ſüdlichen Abhange; er iſt mit einem Stempel verſehen, und obgleich ein Theil deſſelben fehlt, ſo iſt doch noch ſo viel

[1]) Guden Cod. dipl. I. 199. Kolb aquila certans. Documenta I. 2.

davon übrig, daß man erkennt, es müſſe Cohors I. Aquitanorum geheißen haben. Es ſind nämlich von demſelben gerade noch die Buchſtaben COH I AC erkennbar. Ob ſich gleich anderwärts wohl Stempel der dritten Cohorte der Aquitanier mehre vorfinden [1]), ſo habe ich doch von dieſer erſten Cohorte außer dem meinigen nur noch ein Exemplar geſehen, und zwar in der Sammlung des Herrn Geh. Medicinalrath Dr. Nebel zu Gießen. Derſelbe erklärte mir zwar, der Stein ſei zu Hofgüll gefunden worden. Da mir aber Herr Hofmann, welcher bereits über dreißig Jahre Pachter dieſes Hofes iſt, die Verſicherung gab, daß zu Hofgüll, ſo weit er ſich entſinne, nie dergleichen gefunden worden ſei, da ferner die Altenburg nur wenige Minuten von dieſem Hofe entfernt iſt und das Gebiet der Altenburg zu demſelben gehört, ſo bin ich wohl anzunehmen berechtigt, daß der fragliche Stein auch von der Altenburg, alſo wenigſtens doch vom Gebiete von Hofgüll komme. Derſelbe Stein hat zwar auch keinen vollſtändigen Stempel (das C fehlt ganz und von dem O iſt nur die Hälfte da); die noch übrigen Buchſtaben laſſen aber keinen Zweifel, daß der Stempel ebenfalls Cohors prima Aquitanorum zu leſen ſei. (Es befinden ſich folgende Buchſtaben auf dem Steine: ƆH Ī AQ.)

Da ſich außerdem auf dieſer Altenburg von jeher eine große Menge römiſcher Münzen vorfand, ſo hatte der Abt Peter (Prälat Peter Schmidt von Rockenberg), welcher der Abtei von 1745 bis 1772 vorſtand, und der ein Freund und Gönner der Künſte und Wiſſenſchaften war, Sorge getragen, daß eine Sammlung davon angelegt wurde. Mehre derſelben mögen im ſiebenjährigen Kriege verkommen ſein, wo das Kloſter dreimal geplündert wurde [2]); einen kleinen Reſt davon beſitzt gegenwärtig, ſo viel ich weiß, Hr. Geh. Medizinalrath Dr. Nebel zu Gießen. — Außer dieſem Wenigen habe ich nur noch an der ehe-

[1]) Z. B. in Neckarburken, in Stockſtadt am Main, in Obernburg. Vergl. Steiner Cod. Inscript. Rom. I. No. 114, 159, 160, 169, 170. Anm. d. V.

[2]) Commentatio historica de antiquo Romanorum castro Aquilae vulgo Arnsburg, 121. — Ebendaſelbſt ſind (S. 55) einige dieſer Münzen verzeichnet, die man in der Nähe gefunden. Wie gewöhnlich ſind unter ihnen die meiſten von Trajan. Sie gehen von Auguſt bis auf Conſtantin. Anm. d. V.

Digitized by Google

maligen nach Lich führenden Straße einen Abweisſtein gefunden, welcher nichts weiter als ein Theil einer römiſchen Gußmauer war und ſicher von der Altenburg herrührt. Sodann füge ich noch bei, daß Herr Rentamtmann Fabricius zu Arnsburg, laut einer an den Vorſtand des hiſtoriſchen Vereins zu Darmſtadt gerichteten Anzeige, im Laufe des Sommers 1842 an dem Stande der Früchte ganz deutlich die Richtung der alten Fundamente bemerkt zu haben erklärt. Möchte bald hier genauer nachgeforſcht und was ſich von Bedeutung vorfindet den Freunden des Alterthums nicht vorenthalten werden.

Andere merkwürdige Römerſtätten in der Wetterau ſind folgende: Eine halbe Viertelſtunde von dem Dorfe Inheiden, öſtlich nach dem Graſſerhofe zu und nahe an der Riedmühle, hebt ſich der Boden ein wenig aus ſumpfigen Wieſen, ſo daß dieſe Stelle auf drei Seiten eine natürliche Schutzwehr hat. Sie nimmt einen Flächenraum von etwa 120 bis 130 Morgen ein, der jetzt zu Ackerfeld benutzt iſt, aber überall die Spuren eines früher mit Wohnungen, Mauern ꝛc. verſehenen Ortes trägt. Man bemerkt, wohin man ſich wendet, Scherben verſchiedener Art, beſonders von Gefäßen aus lemniſcher Erde, und Ziegeln, an denen der Mörtel theilweiſe noch ſichtbar iſt. Aeltere Perſonen können ſich noch entſinnen, hier Mauerwerk geſehen zu haben, wovon jedoch die Steine zu andern Zwecken benutzt worden. Die Stelle habe, ſagen ſie, früher nur einen Eingang gehabt, und das ergibt ſich auch aus der Lage. Die Oertlichkeit wird von den Umwohnern gewöhnlich „auf der Mauer“ genannt.

Schon der bekannte Philologe Heuſinger, zu Laubach, theilte hierüber im Jahre 1726 in einem Briefe an Liebknecht mit, was zu Inheiden gefunden worden ſei, und dieſer machte daſſelbe ſpäter bekannt. Nach dieſer Bekanntmachung beſtand es: 1) in einer 3 Fuß hohen großen Urne mit zwei Handhaben; 2) in mehren Schalen von lemniſcher Erde, worunter eine mit dem Stempel MEDDVFF [1]); in dem ſieben Loth ſchweren Bilde eines Stieres von Erz, woran jedoch der rechte

[1]) Es iſt dies derſelbe, der auch, wie ſich ſpäter ergeben wird, zu Mainz, Friedberg, Butzbach u. ſ. w. vorkommt. Anmerk. des Verf.

Hinterfuß und ein Theil des Schweifes fehlte; endlich 4) in einem kleinen Schwerte. Außerdem befindet ſich bei Liebknecht ein Verzeichniß von dreizehn daſelbſt gefundenen römiſchen Münzen, nämlich: 1) Ant. III. vir. 2) Caes. Vesp. Aug. 3) Imp. Caes. Ner. Trajan. 4) und 5) Ant. Aug. Pius. 6) Faustina Augusta. 7) M. Comm. Ant. 8) L. Sep. Sever. 9) Julia Augusta. 10) Imp. Maximinus. Pius. Aug. 11) M. Antoninus Aug. 12) Imp. Alexander. Pius. Aug. 13) Sall. Barbia Orbiana Aug. — Dergleichen Münzen wurden auch ſpäterhin noch zu Tage gefördert. Im Jahre 1836 fand ſich eine Fauſtina von Silber, welche durch Herrn Pfarrer Eich in des Hiſtoriographen Herrn Steiner Beſitz gelangte. — Im Jahre 1837 veranſtaltete der Ortsbürger Joh. Weber jun. daſelbſt eine Nachforſchung und fand verſchiedene Todten-Urnen von gelblich- und graulichweißer und ſchwarzer Farbe, wovon aber die meiſten in Stücke zerfielen. Sechs guterhaltene Urnen [1]) nebſt einer beſchädigten Schale von lemniſcher Erde kamen in den Beſitz des Herrn Pfarrer Eich. Einige Urnen, ſowie ein ſogenanntes Thränenfläſchchen, erhielt Herr Diſtrikts-Einnehmer Bachmann zu Hungen. Ein gegen 2 Fuß hohes zweihenkeliges, dort aufgegrabenes Gefäß (Dolium), das aber aus mehren Stücken beſteht und von Draht zuſammengefügt iſt, ſah ich bei Herrn Rentmeiſter Krieck zu Utphe. Derſelbe beſitzt mehre ſogenannte Thränenkrüge, ſowie ein Gefäß, welches man für eine Rauchpfanne hält. Seiner Verſicherung nach wurde vor nicht langer Zeit ein wohlerhaltenes Gefäß von lemniſcher Erde daſelbſt aufgegraben und dem Herrn Grafen von Solms-Laubach zugeſandt. Aus allen dem erhellt, daß hier eine Römerſtelle zu ſuchen ſei.

Auch in dem Markwalde von Bellersheim befindet ſich eine Oertlichkeit, die Alteburg genannt. Dieſe letzte liegt auf einer faſt ganz ebenen Fläche, worauf Buchen wachſen. Wall und Graben ſind verſchwunden, doch zeigt der Platz ſelbſt, daß das Ganze ein Viereck geweſen. Spuren von Mauern und alten Gebäuden, namentlich von einem runden Thurm und mehren viereckigen Häuſern, ſind noch leicht

[1]) Ich vermuthe, daß es vielmehr ſogenannte Thränenkrüge waren.

zu erkennen. Das Ganze ſcheint ein längliches Viereck von 650 Fuß Länge und 380 Fuß Breite gebildet zu haben, alſo ein Kaſtell geweſen zu ſein.

Andere Ueberreſte von Römerſtätten zeigen ſich zu Bergheim, bei Wölfersheim und am ſteinernen Haus an der hohen Straße, zwiſchen Melbach und dem kurheſſiſchen Dorfe Rädchen, ferner in der Altenburg bei Wickſtadt, auf der Heide bei Kaichen, unfern Groß- und Klein-Karben, in der Krachenburg zwiſchen Kleinkarben und dem kurheſſiſchen Dorfe Gronau, auf dem Heidenkopf oder dem Heidenſchloß bei Nieder-Wöllſtadt, in der Gegend von Echzel, von Rockenburg, zu Aſſenheim, zu Altenſtadt und Lindheim, zu Lich, Hungen, Nidda, Ortenberg und Büdingen.

Aus allen dieſen Angaben, ſagt der gelehrte Verfaſſer, erhellt zur Genüge, daß der römiſchen Anſiedelungen und Befeſtigungen in unſerer Wetterau ſehr viele waren. — Ueber die alten Römerſtraßen und einige andere ſehr intereſſante Forſchungen, welche die Schrift des Hrn. Rath und Profeſſor Dr. Dieffenbach, „zur Urgeſchichte der Wetterau," enthält, werden wir ſpäter einen letzten Auszug mittheilen.

Aeltere Reiſen und Ereigniſſe.

Die Pilgerreiſe des Landgrafen Ludwig V. von Heſſen-Darmſtadt nach dem heiligen Grabe und ſein Beſuch bei dem Papſte Paul V. zu Rom im Jahre 1618 und 1619.

Von Ludwig Baur, großherzogl. heſſ. Archivar in dem geheimen Staats- und Haus-Archive ꝛc. ꝛc.

Eine der wichtigeren und intereſſanteren Epiſoden in der Lebensgeſchichte des Landgrafen Ludwig V. war die von ihm in den Jahren 1618 und 1619 unternommene, aber nur bis zur Inſel Malta wirklich ausgeführte Reiſe nach Jeruſalem. In ganz Deutſchland, namentlich aber in dem proteſtantiſchen Theile deſſelben, rief dieſe auffallende Pilgerfahrt eines evangeliſchen Fürſten, welcher in ſeinem Zeitalter eine bedeutende politiſche Stellung einnahm, eine außerordentliche Senſation hervor, und es verbreiteten ſich über dieſelbe die abentheuerlichſten Gerüchte. Wir wollen verſuchen, aus den freilich nur noch ſehr ſparſam vorhandenen Aktenſtücken, von deren Umfang und Bedeutſamkeit hier wie überall der Geſchichtſchreiber ſtets abhängig iſt, und mit Hülfe mühſam aus Rechnungen, Correſpondenzen u. dgl. zuſammengetragener Notizen [1]) ein möglichſt vollſtändiges Gemälde jener, auch als Beitrag zur

[1]) In dem hier befindlichen Exemplare von Buchs heſſ. Kronik fehlt der Zeitraum vom 9. Mai 1618 bis 6. April 1620, in welchen gerade dieſe Reiſe fällt. Es ſind dafür drei weiße Blätter gelaſſen.

Die vorzüglichſten Reiſen, welche der Landgraf überhaupt machte, ſind fol-

Sittengeſchichte nicht unintereſſanten Reiſe, und derjenigen Motive zu entwerfen, durch welche der Landgraf zu deren Vornahme beſtimmt worden iſt.

In älterer und neuerer, ſelbſt in neueſter Zeit noch hat man über die Frage geſtritten, welches wohl die Beweggründe geweſen ſein möchten, die Ludwig zu einem Entſchluſſe beſtimmt haben, der einige Jahrhunderte früher wohl natürlich erſchienen wäre, bei den damaligen politiſchen Conjuncturen aber, wo die Gährung der Gemüther den höchſten Grad erreicht hatte, der Ausbruch eines blutigen, langdauernden Krieges täglich zu erwarten und in dieſem Falle Alles für den abweſenden Landgrafen auf dem Spiele ſtand, ohne Beiſpiel und gänzlich unbegreiflich war. Man konnte ſich dieſen Schritt, und dahin ging auch fortwährend die öffentliche Meinung, nicht anders erklären, als daß der Landgraf eine Religionsänderung beabſichtige und dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg folgen werde, der einige Jahre zuvor insgeheim zur römiſch-katholiſchen Kirche übergetreten und ihm überdieß ſehr befreundet war. Dieſe Meinung wurde noch beſonders durch den Umſtand unterſtützt, daß Ludwig auf der genannten Reiſe nur katholiſche, aber gar keine proteſtantiſchen Höfe beſuchte, daß er auf derſelben mit dem Papſte Paul V. in Rom eine Unterredung hatte [1]), daß er ſeit einer Reihe von Jahren mit den bedeutendſten Vorfechtern des Katholizismus in ſtets lebhaftem Verkehre ſtand, auch die eifrigſten Gegner des Proteſtantismus bei ihm ein- und ausgingen; Verbindungen, welche er übrigens lediglich im wohlverſtandenen Intereſſe ſeines fürſtl. Hauſes unterhielt, durch deren Hülfe er auch ſeine Agnaten zu Caſſel weit über-

---

gende: Im Jahre 1594 und 1595 nach Lothringen; 1601 nach Croſſen in der Mark Brandenburg; 1603 ebendahin und nach Franken; 1604 nach Plaſſenburg; 1607 nach Prag; 1608 nach Ansbach; 1610 und 1611 nach Jütterbock; 1612 nach Onolzbach; 1613 nach Regensburg; 1614 nach Naumburg und 1617 nach Pommern und Meiſſen. Ueber die geheime Reiſe Ludwigs nach Dresden und die folgenreiche öſterreichiſche Zuſammenkunft daſelbſt, welche dieſe Reiſe erklärt, vergl. v. Rommel, heſſ. Geſchichte, Band VI. p. 188.

[1]) Senkenberg, Deutſche Reichsgeſch. XXIV. 272.

flügelte. Hierzu kam noch ſeine bekannte Anhänglichkeit an den Kaiſer und das öſterreichiſche Haus, welche ihm den ehrenvollen Beinamen „des Getreuen" erwarb. Uebrigens ſcheint der Landgraf ſelbſt vorausgeſehen zu haben, zu welchen üblen Nachreden der Schritt, zu dem er ſich, wie er mehrmals ſagt, aus eigner Bewegniß und aus gewiſſen Urſachen entſchloſſen, Veranlaſſung geben werde: denn er ſchrieb am 19. Februar 1618 ſeinem Bruder, dem Landgrafen Philipp von Butzbach, welchem er ſtets ein beſonderes Zutrauen erwies:

„Ich bitte aber E. L. umb Gotteß willen, ſie wöllen ferner dießes werks vnd Meines vorhabens wegen Jegenn Niemand auch meiner Diener keinen nichtß mehr gedenkhen laſſen, damit alleß ſo viell möglich inn der ſtille verpleiben möge, nur allein darumb, daz eß nit mehr geſpräche gebe, dann E. L. ſelbſtenn hochvernunfftigk zu erachten, dz mir leichttlichen große vngelegenheit vnd ſchimpfliche Nachreden darauß entſtehen köntten, Waß ſonſten Mein vorhaben betrifft, hab ich ſolcheß ledtiglich in Gottes willen geſtellet, vnnd bitte ihn, dz er mein Herz alſo inn dießen ſachen regieren wölle, wie es ihme gefälligt wird ſein, zweiffle auch gantz nicht Seine Allmacht eß alſo ſchickenn werde, dz ich deroſelben zu dankhen vmb ſo viell mehr vrſach haben werde."

Ebenſo äußert ſich der Landgraf in einem Briefe vom 16. April 1618 an den Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg, denjenigen ſeiner Schwiegerſöhne, mit welchem er in der vertraulichſten Correſpondenz ſtand:

„E. L. trewhertzige erJnnerung meines bewuſten vorhabens wegen, nehme ich von E. L. Gott weis treulich vnnd wolgemeint vff, vnd zweiuele Ich auch gar nit, wie E. L. hochvernünfftig andeuten, da ſolches zu werkh gerichtet werden ſolte, dz meine mißgunſtige viel vngleiche discurs deswegen machen wurden, man muſte aber vf ſolchen fal die Leuthe reden laſſen, dan E. L. Ich treulich verſichere, dz Ich, da es alſo Gott gefallen wirdt, mein vornehmen zu werkh richten ſolte, vor allen dingen dahin ſehen wil, dz Ich ein gut gewiſſen behalte vnd ſtandthafftig in meiner Religion bey meinem Gott verbleibe, durch hülf vnd beyſtandt Gottes des heiligen Geiſtes."

So blieb denn auch Ludwig ſtets eifriger Proteſtant und ſtrenger Anhänger der ungeänderten Augsburgiſchen Confeſſion [1]).

Der Entſchluß, eine Wanderung nach dem heiligen Grabe zu machen, wurde einzig und allein durch das Zuſammentreffen verſchiedener ſchmerzlicher Ereigniſſe und die dadurch erzeugte Verſtimmung des Gemüths des Landgrafen hervorgerufen. Namentlich war es der Tod ſeiner geliebten und tugendhaften Gemahlin Magdalena von Brandenburg (ſtarb 4. Mai 1616), ſowie der ſeiner hochverehrten Stiefmutter Eleonore von Würtemberg (ſt. 12. Jan. 1618), welcher ihm ſo nahe ging, daß er ſich kaum zu faſſen wußte, und nur in dem Beſuche derjenigen Orte, wo unſer Heiland gewandelt und gelitten, Troſt und Beruhigung zu finden glaubte. —

So ſehr geheim auch des Landgrafen Vorhaben gehalten wurde (es ſchrieb derſelbe Alles, was vor, während oder nach der Reiſe auf dieſelbe Bezug hatte, faſt ohne Ausnahme, mit eigner Hand), ſo entſtand doch bald „ein Geſchrei unter den Leuten,“ namentlich zuerſt in Frankfurt [2]). Von allen Seiten wurden die dringendſten Abmahnungen, insbeſondere auch aus religiöſen Gründen, von dem bewährten Freunde ſeines Vaters, nämlich von dem Grafen Ludwig zu Leiningen-Weſterburg, an den Landgrafen gerichtet; aber vergeblich, ſie wurden ebenſo ſtrenge zurückgewieſen, als er es ſeinen Kindern und Dienern auf das Ernſtlichſte unterſagte, ihm ferner mit dergleichen Bitten beſchwerlich zu fallen, da er ſeinen Entſchluß nimmermehr ändern werde. Daſſelbe geſchah auf ein Bedenken, welches Landgraf Philipp durch ſeinen gelehrten Pfarrer Dr. Dietrich zu Butzbach, jedoch ohne Angabe von Namen, verfertigen ließ, und eine Aufzählung aller der Gründe enthielt, die Ludwigs Entſchluß wankend machen konnten, als: die Unverbindlichkeit eines etwa gethanen Gelübdes, — verwaiſtes Land und

[1]) Vergl. darüber auch die ſpäteren aus Spanien, Malta und Italien geſchriebenen Briefe.

[2]) Schon im Juni 1617 erkundigte ſich der Landgraf bei dem kaiſerlichen Obriſten Johann Lukanus zu Prag, wie er ſeine Reiſe am beſten bewerkſtelligen könne, ob über Venedig, ob in Pilgerkleidern oder in griechiſchem Habit, wie er es mit den Wechſeln halten ſolle u. ſ. w.

Digitized by Google

Regierung, — Verführung zum Abfall an Orten, an denen allein die katholiſche Kirche herrſche, weßhalb ihm dieſe Reiſe auch von gewiſſen Orten gerathen worden ſey, — das von Gott verfluchte Ziel derſelben, wo Chriſtus und die Propheten getödtet worden, — das Verlaſſen der fürſtlichen Kinder, die ohnehin ſchon ihrer Mutter beraubt ſeyen, — der beſorgliche Schaden an Leib und Seele, Ehr und Gut, — man ſolle nicht nach dem irdiſchen, ſondern nach dem himmliſchen Jeruſalem ſtreben, — die Mißbilligung der anderen Fürſten u. ſ. w. Der Landgraf gab hierauf am 1. April 1617 Folgendes zur Antwort:

„Waß daß bedenken an ſich ſelbſt anlangt muß Ich zwar bekennen, daß viel ſtarcke Argumenta darinn zu befinden, welcher wegen ſolch mein vorhaben wol in Consideration vndt bedencken zu ziehen, herkegen aber habe Ich wiederumb ſehr wichtige vndt hohe vrſachen ſo theils vff meinem verſpruch beſtehen, die mich zu ſolcher meiner Resolution bewogen, weil aber Itzunder noch, Ich nit gewiß wiſſen kann, wie es mit meiner bewuſten angelegenen ſachen ausſchlagen möchte, will Ich E. L. freundtbruderlich gebetten haben, ſie mir nit vor vbel vffnemen wollen, daß Ich mit meiner entlichen Resolution vff diß E. L. freundtbrüderliches ſchreiben, biß dahin, nemblich biß daß meiner ſachen wegen gantz kein Hoffnung mehr iſt, vffſchub neme, vndt will Ich Alßdann, nit vnderlaſſen E. L. hinnwieder meine bedencken vndt vrſachen ſo zu dieſer Resolution mich bewegen, in höchſtem freundtbrüderlichem vertrauwen zu entdecken, vnderdeſſen aber will Ich Gott von hertzen bitten, daß S. Allmacht mir vff ſolchen vnverhoften wiedderigen fall wie auch in Allen Anfechtungen Chriſtliche gedult verleihen wölle, daß ich Alles hertzenleidt mit gedult möge tragen vndt durch Gottes hülff vberwinden, Auch daß Gott mich wölle behuten, daß Ich in Aller wiederwertigkeit, nichts nit möge vornehmen, daß wieder Gott, wieder mein Chriſtlich gewiſſen, wieder meine ehr, Reputation, auch nit wieder mein noch meiner kinder vnde lieben angehörigen Zeitliche noch ewige wolfahrt ſeie, Auch daß vnſer Herr Gott, da es ſein göttlicher will iſt, zu ſolchem meinem vorhaben glück vndt ſegen verleihen wolle daß Ich mit geſundheit vndt ohne meiner ſeelen ſchaden mit freuden ſolches möge verrichten vndt daß mich Gott in ſeinem ſchutz an Allen orten erhalten

vor gefengnuß vndt vor banden bewaren, auch entlich wann vndt wo es S. Allmacht gefallen wirdt, mir ein ſeligen thodt beſcheren wolle, will alſo Alles durch daß gebet in Gottes willen ſtellen, waß dann entlich Gott gefallen wirdt, das mag geſchehen, vndt will Alſo in dieſem E. L. getreuwen Raht gern folgen, Nemblich daß Ich Gott anrufen will, daß er mich Alſo wölle Regieren, nach ſeinem göttlichen willen, wie es zu ſeines namens lob vndt preiß möge gereichen."

So waren denn weder dieſe Vorſtellungen, noch auch ein Fußfall, welchen der Hofprediger H. Leuchter und des Landgrafen Söhne, Georg und Johann, vor ihm thaten, vermögend, eine Aenderung ſeines Sinnes zu bewirken. Zwar wurde die Reiſe im März 1618, wichtiger eingefallener Verhinderung halber, eine Zeitlang aufgegeben, auch die bereits im Betrag von mehr als 20,000 Dukaten nach Madrid, Conſtantinopel und Jeruſalem angewieſenen Wechſel wieder zurückgezogen, allein ſchon im Juli (31.) deſſelben Jahres wurde durch Allerhöchſtes Reſcript rückſichtlich der Landesadminiſtration während der Abweſenheit des Regenten die Verfügung dahin getroffen, daß die beiden Kanzleien zu Gießen und Darmſtadt, wie bisher, die Regierung und Juſtiz verwalten, der geheime Rath aber, beſtehend aus dem Erbmarſchall Georg Riedeſel zu Eiſenbach, Johann Piſtorius, dem Vicekanzler Dr. G. Terhell und Dr. J. Faber, alle Rechte ausüben ſolle, welche Reſervat des Landesherrn und von dieſem ſeither in Selbſtperſon ausgeübt worden ſeien. Dagegen ſolle in Sachen von beſonderer Importanz, namentlich der Dreieichiſchen und der Marburger Succeſſionsſache, der Rath des Landgrafen Philipp erfordert werden, auch deſſen Stimme bei gleichen votis den Ausſchlag geben. Außerdem wurde das Land Chur-Sachſen, Chur-Mainz, Chur-Pfalz, Landgraf Moriz zu Heſſen, Herzog Georg zu Lüneburg, dem Reichshofrathspräſidenten Grafen (ſpäter erſten Reichsfürſten) von Hohenzollern-Hechingen und dem Reichsvicekanzler anempfohlen.

Am 1. Auguſt 1618 [1]) reiſte alſo Ludwig zuerſt zu ſeinem Schwiegerſohne dem Herzoge Ludwig Friedrich von Würtemberg nach Müm-

[1]) Die Zeitangaben ſind durchgehends nach neuem Styl angegeben.

pelgard ab. Seine Begleitung beſtand aus ſeinem Bruder Landgrafen Friedrich und einem kleinen Gefolge, worunter ein Wormſer von Adel, den ihm der Herzog mitgab, ferner der Rath und Hauptmann zu Gieſſen Wolf von Weitolshauſen, gen. Schrautenbach, ſowie ſein Stallmeiſter v. Seebach und der Ritter Melchior v. Schwalbach, letzterer gegen ein Reiſegeld von 600 fl. und monatlich 50 fl., freie Koſt, Zehrung und nothdürftige Kleidung. In einer Urkunde vom 31. Juli 1618 bekennt der Landgraf, daß ihm weder der v. Schrautenbach, noch der v. Schwalbach zu der Reiſe gerathen, ſondern daß ſie ihn auf ſeinen Befehl begleiten müßten, weßhalb er ſie auch gegen alle Angriffe ſchützen wolle. In Mümpelgard erhielt Ludwig am 16. Auguſt nochmals von Landgraf Philipp eine dringende Abmahnung von der hochgefährlichen und unnöthigen Wanderſchaft, unter Ueberſendung einer in ſeinem Dorfe Münſter gebornen Mißgeburt, als Zeichen der Drohung und Warnung Gottes. Statt aller Antwort bezog ſich der Landgraf auf das, was er ihm mündlich zu erkennen gegeben, indem er zugleich bemerkte, daß er in einigen Tagen ſeinen Weg nach Beſançon nehmen werde.

Vor der Abreiſe hatte Ludwig für den Fall ſeines Todes verordnet, daß das in ſeinem Kabinetchen links vom Eingange ſtehende, in Wachstuch verpittſchirte Käſtlein, wozu auch das Schächtlein, mit dem neuen kleinen Geheimſiegel, darauf Blümlein mit der Umſchrift: „Vergiß mein nicht" verſiegelt, gehöre, der Churfürſtin Hedwig von Sachſen Wittwe, geb. Königl. Prinzeſſin von Dänemark, überliefert werde.

Die Reiſe ging zunächſt über Baſel, wo dem Landgrafen große Ehre erwieſen wurde, Plaumont, bis wohin ihm der Herzog Ludwig Friedrich das Geleite gab, und Beſançon nach Lyon. Man langte daſelbſt am 28. Auguſt gegen Abend an, und fuhr zu Waſſer über Avignon nach Marſeille. Bei Avignon gerieth das Schiff auf einen Felſen und wäre beinahe geſtrandet. In Marſeille, welches man am 5. Septbr. erreichte, wurde Stilllager gehalten. Von hier aus ſchrieb Ludwig auch am 10. September an ſeinen Bruder Philipp.

„Geſtern ſeindt wir mit zween Galleren hinauff gefahren den großen Gallern zu Tolon, ſo Prinz Moritz den Maltheſer herren verehret, vnnd vber die maſſen ſchön vndt wohl erbawet iſt, zu holen vndt hier

zu begleiten. Alß wir aber ein franzöſiſch meilen oder 9 von hinnen ins meer kommen, iſt der windt zu ſtark worden, daß die vorderen sclaven im Waſſer geſeßen, vnd die ancker außwerffen müſſen, welches aber doch entlich auch nit gut thun wöllen, ſo daß wir Alſo vns wenden, die ſegel vffziehen vndt alſo vor den windt wieder anherein den port nit ohne gefahr, vns retiriren müßen, Es iſt ſo geſchwindt gangen, daß wir nit viel vber eine ſtunde an den 9 meilen, welches 3 teutſche macht, gefahren, Iſt an ein gewaltig ſpeyen [1]) gangen bey etzlichen von vnſern leuten, vnſern bruder Landgraf Fritzen vndt mich hat es nit gehindert."

In Toulon erfuhr Ludwig, daß das Schiff erſt in 8 Wochen abgehe. Er beſchloß daher, während dieſer Zeit eine Reiſe nach Spanien zu thun. Am 14. September ging er zu Schiff dahin ab und kam über Montpellier, Frontignan, wo ſich ſein Bruder Friedrich von ihm trennte, um nach Blois zu reiſen, Narbonne, Carcaſſonne, Toulouſe, Pau, Tarbes, Oleron am 17. October auf erbärmlichen Wegen durch die Pyreneen nach Saragoſſa und fürders, nachdem er ſich in Toulouſe ſein Geld hatte auf Wechſel legen müſſen, weil Niemand Geld von einem Königreiche in das andere führen durfte, etwa am 23. October in Madrid an, ohne von irgend Jemand ſeiner Confeſſion wegen beläſtigt worden zu ſein. Er ſtieg daſelbſt in dem Hauſe des kaiſerlichen Geſandten, Grafen Khevenhüller, ab, machte dem damaligen Könige Philipp III., ſowie den andern Königlichen und Fürſtlichen Perſonen, auch den ſpaniſchen Granden und vornehmſten Dienern ſeine Aufwartung, und wurde von allen Seiten, namentlich auch von den fremden Geſandten, mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Der Landgraf blieb zu Madrid bis Anfang December. Er erhielt während dieſer Zeit ſowohl von ſeinen Söhnen Georg und Johann, wie auch von ſeinem Schwiegerſohne, dem Herzog von Würtemberg, Schreiben, worinnen er wiederum inſtändigſt gebeten wird, jetzt, nachdem er Spanien durchreiſt, in die Heimath zurückzukehren. Ludwig beharrte jedoch fortwährend auf ſeinem Vorhaben und kehrte über Montpellier nach Marſeille zurück. Von Montpellier aus ſchrieb er am 24. December an ſeinen Bruder Philipp:

---

1) Sich übergeben.

„E. L. berichte Jch ſonſten daß Jch meine Reiſe durch ein Theil deß königreichs Hispanien, nemblich von Tolouso vff Oleron, Caracossa, Alcala, Madrid, Toledo, Valencia, Barcelona vndt hierher Gott lob glücklich vollebracht vndt iſt mir vom könig viel gnadt vndt ehr wiederfahren, dann Jre Maiest. mich in ein eigen Palatium logiren vndt Stattlich tractieren laſſen, haben mich auch mit einem Diamant Ring ſo kaiſer Caroli Quinti geweſen vndt vff etlich tauſendt Cronen geſchetzt worden, verehrt, Es iſt mir der Religion wegen nit daß geringſt zugemutet worden, Auch nit ſo viel daß in einige Meß zu gehen an mich were begert worden, vndt iſt vns Alſo Gott lob gar wol gangen, Auſſer dem daß Jch bei Reguemia 12 meil von Valencia mit einem Eſel vff ein bein gar hart gefallen, daß Jch auch biß in Sechſten tag zu Valencia zu bett liegen müſſen, Jch bin aber von daraus mit kutſchen vndt ſenften, biß hiehero fort gereiſt, hoffe vbermorgen wills Gott die Post von hier vff Marsilia zu neemen, wie Jch darnach weiter meine Reiſe anſtellen werde, will ich E. L. in kurtzem mit mehrem berichten, Bitte auch hierneben E. L. nochmals freundtbruderlich ſie wöllen ſich die meinigen, zum beſten laſſen befehlen, vndt ſich gewiß verſichern, daß die Dage meines lebens ſolcher bruderlichen treuwe Jch nit vergeſſen, ſondern in Allen occasionen derſelben zu dienen, Jederzeit bereitwilligſt werde erfunden werden."

An den Herzog von Würtemberg ſchrieb Ludwig von Marſeille aus am 1. Jan. 1619:

„E. L. trewhertzige Erinnerung nehme Jch, Gott weiß, gar wohl vff, vnd wolte von hertzen nichts liebers wünſchen, Alß daß Jch bey E. L. vnnd meinen hertzallerliebſten Kindern ſein möchte, Jch bin aber in dieſem labyrinth vnd kan nicht wider zu recht kommen, vnſer herr Gott wölle mir darauß helffen, Jch zweiffle nit E. L. meiner hertzlieben Kindern vnd meiner lieben Angehörigen gebett, würd nit vergebens ſein, Sondern vnſer herr Gott werde alles zum beſten ſchickhen, vnd ſeine gnad verleyhen, daß Jch etwan in Ein Monat oder fünff wieder bey E. L. ſein möge, Gott gebe dazu ſeine Gnad. E. L. ſeyen verſichert, daß vmb E. L. vnd meiner Kinder willen, Jch meine Rayß abkürtzen will, ſoviel mir müglich iſt, ohne verletzung meiner reputation zu thun.

Zu Malta will Ich Raths pflegen, vndt da es mir Alß vnmüglich ſollte widder Rahten werden, dürfte Ich wol allda vff Italien heimzuziehen, vnſer herr Gott dirigire es Alles wie es Im gefelt.“

Unterm 4. Jan. 1619 ſchrieb er auch von Toulon aus an Landgraf Philipp:

„Ich wolte auch von grunde meines hertzens wunſchen, daß ich E. L. dero begeren nach mit meiner Rückreiſe willfahren können, ſo haben aber E. L. doch hochvernunſtig zu erachten, weil Ich nunmehr ſo lang Allhier vnd zu Marſilien biß in die 3 wochen deß windts wegen gewartet vnd eben itzo mich Imbarquiren ſöllen, daß es verkleinerliche reden mir geben vnd zum höchſten ſpott gereichen möge, da Ich meine Resolution endern ſolte, bitte derowegen freundlich E. L. mich dißmals vor entſchuldigct halten wöllen. Ich will Aber nit vnderlaſſen da mir gott nach Malta helffen wirt E. L. erinnerung ſoweit in acht zu nemen, vndt deß Großmeiſters oder aber anderer Cauellieri Raht In holen, ob ſie Rahten, weil Ich leider zimlich bekannt worden wegen deß lang ſtilligens Allhier vndt zu Marſilien, daß Ich meine Reiſe fortſetzen ſolle, vndt ob ſie vermeinen, daß da Ich an landt ſetzen wurde, weil Ich numehr vnbekanndt nit reiſen kann, Ich nit etwan von den Turcken möchte angehalten werden, waß nun mir Alſo gerathen wirdt, dem will Ich wills Gott ſo viel möglich nachſetzen, Die kaufleut Allhier ſagen es habe keine noht wann die Turcken ſchon wiſſen wer Ich ſeie, ſie lieſſen Idermenniglich Passiren, daß Schiff iſt Gott lob mit geſchütz vndt Munition wol verſehen, daß wir vns im nothfall mit Gottes hülff wacker zu wehren gedencken, vnſer herr Gott gebe das wirs nit bedurffen, von hier nach Malta iſt der Corsari wegen die gröſte gefahr, von Malta auß ſagen ſie ſeie es gar ſicher. Von hertzen vngern ſetze Ich von der Reiſe auß, da zu Malta mir nit zum höchſten wiedder Rahten wirdt, werde Ichs in Gottes namen wagen, Solte aber der Großmeiſter vndt andere Cauallieri darvor halten, daß, weil Ich bekandt, mann mich beim kopf nemen wurde da Ich an Landt ſetzte, würde Ich wieder meinen willen Gott weiß verhindert vndt müſſe Allein deßwegen mein vorhaben endern, der gefahr der Reiſe, vngelegenheit deß waßers vndt ferne deß wegs wegen ſolte mich nichts Außer Gottes gewalt abhalten,

Jch verhoffe aber da es ſolcher geſtalt mir widderrahten wurde, von dem Großmeiſter vndt andern Cauallieri Zeugnus zu haben daß es an meinem guten willen nit gemangelt, ſondern Jch gethan, waß mir möglich geweſen, daß Jch nit möge zu ſchanden werden, dann mein gewiſſen vndt mein ehr mir lieber iſt, Alß mein leben.

Daß Landtgraff Moritz mit ſeiner gemahl in Frankreich geweſen kömbt mir ſeltzam vor, Jch glaub die ſchrauben ſeien vns Alle loß gangen, Jch wolte aber doch nit mehr Alß daß er ein eidt geſchworen hette mir zu folgen, wo Jch geweſt were vndt wo Jch noch hinkommen würde.

Waß wegen enderung der Religion von mir außgeſprenget worden, Thut mir wehe, geſchicht aber nur von meinen mißgünſtigen, vndt nimbt mich wunder daß hertzog häns Ernſt ſolchem geſchrey ſo leichtlich glaubet, weil zu heidelberg vber der taffel er deſſen gedacht, Jch bedanke mich aber Jegen E. L. gar freundtbrüderlich daß ſie mich verantwortet, dann Jch Gott lob keine enderung der Religion in meinem hertzen habe ſondern durch beiſtandt Gottes deß heiligen Geiſtes bei vnſerer einmal erkanten wahren Religion der Augspurgiſchen Confession beſtendig biß in meinen thodt zu verharren gedencke."

Am 19. Januar 1619 beſtieg der Landgraf Morgens frühe zu Toulon das Schiff St. Francesco, einem gewiſſen Thomas von der Straßen gehörig [1]), mit welchem dahin accordirt wurde, daß die Ueberfahrt nach Alexandrien gegen Erlegung von 1500 Cronen und von da nach Jeruſalem um 1000 Cronen erfolgen, dieſer Preiß ſich aber um einige hundert Cronen ermäßigen ſolle, wenn dem Schiff Zeit gelaſſen werde, ſich zu beladen, und weder in Malta noch ſonſten ein Aufenthalt ſtatt fände. Das ſchöne, große und gute Schiff St. Francesco führte 26 Geſchütze und der Capitän wie der Steuermann deſſelben waren reformirter Religion, worauf man einen beſonderen Werth legte. Deß-

---

[1]) Dieſer Thomas von der Straßen, ein Kaufmann, wie es ſcheint, erhielt von dem Landgrafen, wegen unterſchiedlicher gutwilliger und verträglicher Dienſte und Gutthaten zu der vorhabenden Reiſe über das Meer, das Privilegium (d. d. Toulon, 2. Januar 1619), in ſeinem Fürſtenthume wo und wann er wolle, hohes und niederes Wildpret zu ſchießen.

halb ſchreibt der Hauptmann und Rath Joh. v. Schrautenbach an Landgraf Philipp:

„despuis nous auons les Bibles, et nos liuers de prieres et chansons, di façon que nous pouuons librement et sans faintise, louer et prier dieu, ce que j'estime un bon rencontre pour nous, aussy auons nous le vaysseau tout a nostre commendement etc.“

In Malta am 1. Februar angelangt, wurde Ludwig von den Johanniter Rittern, dem Großmeiſter Louis d'Vignacourt, Prinz von Gozza, an der Spitze, auf das Glänzendſte empfangen, ihm jedoch von Allen die Reiſe nach Paläſtina abgerathen. Man höre hierüber, wie über die Fahrt nach Malta wieder den Bericht des v. Schrautenbach, d. d. Malta am 12. Februar 1619:

„E. f. G. ſoll ich mitt erfreuwttem gemühtt vnderthenig nichtt pergen, wie gott lob vnd danck dero geliebtter herr bruder mein g. f. u. h. nuhmehr eyneßmahls-treuwem vndt guttem rechtt zu volgen, vndtt dero Rayß naher Jeruſalem einzuſtellen, ſich gnedig reſoluirett, vndt iſt alſo zugangen weyll zu Tolon vndt auch zuuohr, alle vnderthenige treuwhertzige warnuhngen bitten vndtt flehen, mitt vermahnung der groſſen vndtt euſſerſten gefahr, darin J. f. g. ſich durch ſolche rayſe, ſtecken würden: nichtts helffen wollen, hab ich benebens andern J. f. g. folgen müſſen, Interim J. f. g. alß vnderthenig gebethen, daß ſie zuuorderſt zu Malta ahnlanden vndtt bei J. f. g. dem hern großmeyſter, oder andern Rittern welche zu ſagen faſt täglich mitt den türcken zu thun haben (ob ſolche rayß J. f. g. zu thun möglich) befragen wolten. Welcher J. f. g. enttlich mitt großer mühe beredett worden, den J. f. g. wollten von keynem vmwenden hören. Sindtt alſo in gottes nahmen den 19. Januarij st. nov. des morgens frühe zu Tolon zu ſchiff gangen, ein ſtück wegs in die ſehe gefahren, aber den andern tag vff 1 meil nahe widder bey Tolon geweſen, darnach haben wir ein wenig windtt bekommen, haben alſo den 23. ejusd. die Inſul Sardiniam ins Geſichtt gebrachtt, bis in dritten tag längſt derſelbigen hergefahren, den 28. iſt vns ein groß ſchiff enttiegen kommen, vndtt weill wir nichtt gewüſt ob es feindtt oder freundtt ſey, haben wir vns alle ſamptt zum ſchlagen gerüſtett vndtt alle ſtück vorgezogen, oben auff das ſchiff ver-

nagelltt vndtt vffs beſte verwahrtt, alß wir kundtten. Gemeltt ſchiff aber nahm ſeynen weg zur ſeytten, welches wir den hertzlich wohl zufrieden wahren, haben gottlob ſonſt weytter nichtts antroffen. Als wir zwiſchen Sardiniam vndt der Inſul Zimbolo kahmen, da der rechtte ortt iſt, da ſich die corſaren zu haltten pflegen, wardt das meer gantz ſtill-ohne windtt, hatten bißweilen ſeltzame gedanken, aber gott behüttet vns, den den dreyſigſten haben wir barbaria, vndtt nemblich das gebirg bey Biſertta vndtt Tunis, da die corſari zwey freye portt haben, geſehen, den 31. haben wir die Inſul Malta geſehen, aber nichtt erlangen mögen, den 1. Februarij aber ſindtt wir gott lob vndtt danck im portt zu Maltta vngefehr vmb 9 oder 10 vhr ahngelangtt. Nachmittag alß wir Licentz bekommen ahn landtt zu gehen, bin ich erſtlich allein zu landtt gangen vndtt zu dem herrn Caſtellan (welcher ein deuttſcher ritter vndtt zu Genoa geweſen als E. f. g. aldar wahren) geführett worden, vndt als ich ihm vnſere nahmen ſagen müſſen, hatt er ſich ſo baldtt E. f. g. vndt meyn vndtt meynes bruders erinnert, mich auch ſo baldtt erkandtt, Alß nuhn gemeltter Hr. Caſtelan, benebens noch 3 oder vier andern teutſchen rittern gehörtt daß wir von Marsilia kommen vndtt an der Barbariſchen Costa vor vber gelauffen wehren, haben ſie ſich zum hochſten verwundertt das wir ſich in ſolche gefahr gewagtt hatten, vndtt theyls mitt gefalttenen vndtt aufgehobenen händen gott gedancktt, das wir von ſolcher gefahr erledigett worden. Alß ich nuhn wider zu ſchiff kommen, hab J. f. g. ich ſolches vnderthenig berichttett, ſindtt J. f. g. zwar zu landtt gangen aber alles noch nichtt ſehr hoch geachttett, biß den andern morgen ich gleichſamb in meynem nahmen gemeltten herrn Caſtelan benebens 2 Rittern zu Gaſt gebethen, haben ſie J. f. g. dergleichen geſagtt wie mir, darauff J. f. g. den Hrn. großmeyſter deswegen in vertrauwen vndtt gleichſamb vnbekandtt deswegen zu conſuliren, auch ſolchem rahtt zu folgen ſich gd. enttſchloſſen, welches den volgentten tags nach mittag ervolgtt, das hochgedachtte J. f. g. zwar vermeynett gleichſamb vnbekandtt in pallaſt zn kommen. Aber wie wir hernach verſtanden hatt es des hern großmeyſters f. g. gewuſt, ehe J. f. g. vom ſchiff kommen. Alß nuhn J. f. g. mitt des Hrn. Großmeyſters f. g. geredtt vndtt dero guttachtten vndt rahtt, obs möglich ſey? begehrtt, ha-

den ſie zu andtwortt geben, demnach vnderſchiedtliche ſchiff von hier gangen, auch andere hernach kohmen ſo von J. f. g. wiſſen vndtt auch alles volck vffm ſchiff darauff wir kommen wiſſetten were J. f. g. ſey, ſo dorfftten ſie anders nichtt dencken wen ſie die reyſe thätten, das ſie vmb leyb ehr vndtt gutt kähmen, darauff haben J. f. g. anderer Caualieri rahtt auch gepflogen, welche dergleichen geſagtt, das ſie alſo, gott lob dero intent ſo weydtt geendertt, vndtt nuhnmehr ſich den nehſten nacher dero landtt vndtt leuthen begeben wollen, den, wen ein ding ohnmöglich iſt, ſo mus mans billich bleyben laſſen. So viel iſt gewiß wen gott nichtt nehmblich dieſes mittel geſchickt hette, ſo wehren wir forttgezogen, den das ſchiff iſt bezahltt bis nacher Alexandretta oder wo J. f. g. in Türkey hetten wollen ahnlanden, ſo haben wir al vnſer geldtt von Marsilia aus ahn müntz genohmen, die in Türckey gildtt, müſſen widder ein großes darahn verliehren, vndtt haben zuuohr im auffwechſeln auch viel verlohren, auch zu deme ſo hatt die See J. f. g. gantz nichtts gehindertt, das alſo kein anders zu uermutthen war alß die reyſe fortt zu thun, gott aber hatts gewendett dem lob vndtt danck geſagtt ſey.

J. f. g. der Hr. Großmeiſter alhier haben ſowohl vor ſich, alß auch alle cauallieri, haben J. f. g. viel lieb ehr vndtt freundtſchafft erwieſen, wie dan J. f. g. im pallaſt ſtadttlich loſirtt vndtt tractirtt worden u. ſ. w."

Der Landgraf ſelbſt äußert ſich in dieſer Beziehung in einem Briefe an den Grafen v. Hohenzollern (d. d. Malta 18. Febr. 1619):

„Von dannen bin ich durch Gottes ſegen nach Malta kommen, da mir dann abermahle viell große ehr vnd freundtſchafft widerfahren, weill dann mit Meinem ſchieff ſo ich gediengt im hin vnd zurückhreißen von Jerusalem vnbekandt fortt zu kommen mir vnmöglich geweßen, habe ich des Großmeiſters alhier getreuwen Raht gebetten, wie ich Meine Reiß ferner anſtellen möchte, vnd ob S. L. vermeinten, dz ich alßo fortreißen vnd da Ich an Landt ſetzte wider zurückh gelaſſen werden möchtte, S. L. haben mir vor ſolch gut an Vertrauen gar freundlich gedanket, vnd mich zum eifferigſten von Meiner Reiſe abgemahnet, dan ſie mich verſichern woltten, da ich verkundtſchafft würde, vmb Leib ehr vnnd guth kehme vnd nit wieder loß gelaſſen würde, der verkundt-

ſchafftung wegen, ſchwiegen die Marinari nit vnd zu deme ſchrieben die Sclaffen von hier waß ſie wüſten, vndt ſeindt auch ſchieffe vor und nachgangen die zu Marſilien nachrichtung von meiner reiße bekommen, weill ich alda vnnd zu Tolon faſt 3 wochen vff windt wartten müſſen, Ich habe aber Gott lob die Reiß biß hiehero vollbracht, darfür ich Gott billich zu danckhen, dann der Türkiſchen Corsari wegen dz meer gar vnſicher, vnd haben die ehrlichen Cavallieri alhier ſich zum höchſten erfrewet dz wir ſo glücklich durchkommen, dan ſie wenig tage zuuor mit 7 Galleonen geſchlagen, auch nach der Handt, weill wir hier geweſen, mit 8 vnnd weniger ſchieffenn zu vnderſchiedtlichen mahlen, ſchieffe biß baltt hier inn port ſeindt gejagtt worden. Weill dann der Herr Großmeiſter, deſſen L. mich zu ihrem Sohne anzunehmen gewürdiget, mich zum höchſten von meiner Reiſe abgemahnet vnnd die widerkehr vnmöglich gemacht, weill ich vnbekandt nit fortkommen können, Alß habe ich endtlich, da ich mich nicht ſelber muthwillig umb den halß bringen, vnd den Beſtien vorſetzlichen vbergeben wöllen, S. L. getrewen Raht follgen müßen. Meine Reiſe hette ich gar gern verrichtet dann in 14 tagen wann der windt were gut geweſen Ich zu Jaffa 3 oder 4 tagreiſen von Jeruſalem hette ſein können. Es iſt mir aber Alles ſo ſchwer gemacht worden, daß Ichs vor dißmal Inſtellen müſſen."

Am Abend des 20. Februar verließ Ludwig Malta auf 2 Ordensgaleeren, begleitet von dem Ordensgeneral und den vornehmſten Rittern, namentlich des v. Andelot, v. Bertancourt, Ugolius Grifoni, v. Roſenbach, v. Cloßen, v. Compreſſi u. A., unter den Segenswünſchen und Ehrenbezeugungen des Großmeiſters und der zurückbleibenden Ordensbrüder. In Syrakus, wohin man zunächſt fuhr, mußten die Reiſenden widriger Winde wegen einige Tage ſtill liegen, dann ging es weiter nach Meſſina, von da legten ſie in 24 Stunden 60 deutſche Meilen bei gutem Winde zurück und gelangten am 4. März glücklich nach Neapel. Der Vicekönig, Herzog v. Oſſuna, empfing den Landgrafen gleichfalls mit der höchſten Auszeichnung, führte ihn ſogleich in den Königlichen Palaſt, worinnen er ſelbſt wohnte, und bewirthete ihn dort auf das Koſtbarſte. Auch ſtreckte er ihm 600 Dukaten vor, da der Landgraf bei nunmehr völlig geändertem Reiſeplane die in Alexandrien,

Conſtantinopel und Jeruſalem angewieſenen Wechſel nicht erheben konnte und daher von Gelde ziemlich entblößt war.

Von Neapel nahm Ludwig ſeinen Weg über Caprarola nach Rom, welche Stadt er am 12. März erreichte und daſelbſt einige Tage zu verweilen beſchloß. Ueber ſeinen Aufenthalt daſelbſt und die mit dem Papſte Paul V., aus dem Hauſe Borgheſe, gehabte Unterredung hören wir am beſten den Landgrafen ſelbſt:

„Vnd ob ich ſchon vermeint deß orts (zu Rom) vnbekanndt zu ſein, vnd vber ein Tag mich nicht aufzuhalten, So hat doch der Babſt, wie ich darvor halten muß, von Napoli oder Malta auß ſolches erfahren, vnd deß andern morgens frühe ſind mir mit vorwiſſen des Babſts durch ſeinen Hoffmeiſter 24 Flaſchen des beſten weins, vnd ſtattlich Confect verehrt worden, auch darüber alle Tag, ſo lang ich bleiben würde, ein gewiſſes an wein vnd anderm, wie es dem Cardinal Burgese vnd Herzog von Montun, der newlichen auch da geweſen, gegeben worden, nicht allein verordnen, ſondern auch darneben, was ich weiters begehren würde, anbieten laſſen, Vnd iſt mir von des Babſts vornehmen Diener einem angedeutet worden, daß der Babſt gern ſehe, wenn ich ihn anſprechen, ſonderlichen weil ich denn König von Hiſpanien hette angeſprochen, möchte es übel aufgenommen werden, wan ich zu Rom nicht auch dergleichen thäte, Ich hab geſagt, bey dem König hette ich vrſach gehabt, mich anzugeben, bey dem Babſt aber hette ich nichts anzubringen, eß würde übel gedeutet werden, es iſt aber ſo inſtändig angehalten worden, daß ich endlichen durch den Haubtmann von Giſſen mich erklären laſſen, daß ich mir zwar nicht wolte laſſen zuwider ſein, den Babſt alß einen Großen Herrn anzuſprechen, vnd reverentz zu thun, aber nicht dergeſtalt, daß ich ihn vor das Haubt vnſerer Kirchen hilte, darauf ich dan deß andern Tags gegen abend, durch der Kayſ. Mt. Residenten, vnd deß Babſt Cämmerern Il Sig. Rudolphi ins Palatiam a Montecorallo, vnd ſo bald ich hinauff kommen in deß Babſts Cammer vor welcher gleichwol wenig Cammerherrn aufgewartet, geführt worden, vnd iſt der Babſt in der Cammer geſtanden, Ich habe ihm tiffe reverentz gemacht, aber doch den Pantoffel

nicht gekuſt[1]), dan ichs auch vorher ſagen laſſen, daß ich ſolches nicht thun würde, Alßbald hat er der Babſt mit mir in der Cammer faſt ein Virtelſtundt auff vnd nieder ſpatzirt, vnd mich nach meiner reiß durch Hispaniam vnd Malta gefragt, wie mirs gangen, vnd ob ich auch das meer vertragen können, Sie weren auch einmal auß hiſpanien nacher Rom mit dem Cardinal Cajetano gefahren, es hette deroſelben auch keine hinderung geben, haben mich auch gefragt, wie lang ich wolte zu Rom bleiben, ich antwortet, wolte den andern Tag gleich fort, ſonderlich weil das Böhmiſche weſen ſich noch nicht geſtillet, vnd vnruhe in Deutſchland auch zu beſorgen were. Darauf der Babſt geantwortet, daß nunmehr etwas beſſere Zeitungen ankommen, vnd dahero gute hoffnung vorhanden, daß ſich das weeſen accommodiren würde, Ich ſolle nur wohl zu Rom ausruhen, vornehmen, was mir belibte, mich im wenigſten etwas befahren, da auch ich einigen scrupulum hette, Solle ichs nur ſagen, vnd mir nichts ungleiches einbilden, dan ich zu Rom ſo ſicher ſein ſoll, alß zu Hauß. Sie haben auch gefragt nach meinen Kindern, wie viel Söhn und Töchter ich hette, Alß ich nun vermeld, haben Sie gewünſchet, daß Sie Gott ſolte ſegnen, mir auch die Benediction geben vnd geſagt, Sie wolten Gott fleißig vor mich bitten, daß er mich erleuchte, vnd vor vnfall bewahren wolle, darauf ich dan mich bedankt und reverentz gemacht, vnd abſchied genommen, Alß ich auß der Cammer gangen, hat der Babſt mich biß an die Thür begleitet, darnach haben meine Diener alle ein reverentz gemacht, vnd bin ich ſo bald darnach wider in mein Loſament gefahren, meiner religion bin ich Gott lob allenthalben bekandt geweſen, vnd nirgendt geheuchelt, daß ich zu Rom den Babſt angeſprochen, daran verhoffe ich werde nicht vnrecht gethan haben, weile es, wie vorgemelt, an mich bracht worden, ich auch meine gemüthsmainung vorher hab ſagen laſſen, der Babſt auch ein groſer herr, vnd ſo wohl ein Menſch iſt alß ein anderer, Ich habs aber doch zuvor wohl in rhat geſtelt, dan ich deß Haubtmann von Gieſſen, Capitain Schwalbachs,

[1]) Graf Khevenhüller, Annal. Ferdinand. IX. 771, der ſonſt wohl unterrichtet iſt, erwähnt ausdrücklich das Gegentheil.

Wurmſers, vnd meines Stallmeiſters Sebachs rhat darüber vernommen, weiln wir dan alle darvor gehalten, es könnte ſein, haben wirs gethan, der Signor Rudolphi vnd andere haben auch gar hart angehalten, Ich ſolte bleiben biß an Palmarum, daß ich den Babſt ſehe meeß leſen, Ich habe aber deßwegen mich zum höchſten entſchuldigt, vnd mich nicht aufhalten laſſen, dan ich den 23. Martij aus Rom gezogen, vnd hat der Cardinal Burgese zwo Gutſchen verordnet, darauf mich der Signor Rudolphi [1]) biß auf die erſte poſt begleitet, darnach bin ich vf der Poſt fortgeritten.“

In einem Briefe an den Landgrafen Philipp, d. d. Florentz den 3. April 1619, äußert ſich Ludwig über dieſen Beſuch bei dem Papſte dahin:

„Ich habe Gott weiß im wenigſten gedancken gehabt, den Babſt anzuſprechen, ſo hats aber doch ſich ſo wunderlich geſchickt, daß Ichs faſt nit endern können, dan ob Ich ſchon vnbekandt habe wöllen zu Rom ſein, ſo hats doch der Babſt vnd viele zuvor wol gewuſt, eher Ich bin hinkommen, Es iſt aber doch nichts vorgangen, ſo gewiſſens halber nit zu verantworten, dann Ich meine meinung zuvor genungſam hab ſagen laſſen, wie E. L. Ich zu meiner geliebts Gott glücklichen Ankunft berichten will, da etwa enderung der Religion wegen von mir ſolte geſagt werden, bitte Ich E. L. wöllen ſolchem geſprech keinen glauben zuſtellen, denn E. L. verſichert ſein ſollen, daß Ich keinen scrupulum der Religion wegen Gott lob in meinem hertzen habe, ſondern durch beyſtandt Gotteß bey vnſerer Chriſtlichen Religion biß in mein ende zu verharren gedencke.

Wan Ich E. L. erzehlen werde wie es vns hin vndt wieder vff der Reiſe gangen, werden ſie darüber noch lachen, Gott gebe daß Ich nun balt bey E. L. vndt den meinigen anlangen möge, vndt Alles in einem guten Zuſtandt finden, in 5 oder 6 wochen hoffe Ich nit weit von hauß zu ſeyn.“

Auf Ludwigs religiöſe Anſichten und Vorurtheile äußerte der Be-

[1]) Der Landgraf trat ſpäter mit ihm in ſchriftliche Verbindung.

ſuch bei dem Papſte einen großen Einfluß. Nach Hauſe zurückgekehrt, verbot er alsbald, daß der Papſt ferner auf den Kanzeln für den Widerchriſt ausgeſchrieen und die Kirchenagende ferner wider den Papſt und den Türken gerichtet werde [1]).

In Florenz genoß der Landgraf ebenfalls bei dem Großherzoge und der alten Großherzogin viele Ehre und Freundſchaft und kehrte ſodann über Venedig (8. April) und München am 7. Mai 1619, nach einer Abweſenheit von neun Monaten, wohlbehalten und zur großen Freude der fürſtlichen Angehörigen und des ganzen Landes nach Darmſtadt zurück.

Bald nach ſeiner Ankunft beſchenkte Ludwig nicht nur die Herren ſeines Gefolges reichlich, ſondern ebenſo auch Alle, welche ihm auf ſeiner Wanderung irgendwie Dienſte geleiſtet. Sein Bildniß in Gold erhielten die Gräfin Varajas zu Madrid, Antonio de Caſtro, der Lieutenant Langeneck daſelbſt, Sigr. Saubola, der Narr des Königs, Rabell (derſelbe bekam auch eine kleine Uhr), der Kaplan des Vicekönigs zu Barzellona, weil er dem Landgrafen ein Lädtlein mit etzlichen Paar wohlriechender Handſchuhe überreicht hatte. Ganz beſonders waren es aber die Maltheſer Ritter [2]), denen ſich die Freigebigkeit des Landgrafen zuwandte. Dem Großmeiſter überbrachte der Markgraf Karl von Baden in Auftrag Ludwigs eine Medaille mit deſſen Bildniß, an einer goldnen Kette hängend. Die übrigen Geſchenke beſtanden aus Ringen mit koſtbaren Steinen, Gnadenpfennigen, Kreuzlein mit Rubinen, Bildniſſe des Landgrafen an Kettchen mit Muſcheln und Löwen u. ſ. w. Die werthvollſte Gabe von Allen war eine anſehnliche Kartaun aus dem Zeughauſe zu Gießen, welche Ludwig „dem Herrn Großmeiſter und der Religion, wegen der ihm in ſeinem Anweſen inn der Inſul Malta in viel wege erzeigtten Courtoisie praesentirte.“ Dieſes Geſchenk kam nebſt „einem für den Großmeiſter beſtimmten Waſſerwerke“ über Amſterdam mit Empfehlungsſchreiben an Churmainz, Churpfalz,

---

1) Menzel, neu. Geſch. der Deutſchen. VI. 412.

2) Mit mehreren derſelben, insbeſondere auch mit dem Großmeiſter, unterhielt Ludwig bis zu ſeinem Tode eine freundſchaftliche Korreſpondenz.

Churtrier, Churcöln, den Prinzen Moriz von Oranien und den Marquis Spinola verſehen, auf einem ebenfalls „für die Religion mit Bäumen und anderer provision" beladenen Schiffe im Juli 1620 in la Valette an und wurde, nachdem es längere Zeit auf dem Platze vor dem Palaſte zur Beſchauung der Ordensleute und des ganzen Volks aufgeſtellt war, nach der ſog. deutſchen Ritterbaſtey gebracht, wo es ſich vor etwa hundert Jahren noch befand. Die Canone führte folgende Inſchrift:

Cattorum Princeps peragrans LVDOVICVS amoena
Galliae et Hispani Regna opulenta soli,
Venerat in Meliten pelago, susceptus honore
Magno, permagnis obrutus ac meritis.
Per mare Sicilia visa Italia aeque per arva
In Patriam ut rediit salvus et incolumis,
Molem hanc belligeram Melitensi Equitum Ordini ut esset
Grati animi Signum firmae et amicitiae
Giesside de Castro, donatum misit, acerbe
Sentiat hanc Hostis, fac pie Christe, tuus.

Actum
Anno Christi M.DC.XIX.

Länder- und Völker-Kunde.

Maſuren in Oſtpreußen.

Zweiter Artikel.

Maſuren iſt ein ausſchließlich ackerbautreibendes Land. Wenn gleich der Boden in den meiſten Theilen ſandig oder ſteinig iſt, ſo gibt es doch viele Gegenden, welche einen dankbareren Boden haben, der bei beſſerer Kultur ſogar Außerordentliches zu leiſten im Stande wäre und mitunter, wie z. B. bei Lyk und Oletzko, jetzt ſchon reichlich lohnt.

Man baut an Getreide vorzüglich guten **Roggen**, der zwar klein von Kern, doch deſto reicher an Mehlgehalt iſt, und auch **Hafer** in reichem Maaß. Weizen und Gerſte finden nur auf beſſeren Boden ihren einträglichen Anbau. Dagegen iſt dieſer Landesſtrich berühmt durch ſeinen **Buchweizen**, der gerade in ſandigen Gegenden allein gedeiht, wie durch ſeine **Erbſen** (weiße und graue) und **Bohnen**. Auch **Hirſe** und **Schwadengrütze** kommt ausgezeichnet gut vor. Der Anbau des **Leins** reicht nur zum eigenen Bedarf hin. Der Oelgewächsbau (Reps und Rübſen) kommt im Ganzen noch wenig vor, dagegen hat der Anbau der Futterkräuter in letzter Zeit mehr gewonnen, namentlich in den Gegenden, welchen Wieſenwuchs fehlt. Man baut **Klee**, **Wicken**, zum Theil auch die Esparſette und Luzerne. **Daß der Ackerbau die vorzüglichſte Gewerbſamkeit Maſurens gründet, liegt eben in dem Verhältniſſe der Bevölkerung zur Bodenfläche.** Vertheilt man auf die Bewohnerzahl die bebauten Ländereien, ſo fallen auf den Kopf 15 Morgen kulmiſch. Dieſer Ueberfluß an Bodenfläche, die in der Regel bei unzureichenden Beſtellungskräften eine nur ſehr ungenügende Bearbeitung erfahren kann, gewährt einen nur geringen Ertrag und hemmt demnach die Landeskultur. Ueberdies verhindert Armuth die Einwohner vieler Gegenden, aus den im Ganzen ſo wenig ergiebigen Ländereien noch den Nutzen zu ziehen, den ſie ziehen **könnten**, und es geſellt ſich dazu dann ein gewiſſer Schlendrian, der ſchwer auf Verbeſſerungen eingeht. Dazu kommt noch die Nachläſſigkeit in Benutzung vorhandener Mittel, wie z. B. des Düngers. Die Bauern benachbarter Städte beſchäftigen ſich lieber mit dem Frachtfuhrweſen oder bringen Holz und Naturalien **täglich** zum Markte und fahren mit leeren Wagen zurück, ſtatt daß ſie durch Sammlung des Düngers ihr Land auf das Dreifache des Werthes ſteigern könnten. Erwägt man endlich, daß bei dem ſpätern Eintritte des Frühlinges die Frühjahrsarbeiten ſich ſehr häufen: daß ein ſehr ſchneller Sommer die meiſten Feldfrüchte faſt gleichzeitig zur Reife bringt und die Erntearbeiten höchſt anſtrengend macht und übereilt: daß demnächſt die Herbſtarbeiten ſehr drängen, weil der Winter wieder meiſtens früh eintritt und anhaltend iſt; — ſo muß es einleuchten, daß die im

Ackerbau beſchäftigte, geringe Bevölkerung, ſelbſt bei der beſten Wirthſchaftseinrichtung, eine ſehr beſchwerliche Arbeit hat, und daß man es eben nicht für ein Zurückbleiben in der Kultur anſehen dürfe, wenn die meiſten maſuriſchen Wirthſchaften von den Fortſchritten der Neuzeit im Ackerbaue noch wenig Gebrauch gemacht haben, da es ihnen für einen rationelleren Betrieb noch zu ſehr an Arbeitskräften fehlt.

In dem Garten- und Obſtbaue ſteht Maſuren auf einer höchſt unbedeutenden Stufe, wovon hauptſächlich wohl die Strenge des Klimas Schuld hat. Zwar haben die meiſten Bauern Gärtchen neben ihren Wohnungen, aber man erkennt darin weder verſtändige Benutzung des Raumes noch Ordnungsliebe, und der äſthetiſche Sinn, Zierlichkeit und Geſchmack fehlen ganz. Oft macht ſich der Garten nur durch die Umzäunung als ſolcher kenntlich. Noch fehlt dem Maſuren, — ich möchte ſagen — der zarte, ſchonende Sinn.

Noch immer herrſcht die rohe Sitte, zur Pfingſtzeit hunderte junger Birken zu fällen, um wochenlang damit die Häuſer zu ſchmücken. Die rauhe Hand des Landmannes ſcheut ſich nicht um eines Peitſchenſtockes willen eine junge Eiche, eines Quirls wegen ein fröhlich aufſtrebendes Birnbaumſtämmchen zu verſtümmeln. Der große Kurfürſt gab unter den vielen trefflichen Anordnungen, um die innere Wohlfahrt des Landes zu begründen, auch das Geſetz von 1686, nach welchem kein Bräutigam eher getraut werden ſollte, als bis er nachgewieſen, daß er mindeſtens ſechs Obſtbäume gepropft und ſechs junge Eichen gepflanzt. Viermal wurde dies Geſetz erneuert und — ſchlief ein, weil das Volk keine Theilnahme zeigte. Wäre es in's Leben übergegangen, ſo gliche ſchon längſt auch Maſuren, wie das Deſſauer Ländchen, einem freundlichen Garten. Und fängt's in neuerer Zeit an, hierin etwas beſſer zu werden, ſo verdanken wir dieſen Fortſchritt den beſſer eingerichteten Schulen. Die Behörden laſſen es hier nicht an Aufmunterung fehlen. Dahin iſt die Regierungsverfügung zu rechnen, wornach jede neue Volksſchule mit einem Stücke Land zur Anlegung einer Obſtbaumſchule verſehen wird, um der Jugend ſchon frühe den Sinn und das Geſchick für die Obſtbaumzucht anzueignen.

Ebenſowenig gedeiht, hauptſächlich wegen Mangel an Weideland, die Viehzucht in Maſuren. Die Pferde ſind wegen Mangel an kräftigem Futter klein und unanſehnlich, doch ausdauernd und prächtige Bergkletterer. Der maſuriſche Bauer fährt nur Schritt oder Gallopp. Das Rindvieh iſt ſchlecht. Doch gedeiht zu einer nicht unbedeutenden Ausdehnung die Schaafzucht in neuerer Zeit — (das Schaaf liebt Bergterrain), — ſo daß der Wollgewinn den Ausfall, welcher durch die niedrigen Getreidepreiſe herbeigeführt worden, jetzt zum Theil ſchon deckt. — Die meiſte Wolle geht nach Berlin und England. — Einen bedeutenden Handelsartikel aber gewährt die Schweinezucht, welche beſonders durch Thorner Aufkäufer hier reichlichen Abſatz findet. Dieſe hat Maſuren einzig dem Kartoffelbau zu danken. Ueberdies begründet dieſe Zucht auch einen bedeutenden Borſtenhandel für Maſuren. Von Federvieh wird die Gans am meiſten gehegt. Zahlreiche Gänſeheerden werden jährlich von überall hier außer Landes, beſonders nach der Mark getrieben.

Faſſen wir den gewerblichen Zuſtand in's Auge, ſo ſtoßen wir hier auf das größeſte Mißverhältniß: denn derſelbe iſt leider von der Art, daß die gewerblichen Erzeugniſſe nicht ſo viel einbringen, als für fremde Waaren ausgeführt wird. Eine Provinz, die noch dazu ſo für ſich abgeſchloſſen da liegt, wie Maſuren, muß unter dem obigen Umſtande verarmen. Iſt dies doch das Loos jeder Haushaltung, die mehr ausgibt, als ſie einnimmt. Die Abgaben, welche durch die Steuer-, Kreis-, Forſt- und Salzkaſſen für den Staat enthoben werden, belaufen ſich allein für die drei Kreiſe, Lyk, Oletzko und Johannisburg, wie ſchon oben gemeldet, bei einer Einwohnerzahl von circa 100,000 Seelen gut auf 350,000 Rthlr., und dabei habe ich die Koſten, welche an die Gerichtskaſſen gezahlt werden, noch nicht in Anſchlag gebracht. Freilich leben die Beamten Maſurens aus dieſen Kaſſen, indem ſie ihre Beſoldung daraus erhalten, und ſomit fließt ein großer Theil des Geldes wieder zurück. Doch ich will weiter in dieſe Sache eingehen.

Das einzige gewerbliche Produkt Maſurens, was anderweitig hin Abſatz findet, iſt Leinwand und etwas Garn. Faſt in jedem Bauernhauſe findet man einen Webſtuhl, der beſonders im Winter, wo der

Landmann Muße hat, fleißig benutzt wird. Indeß gehört die in Maſuren bereitete Leinwand zu der gröberen Art, obſchon in neuerer Zeit auch ſchon häufig Proben recht feiner Arbeit vorgekommen ſind, und namentlich auf den großen Märkten der heiligen Linde wird viel ſchönes Gewebe zu Kauf geboten. Immer aber wird die maſuriſche Leinwand mit der benachbarten ermeländiſchen nicht in die Schranken treten, geſchweige mit der ſchleſiſchen und weſtphäliſchen, ſo lange die maſuriſchen Bleichen in ihrem unvollkommenen Zuſtande bleiben. Daher wird ſie denn auch verhältnißmäßig am ſchlechteſten bezahlt, und an einem Stück Garn verdient die Spinnerin gar nur ſechs Pfennige. Dies iſt der Lohn für eine angeſtrengte, ununterbrochene Tagesarbeit von der früheſten Morgenſtunde bis zur ſpäteſten Abendzeit.

Fabriken gibt es außer den wenigen Papierfabriken und einem Eiſenhammer gar nicht, und ſelbſt dieſe führen verhältnißmäßig nur ſehr wenig aus. Dagegen gehen bedeutende Summen jährlich für bedruckte Papiere (Druckſachen) aus Maſuren an die Buchhandlungen und Buchdruckereien fort. Und hier iſt wieder der arme Landmann vorzugsweiſe der in der Dienſtbarkeit befangene. Tauſende von Thalern gehen für polniſche Geſangbücher, Bibeln und ähnlichen literariſchen Bedarf nach Königsberg, wo ſeit einem Jahrhundert auf die meiſten dieſer Druckſachen, namentlich auf alle polniſchen, Privilegien in Anſpruch genommen werden. Von all dieſen Tauſenden kommt wenig oder gar nichts zurück, da ſelbſt das hiezugenommene Druckpapier höchſt ſelten das Waſſerzeichen einer maſuriſchen Papierfabrik an ſich trägt.

Die bedeutendſten Geldſummen gehen aber für Kolonialwaaren, Eiſen u. ſ. w. nach Königsberg und für Manufakturwaaren, Modeartikel, Meubles u. ſ. w. auf die Meſſen. Man dürfte erwiedern, daß der Landmann für Getreideausfuhr und der größere Gutsbeſitzer für Wolle das wieder einnimmt und dieſe letztere Summe dadurch zurückbringt. Allerdings iſt dies etwas; aber wie viel Getreide kann der maſuriſche Bauer verfahren, wenn er meiſtens nur das vierte Korn baut? Von ſeinem Ertrag braucht er ein Korn zur Ausſaat, ein Korn zum eigenen Unterhalt und ein Korn geht auf die Beſtellungskoſten,

angenommen, daß dieſes zur Konſumtion in Maſuren verkauft wird. Somit bliebe ihm noch **ein Korn**, welches er auswärts verkaufen kann. Aber auch damit fällt er, aus Mangel an bequemem Abſatz, angrenzenden Spekulanten in die Hände, welche zur Herbſtzeit, wo die Wege — (eine Chauſſee fehlt) — für größere Reiſen unfahrbar ſind und zu welcher Zeit der Bauer **Geld braucht**, auf den Wochenmärkten der Städte bedeutende Aufkäufe machen.

Maſuren ſteht ſogar in Dienſtbarkeit des benachbarten Polens. Zur Winterzeit ſieht man bei guter Schlittbahn Berge von **Heu aus Polen kommen.** Welche Summen Geldes durch den Heuankauf zum Lande hinausgehen, läßt ſich daraus erſehen, daß der Lyker Kreis allein jährlich über 7000 Fuder Heu aus Polen holt und einzelne Bürger Lyks für 50 Rthlr. Heu dort ankaufen. Der Werth der jährlich aus Polen eingeführten bis 7000 Fuder, zu drei Thaler gerechnet, würde demnach circa 21,000 Rthlr. ſein, welche Summe der **Lyker Kreis allein** als jährlichen Tribut an Polen zahlt und die als der Zins eines Kapitals — (rechnet man noch die Verſäumniſſe, Reiſekoſten und mancherlei Unfälle durch die Grenzſperre hinzu) — von wenigſtens einer **halben Million** anzuſehen iſt, das dem Auslande zufällt, welches uns ſo unnachbarlich jede Erwerbsquelle abſperrt. — Hätte Maſuren anſtatt der vielen Seen **Wieſen**, ſo hätten die Bewohner es nicht nöthig, ſo große Summen nach Polen gehen zu laſſen und Maſuren ſtände in Hinſicht der Wohlhabenheit dem benachbarten reichen Litthauen vielleicht eben nicht viel nach. So aber ziehen die Einwohner aus den Flächen, welche die vielen Seen einnehmen, faſt gar keinen Nutzen, da die Seepachten nicht ihnen zu Statten kommen, ſondern die Einnahme dafür in die Staatskaſſe fließt. Es liegt daher ſehr nahe, daß mit allem Rechte auch wieder Summen aus Staatsfonds zum Vortheile Maſurens verwandt werden müſſen, um daſſelbe von dieſer ſchmählichen Abhängigkeit von Polen zu befreien. Dem geſchieht auch, doch nur zum Theil. Die Regierung hat Maſurens **Wieſenmangel** längſt erkannt und im Angerburger und Lötzner Kreiſe dankenswerthe Maßregeln zur Abhülfe durch Ablaſſen der Seen eingeleitet. Die Grenzkreiſe aber, die gerade die ärmſten ſind,

haben bis jetzt noch keine Ausſicht zu ſolcher wirkſamen Abhülfe. Bedeutend an Wieſenfläche würden die beiden Kreiſe Lyk und Oletzko gewinnen durch Senkung des Selment- und Lyk-Sees. Ein vollſtändiges Ablaſſen der Seen iſt nur in ſehr ſeltenen Fällen möglich und auch nicht nothwendig: denn ſchon dadurch wird viel gewonnen, daß der Waſſerſpiegel der Seen auch nur um wenige Fuße geſenkt und Brüche dadurch trocken gelegt werden. So viel ſteht feſt, die Wohlthaten der (erſt ſeit Kurzem) eingeführten Ackerſeparationen können nur dann erſt zur allgemeinen Anwendung in Maſuren kommen, wenn der Landmann mehr Mittel erhält, ſeinen Viehſtand zu beſſern und überhaupt ſeinen Zuſtand zu kräftigen.

In intellektueller Hinſicht ſteht Maſuren noch ſehr zurück. Seine Kultur begann ſpät und iſt erſt durch harte Kämpfe allmählig eingeleitet worden. Ein großes Hemmniß im Bildungszuſtande dieſer Provinz iſt die Sprache des gemeinen Mannes, die, wie erwähnt worden, eine verderbte, mit deutſchen Wörtern vermiſchte Mundart des Polniſchen iſt, als Schriftſprache nicht gebraucht und vom ächten Polen ſchwer verſtanden wird. Aber der Hinderniſſe, die der ſchnelleren Entwickelung Maſurens im Wege ſtehen, gibt es noch viele andere. Dahin rechne ich ſeine entfernte Lage von den derzeitigen Mittelpunkten der Bildung, die Nähe unwiſſender und ungeſitteter Nationen im Oſten und Süden, ſeine geringe Bevölkerung im Verhältniſſe zur Bodenfläche, und endlich die wenig bedeutenden Hülfsmittel des Landes. — Für die gelehrte Ausbildung iſt durch zwei Gymnaſien geſorgt, nämlich durch das in Lyck und Raſtenburg. Eine gründliche Vorbereitung für die Gymnaſien gewähren zwei Progymnaſien zu Rößel und Hohenſtein. Für die Ausbildung der Elementarlehrer iſt durch das Schullehrer-Seminar zu Angerburg geſorgt. Doch läßt das Dorfſchulweſen noch manchen Wunſch übrig. Es gibt in Maſuren noch viele Lehrer, welche ein jährliches baares Gehalt von nur vier Rthlr. neben Reihetiſch haben. Auch wohnen dieſe Lehrer und halten ihre Schule von Woche zu Woche bei denjenigen Wirthen, bei welchen ſie gerade ſpeiſen. Da trifft ſich's dann wohl mitunter, daß der Lehrer mit dem Gänſehirten, welcher auch Reihetiſch hält, zuſammen an einem

Tiſche ſpeiſt. Die gewöhnlichen baaren Lehrergehalte ſind in Maſuren zwanzig bis fünfzig Rthlr. Statt des Reihetiſches erhalten die Lehrer an ordentlichen Dorfſchulen gewöhnlich 12 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Gerſte, 20 Zentner Heu und 20 Zentner Stroh zur Fütterung einer Kuh, und zur Anpflanzung von Kartoffeln, Gemüſe und Erbſen ein Paar Morgen Landes, welches in manchen Ortſchaften ſo ſchlecht iſt, daß man, zumal in dürren Jahren, von dem ſandigen Boden kaum die Saat baut. Soviel erhalten auf den Gütern wohlhabenderer Gutsherrn auch die Knechte. Der Brenner, Kämmerer, Schmied und Stellmacher erhält ſogar mehr.

Höchſt vortheilhaft wäre für Maſuren ein größerer **Verkehr mit Deutſchen**, ſowohl zur Erlernung der deutſchen Sprache — worauf die Schulen beſonders hinwirken ſollen — wie auch zur Aneignung der deutſchen Kultur. Dies könnte füglich durch Aufhebung der großen Domänenpachtungen und durch Zerſchlagung derſelben zu **deutſchen Anſiedelungen** geſchehen. Es würde dadurch ein Theil des Stromes der deutſchen Auswanderer, welche ſogar Rußland und Polen aufſuchen, zum großen Nutzen Maſurens herzuleiten ſein, wie dies früher ſo höchſt glücklich mit den Salzburgern geſchah. Nur müßten denſelben billige Bedingungen und nicht zu kleine Grundflächen, etwa mindeſtens zu 30 preuß. Morgen verliehen werden. Der Staat würde demnach in ſeiner Einnahme im Vergleiche zu den bisherigen Domäneneinkünften, mit Rückſicht auf die vermehrte Klaſſenſteuer und den aufzulegenden Grundzins noch Vortheil ziehen können, und eine größere brauchbare Volksmenge, als die wenigen ſich bereichernden Domänenpächter mit ihrem Troß beſitzloſer Arbeiter gewinnen. So würde Maſuren, was es Jahrhunderte durch nicht konnte, bald in kurzer Zeit, ohne den verhaßten Sprachzwang in den Schulen (der das Polniſche ausmerzen ſoll), **deutſch** und ſomit ein neues **Bollwerk gegen den Panſlavismus** werden.

Roſenheyn.

Texas und Neu-Mexiko.

§. 4.

Socorro iſt nahe an 200 engl. Meilen von el Paſo entfernt. Auf dieſer langen Strecke zwiſchen den beiden Städten befindet ſich nicht ein einziges Dorf. Salezar, der Anführer der Truppe, welche die texaniſchen Gefangenen bewachte, hatte von dem Statthalter Armijo 18 erbeutete Ochſen und mehrere Waaren-Ballen erhalten. Mit den erſten ſollte er im Nothfall, d. h. in Ermangelung anderer Lebensmittel die Gefangenen ſpeiſen und gegen die letzten ſollte er alles übrige eintauſchen, was ſie brauchen würden. Von dem allem geſchah nichts. Salezar nöthigte die Alkalden die erforderlichen Lebensmittel unentgeldlich zu liefern, was nur mit Widerwillen geſchah und immer ſehr ſpärlich ausfiel. Selbſt von dieſen gelieferten Gegenſtänden eignete er ſich noch den größten Theil zu und überließ es den Gefangenen entweder zu hungern oder zu betteln. Bis Socorro hatte er noch nicht einen einzigen Ochſen ſchlachten laſſen. Hier geſtand er einen Ruhetag zu und nöthigte die Behörde zu einer Lieferung von Brod und Fleiſch. Die Bewohner dieſes Ortes ſind die ungaſtfreundlichſten des ganzen Landes. Ihre Hauptbeſchäftigung beſteht darin, ſich und andere zu beſtehlen. Einer der Gefangenen, ein Katholik, begab ſich zu dem Ortspfarrer, warf ſich dieſem zu Füßen und beſchwor ihn, ſich ſeiner zu erbarmen. Allein er erhielt nichts von ihm, als die Vergebung ſeiner Sünden und einige elende Zigaretten.

Etwa eine engliſche Meile von Socorro ſahen wir von einem Hügel eine Truppe eingeborner Apachen, welche in der Umgegend der Stadt ſich aufhielten, gegen uns heraneilen. Sie frohlockten beim Anblick der Amerikanos, wie ſie die Gefangnen nannten, weil ſie allen Texanern und Amerikanern, von denen ſie oft hart beeinträchtigt worden, den bitterſten Haß geſchworen. Sie leben faſt auf dieſelbe Weiſe wie die Camanchen und die Paunier, d. h. ſie ſind immer zu Pferde und treiben nichts, als Jagd oder Räuberei. Beſtändig im Kriege mit den Bewohnern der Staaten Chihuahua und Durango ſtehen ſie da-

gegen in gutem Einverſtändniß mit den Neumexikanern, welche ihnen den Ertrag ihrer Streifzüge abkaufen.

Der Anführer dieſer Truppe mochte einige 60 Jahre alt ſein. Sein Haar war ſchneeweiß, aber ſowohl ſein Geſicht, als ſeine Haltung hatte etwas jugendliches. Er ritt auf einem ſchönen grauen Pferde. Seine Kleidung beſtand aus einem blauen Ueberrock und gleichfarbigen Hoſen. Die Schultern waren mit großen goldnen Epauletten geſchmückt und auf dem Kopfe trug er einen dreieckigen Hut von derſelben Form, wie die franzöſiſchen Revolutionsmänner zu Ende des letzten Jahrhunderts. Er betrachtete die Gefangnen, einen nach dem andern, mit durchbohrendem Blicke. Salezar war gegen ihn ſehr höflich. Vielleicht befürchtete er, daß jener im Sinne habe uns zu befreien, was ihm um ſo leichter geworden wäre, da wir auf den erſten Wink ihm gegen die Mexikaner beigeſtanden hätten. Vielleicht aber würde er uns nach dem Siege umgebracht haben, um ſich für die Niederlagen zu rächen, welche er durch die Amerikaner erlitten. Seine Begleiter waren wie alle übrigen Indianer bekleidet; ſie trugen Jacken und Schuhe von Dammhirſchhaut. Als unſere Nachhut an ihnen vorüber war, wendeten ſie ſich um und ritten wieder den Hügel hinauf. Einige von ihnen ſchienen ſo betrunken, daß ſie ſich kaum auf ihren Pferden halten konnten.

Den 31. Oktober blieben die Gefangenen über Nacht zu Fray Criſtobal, dem letzten Orte vor der furchtbaren Jornade del Muerte (Reiſe des Todten). Salezar ließ hier endlich den magerſten von den mitgenommenen Ochſen ſchlachten, von dem er jedoch das Beſte für ſich und die Seinigen mit Beſchlag belegte. Den Ueberreſt mochten ſich die Gefangenen theilen wie ſie wollten, wobei es nicht ohne Thätlichkeiten abging. Hungrig und geprügelt legten ſich die meiſten nieder. Da in der Nacht der erſte Schnee fiel, war alles ſchon früh wieder auf den Beinen.

Die Jornade del Muerte iſt ein 90 engl. Meilen langer Weg am Abhange eines ſteil ſich erhebenden Berges, der vor mehren Jahrhunderten gebahnt worden, um den großen Umſchweif zu vermeiden, welchen der Rio Grande beſchreibt. Er iſt überall mit Dornen, Kaktus und Zwergpalmen bedeckt. Faſt in ſeiner Mitte befindet ſich ein großer

Teich, der Todtenſee genannt, der im Frühling und im Anfang des Sommers mit Waſſer angefüllt, im Herbſt und Winter dagegen ausgetrocknet iſt. Man brach erſt gegen Mittag auf, nachdem der Anführer die Gefangenen benachrichtigt hatte, daß ſie die 90 Meilen lange Strecke ohne längere Raſt zurückzulegen hätten, und daß ihnen auf derſelben weder Lebensmittel noch Waſſer verabreicht werden würden, weßhalb ſie für beides Sorge zu tragen hätten.

So lange der Tag dauerte, ging alles ziemlich gut, aber mit Anbruch der Nacht wurde es ſo kalt, daß die Reiter nicht mehr zu Pferde bleiben und die Fußgänger ſelbſt nur mit Mühe fortkommen konnten. Um 9 Uhr Abends begegnete man einem Regiment Dragoner, das von Durango nach Santa Fe marſchirte, um unter Anführung des Generals Munoz die Texaner zurückzuſchlagen. Die Soldaten zogen ihre Pferde hinter ſich her und zündeten das Geſtrüpp zu Rechten und Linken des Weges an, um ſich einigermaßen zu wärmen. Der ſchneidenden Kälte ungeachtet hatten die Gefangnen den Schlaf zu bekämpfen, dem ſie ſich nicht überlaſſen durften, weil ſie ſonſt nicht mehr erwacht wären. Gezwungener Weiſe mußten ſie alſo wach und in ſteter Bewegung bleiben. Die ſtärkern unterſtützten die ſchwächern, alle harrten jedoch mit Sehnſucht dem Anbruche des Tages entgegen, der ſie von den größten Gefahren befreien ſollte, welche ſie bisher erduldet hatten. Unmittelbar nach Sonnenaufgang wurde dem Zug eine kurze Ruhe gegönnt. Gegen Mittag kam man an dem Todtenſee vorüber, in welchem kein Tropfen Waſſer war. Uebrigens war es zu kalt, um beſondern Durſt zu verſpüren. Am Abend bat ein Kaufmann Namens Golpin einen Soldaten, ihn eine Strecke weit reiten zu laſſen, weil er nicht mehr gehen könne. Dieſer willigte nur unter der Bedingung ein, daß er ihm ſein letztes Hemd gebe, wozu er ſich auch bereit zeigte. Er hatte ſich ſchon entkleidet, als Salezar ihn bemerkte und ſogleich den Befehl gab, ihn zu erſchießen. Erſt der zweite Schuß ſtreckte ihn todt zu den Füßen des Maulthiers hin, welches ihm zur Verfügung geſtellt worden.

Anderthalb Stunden nachher wurde abermals geruhet. Im höchſten Grade ermüdet, ſtreckten ſich die Gefangenen auf dem Boden aus.

Digitized by Google

Man verbot ihnen jedoch zu ſchlafen und als demungeachtet ſich ihre Augen ſchloſſen, wurden ſie durch den Befehl zum Aufbruch wieder emporgeſchreckt. Die zweite Nacht war noch ſchrecklicher als die erſte. Hunger, Ermüdung und Froſt ſtellten ſich im verdoppelten Maaße ein. Beim nächſten Sonnenaufgang waren 36 Stunden verfloſſen, während dem die Armen nichts genoſſen und nicht geſchlafen hatten. Bei Tages Anbruch erſchoß ein Mexikaner noch einen der Gefangenen, Namens Griffith, der erſchöpft zu Boden geſunken war. Vielleicht wird man ſich wundern, daß ſo entſetzliche Bedrückungen und Grauſamkeiten die Texaner nicht endlich zu einer verzweifelten Empörung reizten. Indeß wolle man bedenken, mit wie zahlloſen Entbehrungen und Mühſalen ſie zu kämpfen hatten, und daß ihre Entmuthigung ihnen kaum noch die Kraft ließ, einen feſten Entſchluß zu faſſen. Zudem wußten ſie auf das beſtimmteſte, daß jeder Verſuch ſich zu retten, ihnen das Leben koſten würde. Die Rettung war alſo ungewiß, um ſo gewiſſer aber der ihrer harrende Tod. Die Entſchloſſenſten gelobten ſich gegenſeitig, an Armijo und ſeinen Gehülfen ſich zu rächen. Den 2. November um acht Uhr Morgens ſah man den Rio Grande, den man 48 Stunden vorher verlaſſen wieder. Während dieſer Zeit hatte man eine vierſtündige Ruhe genoſſen, und die 90 Meilen ohne Speiſe und Trank in 36 Stunden zurückgelegt. Das Anſehen der Unglücklichen war ſo zurückſtoßend, daß ſie vor ſich ſelbſt erſchracken, und daß der unmenſchliche Salezar ſelbſt eines Anfluges von Mitleid ſich nicht erwehren konnte. Er ließ einen Ochſen ſchlachten und ſein Fleiſch in kleinen Portionen vertheilen. Sie hatten jetzt noch zwei Tagmärſche bis El Paſo, wo ſie einem andern Statthalter übergeben werden ſollten. Es war vorauszuſehen, daß der Anführer ihrer Bedeckung, bevor er ſie ſeinem Nachfolger überantwortete, ſie abermals durchſuchen werde, um des ihm bisher noch entgangenen Geldes oder Geldeswerthes ſich zu bemächtigen, weshalb ſie beſchloſſen, das bisher gerettete noch ſorgfältiger zu verbergen, zu welchem Zwecke mehrere Kuchen gebacken wurden, worin ſich alles am beſten unterbringen ließ.

Den 4. November bei Sonnenuntergang kampirte man am Eingang der Schlucht, wo der Rio Grande ſich einen Weg durch die Berge

gebrochen, weßhalb die Merikaner dieſe Stelle den Nordpaß nennen, jenſeit welchem in einer Entfernung von acht Meilen die große Stadt El Paſo liegt. Bevor man dahin gelangte, ſtarb der Gefangene Gates noch an einer Bruſtkrankheit, welche ſehr raſche Fortſchritte gemacht. In dem Augenblicke, wo er den Geiſt aufgeben wollte, eilte ein junger Merikaner herbei, um ihn zu erſchießen. Er hatte nur noch Kraft genug den Flintenlauf zurückzuſtoßen, wonach er in die Arme ſeiner Freunde ſank und verſchied. Unmittelbar nachher wurden ihm die Ohren abgeſchnitten und der Leichnam nackt auf die Straße geworfen.

Mit vieler Mühe durchwadete man am 5. Morgens den Rio Grande, wonach die Gefangenen ihren Einzug in der ſchönen und maleriſchen Stadt El Paſo hielten. Sie marſchirten vier Mann hoch zwiſchen zwei Reihen Soldaten. Salezar war vorausgeritten um den Statthalter von ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Vorher hatte er mit lauter Stimme den Befehl wiederholt, alle diejenigen zu erſchießen, welche aus Reihe und Glied treten würden. Die Gefühle, mit denen die Unglücklichen die Stadt betraten, laſſen ſich nicht beſchreiben. Sie wußten nicht, ob man ſie dort gut oder übel aufnehmen werde. Furcht und Hoffnung wechſelten deßhalb mit Blitzesſchnelle. Von verſchiedenen Seiten hatte man ihnen geſagt, daß Santana ohne Gnade alle erſchießen laſſen werde, während ein anderes Gerücht ihnen zu Ohren gekommen war, wonach ſie auf dem kürzeſten Wege nach Matamoros gebracht und dort nach den vereinigten Staaten oder nach Texas eingeſchifft werden ſollten.

Angelangt auf dem Hauptplatze ſahen ſie auf dem Dache eines Hauſes zwei ihrer Unglücks-Gefährten, die am Tage vor ihrem Aufbruch von San Michuel abgeführt worden. Auf einer Kanal-Brücke waren ihnen ebenfalls zwei oder drei Texaner unter Begleitung des Dr. Whittaker begegnet. Sie ſchienen eine gewiſſe Freiheit zu genießen, denn ſie waren raſirt und ziemlich gut gekleidet. Leider konnten ſie ihnen nicht näher kommen und kein Wort mit ihnen wechſeln.

Die Gefangnen wurden in einen großen Hof gebracht, wo der Oberrichter in Begleitung einiger Beamten und Offiziere ihrer harrte. Sorgfältig gezählt, wurden ſie einer andern Bedeckung übergeben, von

der ſie gleich auf den erſten Blick eine beſſere Behandlung ſich verſprechen durften. Zu ihrem größten Erſtaunen erhielten ſie auf einem Platze Quartier-Billette und durften ſomit hoffen, ſich wenigſtens waſchen, ordentlich eſſen und ſchlafen zu können.

Mein Wirth, berichtete Kendall, war der Befehlshaber der Provinz, Don J. M. Elias Gonzales, gewöhnlich nur der General Elias genannt. Ich kann ſein Benehmen und die von ihm mir erwieſene Gewogenheit nicht genug rühmen. Seine Familie beſtand aus der Prima oder der Baſe, einer ſtarkbeleibten etwa vierzigjährigen Frau von vortrefflichem Karakter, welche dem Hausweſen vorſtand und einem jungen, trefflich erzogenen Neffen, Namens Don Jeſus. In dem Hauſe wohnte auch noch der Hauptmann Francesco Ochoa, geweſener Adjutant des Kaiſers Iturbide, ein eben ſo tapferer als liebenswürdiger Krieger, der ſich ſehr freundſchaftlich gegen uns benahm und ſeine Verachtung gegen Salezar, wie gegen die von ihm befehligte Bande Ladrones und Picaros oft und laut genug ausſprach. Falconer und van Nees waren ſo glücklich mit mir in demſelben Hauſe einquartirt zu ſein.

General Elias hatte uns eingeladen, bei ihm mit dem General Mac Leod und Navorro zu ſoupiren. Um 8 Uhr Abends umringten wir eine prächtige Tafel in einem glänzend meublirten Speiſeſaale, mit Lakaien hinter unſern Stühlen. Seit langem gebrauchten wir zum erſtenmale wieder Teller, Gabeln und Löffeln. Wir tranken guten Wein, aßen gebratene Hühner, Eier, geröſtetes Fleiſch, Früchte, Eingemachtes, rauchten köſtliche Zigaretten und ſowohl unſer Wirth, der Befehlshaber der Provinz, als die andern Gäſte überhäuften uns mit Höflichkeitsbezeugungen. Nach der Malzeit öffnete ſich die Thür und Salezar trat herein, um dem General Elias ſeinen Bericht zu überbringen. Bei unſerm Anblick prallte er vier Schritte zurück und blieb wie verſteinert an der Thüre ſtehen. Erſtaunen, Wuth, Beſorgniß ſpiegelten ſich abwechſelnd in den Zügen ſeines häßlichen Geſichts. Wahrſcheinlich konnte er in dieſem Augenblick es ſich nicht vergeben, daß er uns nicht alle hatte erſchießen laſſen. Endlich that er ſich Gewalt an, näherte ſich dem Tiſche und ſagte zu Elias: General Armijo hat mich

beauftragt ihnen 195 Gefangene zu überbringen. Ich habe dem Alkalden nur 190 übergeben, es fehlen alſo 5; um ihnen jedoch zu beweiſen daß ſie nicht entſprungen ſind, bringe ich Ihnen hier die Ohren derſelben. Bei dieſen Worten warf er einen Dammhirſchriemen, woran die Ohren befeſtigt waren auf den Tiſch.

Sie haben feiger Weiſe drei Texaner umgebracht, ſagte Elias, indem er ſeinen Unwillen nicht verbarg.

Wer Ihnen das geſagt, hat gelogen, entgegnete Salezar, indem er uns einen furchtbaren Blick zuwarf.

Sie haben nicht gelogen, rief zornig der General; denn ich habe Urſache den Unglücklichen mehr zu glauben, als ihrem Bedrücker. Salezar zuckte mit den Achſeln und ſchwieg.

Auch haben Sie dreißig Meilen von hier ſechszehn Ochſen gelaſſen, die den texaniſchen Gefangenen gehören, fuhr der General fort.

Und was iſt aus den dreißig Pferden oder Maulthieren geworden, welche Sie den Einwohnern von El Paſo geſtohlen haben. So lange dieſe Thiere mir nicht überliefert ſind, werden Sie ihr Zimmer nicht verlaſſen. Entfernen Sie ſich.

Die Strafe war für Salezar um ſo demüthigender, weil er ſie in Gegenwart derjenigen empfing, welche er kurz vorher auf alle erſinnliche Weiſe gequält und mißhandelt hatte. Nach dem köſtlichen Abendeſſen legten wir uns in gute Betten, zwiſchen feinen Leintüchern nieder, den Kopf auf Kiſſen ruhend, die mit Spitzen beſetzt waren. Unſer Schlaf war erquickend, keine rauhe Stimme ſchreckte uns empor wie bisher, und als wir am andern Morgen erwacht waren, brachte uns ein junges freundliches Mädchen jedem eine Taſſe Chocolade und einige kleine Kuchen. Um 9 Uhr brachte man uns ein ſtärkendes Gabelfrühſtück, um 2 Uhr harrte unſer ein vollſtändiges Mittagsmahl, um 5 Uhr ein Vesperbrod und um 8 Uhr ein ſehr gutes Abendeſſen. Wie viele raſch aufeinander folgende Genüſſe für arme Gefangene, die mehre Monate hinter einander mit dem bitterſten Hunger gekämpft. Obgleich es bei allen mexikaniſchen Mahlzeiten im Innern und im Norden des Landes an mehrfachen Speiſen nicht fehlt, wird dennoch beim Mittageſſen ſo viel aufgetragen, daß man faſt eine Woche davon leben könnte.

Google

Unter den Einwohnern von El Paſo, die faſt täglich den General Elias beſuchten, befand ſich auch ihr edelmüthiger Pfarrer Ramon Ortiz, ein Mann von 25 Jahren, mit dem offenſten und wohlwollendſten Geſicht. Dieſer treffliche Mann hatte nicht allein die größte Aufmerkſamkeit für uns, er überhäufte uns auch mit Geſchenken, und die meiſten derſelben waren mir zugedacht. Er nahm mich mit nach ſeiner Behauſung, wo ein Bad und friſche Wäſche für mich bereitet war. Dann drang er mir eine Summe Geldes auf und lieh mir ſein Pferd, damit ich nach dem 300 Meilen entfernten Chihuahua mich begeben könne. So bot er mir, ohne es zu wollen, die Gelegenheit, mich an Salezar zu rächen. Ich hatte die Habgier dieſes letzten dadurch getäuſcht, daß ich meine Uhr, eine ſchwere goldene Kette, eine Tuchnadel und mehre Goldſtücke in kleinen Kuchen verborgen. Salezar unterhielt ſich mit einigen Offizieren in der Nähe von Ramons Landhauſe. Ich bat den Pfarrer, einige Minuten das Pferd am Zaume zu halten, unter dem Vorwande, daß ich ein Schnupftuch kaufen wolle. Dann näherte ich mich Salezar, und als dieſer ſich nach mir umſah, zog ich meine ſchöne goldene Uhr und ließ die Goldſtücke in meiner Taſche klingen. Dieſer Anblick und dies Geräuſch verſetzten ihn in eine ſolche Wuth, daß er mit den Zähnen knirſchte, während meine Rache durch das Gefühl befriedigt war, welches ich in dieſem Augenblicke ihm gegeben.

Die Lage El Paſo iſt ſehr angenehm. Gelegen in einem ſchönen und fruchtbaren Thale, das gegen die Nord- und Weſtwinde durch eine hohe Gebirgskette gedeckt iſt, während die beiden andern Seiten offen ſind, hat dieſe Stadt etwa 7000 Einwohner. Kriſtallhelle Bäche führen ihr in künſtlichen Kanälen überflüſſiges Waſſer zu, und durchſchneiden ſie in allen Richtungen zwiſchen ſchönen Baumreihen. Die einfachen, aber reinlichen Häuſer ſind zur Hälfte unter Aepfel- und andern Fruchtbäumen verborgen. Der hieſige Wein iſt ziemlich gut. Mit Ausnahme der kleinen Feſtung Caraza, deren Bevölkerung von Jahr zu Jahr ſich vermindert, giebt es auf mehrere hundert Meilen in die Runde, kein einziges Dorf, und nur einige weitzerſtreute Kanahos oder Meiereien. Dieſe Vereinzelung hat günſtig auf El Paſo zurückgewirkt. Die in Meriko und andern großen Städten ſo häufigen Laſter ſind hier noch

unbekannt, und ich muß geſtehen, daß es der einzige Ort in Meriko war, den ich ungern verlaſſen habe. Als wir aufbrachen, begleitete uns die ganze Bevölkerung, Männer, Frauen, Kinder und Greiſe. Alle, nachdem ſie uns mit ihren Wohlthaten überhäuft, wünſchten uns eine glückliche Reiſe. Leider ſollte dieſer fromme Wunſch nicht in Erfüllung gehen.

Unſere erſte Tagreiſe war nicht lang. Wir blieben über Nacht in geringer Entfernung vor der Stadt bei der letzten Quelle, am Saume der ſchrecklichen Wüſte, welche wir zu durchwandern hatten. Sie iſt nicht allein nackt, ſondern auch durchaus unbewohnt, weshalb man genöthigt iſt, auf dem Sande, unter freiem Himmel zu ſchlafen. Dazu kommt noch der Umſtand, daß die auf den benachbarten Bergen lauernden Apachen keine Gelegenheit verſäumen, die Reiſenden zu überfallen und zu berauben. Nur unter ſtarker Bedeckung darf man ſich deshalb in die Wüſte wagen, und die Einwohner von El Paſo ließen die Gelegenheit, durch uns eine Menge Gegenſtände, beſonders Früchte, Wein und Branntwein, nach Chihuahua zu ſchicken, nicht unbenutzt, um dagegen Zucker, Chocolade und engliſche Fabrikwaaren einzutauſcher. Unſere Karavane war wenigſtens 1000 Köpfe ſtark. Auf die verſchiedenſte Weiſe gekleidet, ritten Einige, Andere fuhren, und zwar in Wagen, die eine beſondere Beſchreibung verdienen würden, noch Andere gingen zu Fuß.

Man gebe dem Merikaner einige Stücke Baumwollenſtauden-Holz, etwas ungegerbtes Leder, ein Beil und einen Bohrer, und er wird in Kurzem einen Wagen zu Stande bringen. An den Stamm werden die beiden Achſen befeſtigt, und an dieſe mehr oder weniger runde Räder, vor welche man einen hölzernen Nagel ſchlägt und die beim Herumdrehen eine dem Erdbeben ähnliche Erſchütterung verurſachen. Alles Uebrige wird aus Leder verfertigt oder dadurch zuſammengehalten. Von Eiſen, Farbe, Hobel und Fett iſt durchaus nicht die Rede. Iſt der ſolcher Geſtalt zuſammengefügte Wagen fertig, ſo werden fünf oder ſechs Paar Ochſen davor geſpannt, obgleich ſchon ein Paar mehr als genügend ſein würden. Niemand möchte jedoch mit einer ſo geringen Beſpannung fahren, und man iſt ſtolz auf die Zahl der gehörnten

Köpfe, welche man vor ſich hat, nicht zu gedenken, daß jede Neuerung als höchſt gefährlich betrachtet wird. Hat der Mexikaner hinlänglich Tortillas, Frijodes und Chile colorado, ſo kümmert er ſich um alles Andere wenig oder nicht. Soll eine Reiſe länger als zwei Tage dauern, ſo nimmt er aus Vorſicht noch ein Paar Achſen mit, und will er eine Woche abweſend bleiben, ſo iſt faſt ſein ganzer Wagen mit ſolchen angefüllt. In der That ereignet ſich nichts häufiger als ein Achſenbruch, und man begreiſt leicht, daß mit einem ſolchen Fuhrwerke größere Reiſen zu den Unmöglichkeiten gehören.

Die zweite Nacht wurde von den Reiſenden inmitten einer öden, ſandigen Ebene, wo nicht ein Tropfen Waſſer zu finden war, zugebracht. Man hatte jedoch von der letzten Quelle einen ſolchen Vorrath mitgenommen, daß man keinen Mangel litt. Ueberhaupt waren die Tagmärſche nicht zu lang und Alles ging mit ziemlicher Ordnung von Statten. Am dritten Tage, gegen Mittag, kam man nach einer berühmten Quelle, Ojo de Sae Malayuque genannt, welche die mexikaniſchen Soldaten den Diamant der Wüſte nannten. Obſchon ſie nie austrocknet, iſt ihr Waſſer doch weder beſonders gut noch klar; da ſich aber keine andere Quelle auf dreißig Meilen im Umkreiſe findet, iſt man froh, ſie zu finden. Tauſend Menſchen und ebenſo viele Pferde benutzten ſie acht Tage hintereinander, ohne ſie zu erſchöpfen. Dennoch iſt der Boden ringsum ſehr trocken und unfruchtbar; man gewahrt nur einiges Dorngeſtrüpp, und einige wilde Birnbäume. Auf der entgegengeſetzten Seite, von der, von welcher wir gekommen waren, erhoben ſich hohe, gelbe Sandhügel, auf denen nicht ein Grashalm wuchs und deren Ueberſchreitung ebenſo mühſam für Menſchen als für Pferde iſt. Man kann ſich nicht leicht eine traurigere Wüſte denken. Der Wirbelwind verändert beinahe unaufhörlich die Formen dieſer beweglichen Sandmaſſen, welche er oft nach allen Richtungen zerſtreut. Wie hoch er ſie aber auch erheben mag, kann er ſie dennoch nicht über das bewaldete Felſengebirg ſchleudern, das die Einöde auf allen Seiten umgiebt und das von Dambirſchen, Bären und Apachen bevölkert wird.

Den 12. November bemerkten wir faſt am Ende der Wüſte, in geringer Entfernung von unſerm Nachtlager, einen etwa zwei Zentner

ſchweren Stein, deſſen Geſchichte man uns folgendermaßen erzählte. Vor mehreren Jahren befand ſich dieſer Stein noch in der Nähe des Wüſtendiamanten, als einige Maulthiertreiber, welche an der Quelle lagerten, zum Zeitvertreib ihn aufhoben, und ihn fortzuſchleudern ſich bemüheten. Nur zweien derſelben gelang das wirklich. Zufällig fiel er bei einem Wurfe in der Richtung gegen Mexiko hin, und ſeitdem haben alle Maulthiertreiber es ſich zur Aufgabe gemacht, die Wanderung dieſer **Puerta de pedro** (Steinthor) gegen die Hauptſtadt der Republik, welche noch etwa 1500 Meilen entfernt iſt, zu befördern. Oft gelingt es nur Einem auf Fünfzig, den Stein über den Kopf zu werfen. Jeder Maulthiertreiber darf ihn nur einmal heben, und wenn er ihn nicht in der angedeuteten Weiſe werfen kann, muß er ihn wieder vor ſich hinlegen. Seit etwa 150 Jahren hat der Stein auf ſolche Weiſe 12 bis 15 Meilen zurückgelegt; wie viele Jahre werden alſo noch vergehen müſſen, bevor er nach ſeinem Beſtimmungsort, der Hauptſtadt des Landes, gelangt.

Den 14. November zogen wir an der kleinen Stadt Carazal, die wir zwei Meilen zur Rechten ließen, vorüber. Sie liegt in einem fruchtbaren Thale, am Fuße eines Berges. Früher hatte ſie etwa 1000 Einwohner, welche anſehnlichen Handel trieben; jetzt aber iſt ſie durch die Apachen ganz zu Grunde gerichtet. Dieſe Eingebornen begnügen ſich nicht allein, Vieh, Getreide und Früchte zu ſtehlen, ſie fangen auch die Bürger auf, welche ihre Stadt verlaſſen, und bringen ſie um, wenn ſie ſich nicht loskaufen laſſen können. Gewöhnlich durchziehen ſie das Gebirg zwiſchen Neu-Mexiko und den Staaten Sacoro und Chihuahua. Gleich den Kayguen und den Kamanchen ſind ſie ebenſo vortreffliche als unermüdliche Reiter. Ihre Pferdeheerden ſind zahllos. Mit großer Geſchicklichkeit bedienen ſie ſich des Wurfſpießes und des Bogens. Auch haben ſie einige ſchlechte Feuergewehre, doch geben ſie immer den alten Waffen den Vorzug. Unabhängig, ſtolz und kühn, haben ſie mit den ziviliſirten Völkern bis jetzt noch in keiner nähern Beziehung geſtanden, und ſtatt ſich zu vermindern, oder ärmer zu werden, vermehren ſie ſich ſehr bedeutend und bereichern ſich von Jahr zu Jahr. Gleich nach der Eroberung des Landes drängten die

Spanier die Apachen in das Gebirg zurück; die letzten ſind jetzt auf dem Punkte, ihre alten Beſitzungen wieder zurückzunehmen, wenigſtens dehnen ſie ihre Streifereien immer weiter aus und verweilen immer länger im flachen Lande. Vergebens ſind ſie von der mexikaniſchen Regierung vogelfrei erklärt und ein Preis auf jeden Apachenkopf geſetzt worden. Die Wilden ſchlagen und vernichten eine Truppenabtheilung nach der andern, welche man gegen ſie ausſendet. Schon hat man ihnen die fruchtbarſten Ländereien Neu-Mexiko's überlaſſen müſſen, welche ſie durch gut angelegte Feſtungen hartnäckig vertheidigen. Acht Tage vor unſerm Zuge war der Anführer der gegen ſie ausgeſandten mexikaniſchen Truppen bei Carazal getödtet worden. Einer ſeiner Soldaten, der uns ſein tragiſches Ende erzählte, wünſchte nichts ſehnlicher, als nach den vereinigten Staaten entkommen zu können, wozu es ihm jedoch an Geld gebrach; ich bedauerte ſpäter mehr als einmal, daß ich die Gelegenheit hatte entgehen laſſen, mit ihm zu entkommen, wenigſtens hätte ich dabei noch die Hoffnung gehabt, meine Freiheit wieder zu erlangen, deren ich ſo lange noch beraubt blieb. Die Frau des Befehlshabers unſerer Bedeckung, Namens Ochoa, wohnte in Carazal. Sie kam am 15. Morgens zu uns in einem von acht Ochſen gezogenen Wagen, um ihren Mann nach Chihuahua zu begleiten. Obſchon ſie bereits vierzig Jahre auf dem Rücken hatte, war ſie immer noch eine ſchöne Frau, mit großen, ſchwarzen Augen, die Blitze ſprüheten, und mit dem anſtandsvollen und freundlichen Benehmen, wodurch alle Mexikanerinnen, zu welchem Stande ſie auch gehören mögen, ſo vortheilhaft ſich auszeichnen. Ihre Kleidung beſtand aus einem ſehr kleinen Hemde und einem Kleide von weißem Wollenzeug, ein Roſenkranz mit einem Kreuze diente ihr als Hauptſchmuck. Ihr zu Pittsburg verfertigter Wagen, den ſie von Kaufleuten aus St. Louis gekauft, nachdem er von Santa Fe nach Carazal gekommen, war höchſt einfach. Dennoch konnte der Lordmajor von London in ſeiner Staatskaroſſe nicht ſtolzer ſein, als die Sennora Ochoa in dieſem Karren. Den 19. November Abends bezogen wir unſer Nachtlager in einer Entfernung von fünf oder ſechs Meilen von Chihuahua. Kaum hatten wir uns einigermaßen eingerichtet, als ſich mehrere der angeſehenſten Einwohner der Stadt ein-

fanden und ſich vertraulich mit Navarro unterhielten. „Ihr und Eure Freunde,“ ſagten ſie zu ihm, „werdet unſere Gaſtfreundſchaft nur zu loben haben.“ Wer hätte nach einer ſolchen Verſicherung glauben ſollen, daß dieſe im voraus ſo hochgerühmte Gaſtfreundſchaft in nichts Anderem beſtehen würde, als in ſtrenger Einſperrung in einem Spital?

Geſchichtlicher Wahrheits-Spiegel.

Barère und ſeine Denkwürdigkeiten.

Beurtheilt durch Macaulay.

Vierter Artikel.

Die einzige Lobpreiſung des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, welche man mit einem gewiſſen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit unternommen, wurde durch die Ereigniſſe vollkommen widerlegt. Wäre wirklich ſeine übertriebene Strenge durch drohende Gefahr zur Nothwendigkeit geworden, ſo hätte ſie doch mit dem Vorübergehen derſelben vernunftgemäß eingeſtellt werden müſſen. Das war jedoch der Fall nicht. Im Herbſt 1793 hatte Frankreich nichts ſo ſehr zu befürchten, als den Einbruch der Verbündeten, die auf der Grenze in allen Gefechten den Sieg errungen hatten. Mehr als die Hälfte der Departemente verwarf die Obermacht des Konvents geradezu. Acht bis zehn Köpfe ſchienen unter ſolchen Umſtänden genügend für die Guillotine. Im Sommer 1794 hatten ſich dagegen Bordeaux, Toulon, Caen, Lyon und Marſeille der Oberherrlichkeit von Paris unterworfen. Die Heere der Republik waren obſiegend am Fuße der Pyrenäen, wie an der Sambre. Brüſſel war beſetzt, der König von Preußen ſchien zu einem Separatfrieden geneigt und die Republik befand ſich nicht mehr auf der Defenſive. Sie beabſichtigte vielmehr Eroberungen jenſeit der Alpen, wie am Rhein, und war ihren

Nachbarn gefährlicher geworden, als Ludwig XIV. auf dem Gipfel ſeines Ruhmes es geweſen.

Unter ſolchen Umſtänden iſt der Entſchluß des Heilsausſchuſſes, ſein Syſtem durch verdoppelte Kraftentwicklung zu ſtärken, um ſo unerklärlicher. Er machte nämlich den Vorſchlag, das Revolutionsgericht, das bereits vierzig bis ſechzig Köpfe täglich abſchlagen ließ, mit noch größerer Gewalt auszuſtatten und die jakobiniſche Gerechtigkeitspflege auf zwei Seiten zu beſchränken. Es ſollte eine Liſte von zwölf Richtern und fünfzig Geſchwornen, ſämmtlich den entſchiedenſten Jakobinern zu entnehmen, entworfen werden. Alles, was dies Gericht für nachtheilig für die Republik bezeichnen würde, ſollte ein Hauptverbrechen ſein. Das Geſetz beſtätigte den öffentlichen Ankläger in ſeinem Amt, während es den Advokaten beſeitigte. Selbſt in Ermangelung jedes Beweiſes konnten die Geſchwornen ſich als genugſam überzeugt erklären, mithin die Vernehmung aller Zeugen ablehnen. Die einzige von ihnen zu verhängende Strafe war die des Todes.

Als Robespierre dies Dekret im Konvent vorlas, wurde es mit Murren aufgenommen. Die Furcht, welche bisher jeden Widerſtand gegen den Willen des Ausſchuſſes vereitelt, wurde durch noch größeres Entſetzen überwunden. Jeder fühlte ſchon das kalte Fallbeil an ſeinem Halſe. „Dies Dekret,“ ſagte einer der Volksvertreter, „iſt von überwiegender Wichtigkeit. Ich verlange deshalb, daß es gedruckt, und daß ſeine Erörterung vertagt werde. Würde eine ſolche Maßregel ohne reifliche Ueberlegung angenommen, ſo brauchte ich mir nur gleich eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen.“ — Sein Antrag wurde unterſtützt. Barère ſchwang ſich auf den Redeſtuhl. „Er könne nicht begreifen,“ ſagte er, „wie irgend eine Meinungsverſchiedenheit, hinſichtlich eines ſo patriotiſchen Geſetzes, welche die ſchnelle und ſichere Beſtrafung der Verſchwörer möglich mache, noch obwalten könne. Beſtehe man durchaus auf einer Verſchiebung, ſo könne er für dieſelbe nicht mehr als drei Tage zugeſtehen.“ Die Oppoſition ließ ſich einſchüchtern; das Dekret wurde angenommen, und während der nun folgenden ſechs Wochen floß das Blut ſtromweis.

Indeß wurde eine dumpfe Bewegung, aus der immer mehr ſich

feſtſtellenden Verzweiflung entſpringend, bei der Mehrheit des Konvents, die anfänglich mit den Girondinern geſtimmt und nach deren Sturze ſich begnügt hatte, ſchweigend die Dekrete des Wohlfahrts-Ausſchuſſes zu genehmigen, immer bemerklicher. Es fehlte jener Mehrheit nicht an Häuptlingen, an entſchloſſenen, karakterfeſten Männern, wie Fouché und Tallien, die, nachdem ſie lange unter den Mitgliedern des Berges ſich ausgezeichnet, endlich inne wurden, daß ihr eigenes Daſein, oder das von Perſonen, welche ihnen nahe ſtanden, bedroht war. Auch ließ ſich die Spaltung im Ausſchuſſe ſelbſt nicht länger verbergen. Auf der einen Seite ſtanden Robespierre, S. Jüſt und Couthon, auf der andern Seite Collot und Billaud. Obgleich Barère mehr den letzten ſich zuneigte, als den erſten, ſo lavirte er dennoch, ſeiner Gewohnheit gemäß, zwiſchen beiden Parteien, den Augenblick erwartend, wo der Sieg für eine derſelben ſich erklären würde, bereit, das Todesurtheil der Beſiegten zu unterſchreiben. In Betreff der erſten hatte er ſeine Carmagnole ſchon bereit: „der Freiheitsbaum, das Blut der Verräther, Brutus Dolch, das Gold des treuloſen Albion;" alles das paßte eben ſo gut auf Billaud als auf Robespierre.

Der letzte wurde zuerſt auf eine mittelbare Weiſe angegriffen. Man weiß, daß Katharina Théot einen großen Einfluß auf den ſonſt unzugänglichen Mann ausübte, und daß er die alte Närrin unter ſeinen Schutz genommen. Zum Aberglauben geneigt, bemühte er ſich, ſeit er auf die Religion ſeiner Väter verzichtet, etwas Anderes an deren Stelle zu ſetzen; Katharina war ihm in ſolcher Beziehung aus Kräften behülflich. Barère machte einen Bericht gegen die überſpannte Théot, worin es an Uebertreibungen und Tollheiten jeder Art nicht fehlte. Die Folgerung war jedoch das Verlangen, ſie und mehre andere Beklagenswerthe beiderlei Geſchlechts ſollten vor das Revolutionsgericht geſtellt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet werden. Er wagte es aber nicht, ſein Faktum im Konvent ſelbſt vorzuleſen; ein anderes Mitglied übernahm die Verantwortlichkeit des grauſamen Scherzes, der um ſo mehr Robespierre's Zorn erregte, weil in dem Bericht mehre Anſpielungen waren, die er nothwendigerweiſe auf ſich beziehen mußte.

Barère, der eben keinen ſichern Blick in die Zukunft hatte, glaubte

ſchon zu viel gethan zu haben für eine Partei und näherte ſich deshalb vorläufig der andern. Alle, die unterrichtet waren, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit dem gegen Katharina Théot abgeſtatteten Bericht habe, erſtaunten nicht wenig, als ſie in der Sitzung des 7. Thermidor Robespierre durch Barère mit ſeinem gewöhnlichen Schwulſt loben hörten. Er erklärte in ſeiner Rede, daß der Volksvertreter eines großen, wohlverdienten, patriotiſchen Rufes, erworben durch fünfjährige Aufopferung im Dienſte ſeines Vaterlandes und unerſchütterliches Feſthalten an den Grundſätzen der Freiheit und Unabhängigkeit ſich erfreue. Allein ſchon Tags nachher war es augenſcheinlich, daß ein entſcheidender Kampf bevorſtehe. Robespierre führte den letzten Streich. Er begab ſich auf den Rebeſtuhl und hielt eine lange, furchtbare Philippika gegen ſeine Widerſacher. Einige Mitglieder verlangten, daß dieſe Rede gedruckt werde und Barère unterſtützte nachdrücklich dieſen Antrag.

Bald veränderten ſich jedoch die Geſinnungen im Konvent und, um ſeine ebengeführte Sprache zu mildern, ermahnte Barère ſeine Amtsgenoſſen zur Eintracht und beſchwor ſie, nicht den Feinden des Vaterlandes, einem Pitt und einem York, in die Hände zu arbeiten. Die eigentliche Schlacht wurde jedoch erſt am 9. Thermidor, dem ewig denkwürdigen Tage, geſchlagen. Tollkühn eröffnete Tallien den Kampf, Billaud unterſtützte ihn und ruhte nicht eher, als bis die Sache zum Ausbruch kam. Der tiefe Haß, der nur durch das allgemeine Entſetzen zurückgehalten worden, entfeſſelte ſich jetzt mit Gewalt und überſtieg bald alle Schranken. Als Robespierre's Stimme theils durch die Schelle des Präſidenten, theils durch das Gebrüll der Verſammelten: „Nieder mit dem Tyrannen!“ zum Schweigen gebracht worden, erhob ſich Barère.

Der Anfang ſeiner Rede war furchtſam und ſchwankend. Es war augenſcheinlich, daß er zuerſt den Boden ſondiren, die Wirkung erſpähen wollte, welche ſeine Worte hervorbrachten; erſt nachdem er auf ſolche Weiſe der Geſinnung der Mehrheit ſich verſichert hatte, ſprach er ſich entſchloſſener gegen Robespierre aus. Die Menge, welche den Saal umringte, und die außerhalb befindlichen Kanoniere von Paris erklärten

ſich nun ebenfalls für den Konvent. Barère, der ſich indeß auf ſeinen Platz begeben, ſchwang ſich abermals auf die Rednerbühne, wo er mit einer Carmagnole über Piſiſtratus und Katilina begann. Der Schluß ſeiner Rede war, daß man die Köpfe Robespierre's und ſeiner Mitſchuldigen ohne Urtheil abſchlagen müſſe. Der Antrag wurde angenommen und ſchon am nächſten Morgen erlitten die beſiegten Mitglieder des Heilsausſchuſſes und ihre Hauptanhänger das Schickſal, welches ſie Andern bereitet hatten. Es war grade ein Jahr verſtrichen, ſeitdem Barère ſeine erſten Bundesgenoſſen, die Girondiner, auf gleiche Weiſe verrathen hatte. Wir übergehen mehre Epiſoden von Robespierre's Sturz mit Stillſchweigen, da wir nicht die Geſchichte der Revolution zu ſchreiben, ſondern nur Barère zu beurtheilen haben.

Der 9. Thermidor bildet einen Hauptabſchnitt in der Geſchichte Europa's. Die drei obſiegenden Mitglieder des Heilsausſchuſſes waren auf keinen Fall beſſer als das beſiegte Triumvirat. Müßten wir unter den ſechs Männern eine Wahl treffen, ſo würden wir vielleicht Robespierre und J. Juſt noch den Vorzug zugeſtehen. Ihre Grauſamkeit entſprang wenigſtens aus einem aufrichtigen Fanatismus und wirkte deshalb auf beſchränkte Geiſteskräfte wie auf gallige Temperamente. Schlechter und verächtlicher als ſie war gewiß Barère, der nicht das mindeſte Vertrauen in irgend einen Theil des Syſtems hatte, für deſſen Aufrechthaltung er ſtromweis Menſchenblut vergoß. Denn darf man ſeinen eigenen Aeußerungen Glauben ſchenken, ſo war er durchaus nicht überzeugt, daß eine Republik für Frankreich geeignet ſei, obgleich er anderſeits auf die Hinrichtung aller der Unglücklichen hinwirkte, deren alleiniges Verbrechen darin beſtand, daß ſie näher oder entfernter mit Königlichgeſinnten verwandt waren. Er ließ ſeine ehemaligen Freunde unter dem Vorwand umbringen, daß ſie Föderaliſten ſeien, während er der einzige Föderaliſt im Konvent war. Früher hatte er ſeiner perſönlichen Sicherheit wegen ſo viele Menſchenleben aufgeopfert; er fuhr in ſeinem ruchloſen Verfahren fort, weil es ihm Vergnügen machte, Andere zu tödten.

Robespierre unterwarf ſich der natürlichen Neigung des Volkes, einen Zeitraum in einem Menſchen zu verkörpern. Man hat ſich daran

gewöhnt, in ſeiner Perſon den eingefleiſchten blutgierigen Jakobinismus zu erkennen, und ſo viel iſt gewiß, daß er das Syſtem des als nothwendig erachteten Entſetzens bis zu ſeinen äußerſten Grenzen ausdehnte. Die fürchterlichſten Tage des Revolutionsgerichts waren unmittelbar vor dem 9. Thermidor, und man ſagt, daß nach Robespierre's Tode Frankreich wieder frei athmen könne, woraus man folgerte, daß er der Urheber alles Unheils ſei, welches in der letzten Zeit zur Tagesordnung gehörte. Man weiß jedoch, daß er ſchon bei der Verurtheilung der Königin Widerſpruch leiſtete und es muß noch geſagt werden, daß grade zu der Zeit, wo ſo viele Köpfe abgeſchlagen wurden, er den Sitzungen des Heilsausſchuſſes nicht mehr beiwohnte, während Billaud, Collot und Barère die eigentlichen Leiter der blutigen Angelegenheiten waren.

Die ebengenannten drei Männer waren keinesweges geſonnen, durch Robespierre's Sturz auch den des Schreckensſyſtems herbeizuführen, weil ſie bei dem letzten mehr intereſſirt waren als er ſelbſt. Sie täuſchten ſich jedoch über den eigentlichen Gehalt der großen Kriſis, welche das Joch des Heilsausſchuſſes für immer zerbrach. Der Konvent hatte ſeine Kraft erprobt, ſeine Freiheit wieder errungen und der öffentlichen Meinung ſich verſichert; es war alſo ganz natürlich, daß es zu einer Rückwirkung gedieh. Vier und zwanzig Stunden nach Robespierre's Hinrichtung wurde die Einſtellung der Sitzungen des Revolutionsgerichts unter ſtürmiſchem Beifallgeſchrei dekretirt. Einige Augenblicke nachher trat Billaud in den Saal. Mit Erſtaunen hörte er, was geſchehen, und forderte unwillig, daß der Beſchluß zurückgenommen werde. Seine Stimme wurde jedoch grade am meiſten von denen erſtickt, welche bisher ſich am unterwürfigſten gezeigt.

Auch Barère, die neue Geſtaltung der Dinge noch nicht durchſchauend, wagte es, den Konvent zu beſchwören, von dem Schreckensſyſteme nicht abzulaſſen und auf die verhängnißvolle Mäßigung nicht zu hören, die Ruhe und Erbarmen forderte. Die Ariſtokratie, ſagte er, müſſe nach wie vor in dieſer Verſammlung entſchiedene Feinde, mitleidloſe Richter finden. Aber die Zeit ſeiner Carmagnolen war vorüber; die Nation hatte das Joch der Furcht, in welches man ſie bisher gezwängt, abgeworfen. Sie war von derſelben Begeiſterung ergriffen,

welche die Einnahme der Baſtille zur Folge gehabt. Die öffentliche Meinung ſprach ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt gegen die Tyrannei der Jakobiner aus. Die Gefangenen wurden hundertweis, wie man ſie eingekerkert, aus den Gefängniſſen entlaſſen. Das Dekret, welches den republikaniſchen Truppen befahl, den Engländern keinen Pardon zu geben, wurde faſt einſtimmig zurückgenommen. Als der Jakobinerklubb dagegen proteſtirte, ſchloß man ihn, ohne beſondern Widerſtand zu finden. Die Deputirten von der Gironde, welche dem Fallbeil entronnen waren, nahmen wieder ihren Platz in der Verſammlung ein. Marat's Büſte wurde aus dem Schauſpielhauſe und ſein Leichnam aus dem Pantheon geworfen. Menſchlichkeit wurde die Parole der neuen Machthaber. Die franzöſiſche Heiterkeit, durch die Freude der Befreiung verſtärkt, erwachte auf's neue und mit ihr Künſte, Geſchmack, Luxus und Vergnügen.

Durch die fortan immer mehr ſich geltend machenden edelmüthigen Geſinnungen ſchien die Menſchheit ſelbſt um Rache gegen die Henker, die Blutſauger und Kannibalen zu ſchreien. Unter dieſen Namen, und keinen andern, wurden die Häuptlinge der letzten Regierung bezeichnet. In mehren Departementen rächte ſich die Bevölkerung ſelbſt an den Beauftragten des Berges. Grauſamkeit rief Grauſamkeit nach ſich. In Paris blieb die Rückwirkung innerhalb geſetzlicher Grenzen. Die Repreſſalien waren im Allgemeinen mild, wenn man ſie mit den begangenen Verbrechen vergleicht. Zwei der entſetzlichſten Werkzeuge des Berges, Fouquier-Tinville und Lebon, wurden einige Tage nach dem Thermidor-Ereigniſſe verhaftet. Der Henker von Nantes, Carrier, hatte daſſelbe Schickſal. Die gräßlichen Verbrechen, welche ſich aus den gegen dieſe Menſchen angeſtellten Unterſuchungen ergaben, übertreffen Alles, was Suetonius und Lampridius von den verruchteſten Kaiſern erzählen. Man konnte jedoch nicht gegen untergeordnete Verbrecher Strenge geltend machen, ohne die Häuptlinge der jakobiniſchen Regierung ſelbſt zu beſtrafen. Der Konvent und ganz Frankreich verlangte deshalb, daß Collot, Billaud und Barère in Anklagezuſtand geſetzt würden.

Mit allen ihren üblen Leidenſchaften und Laſtern waren Collot und Billaud wenigſtens entſchloſſene Menſchen. Sie ließen ſich nicht leicht

einſchüchtern und zum Widerruf vermögen. Dem gemeinſamen Haſſe aller Guten und Rechtſchaffenen ſtellten ſie keken Widerſtand, ſpäter düſtere, ſchweigende Verzichtleiſtung entgegen. Barère ſeinerſeit hatte kaum die Tendenz der Thermidor-Revolution begriffen, als er unverweilt die Sache des Berges verläugnete, hoffend, daß die Gemäßigten ihn wieder in ihre Reihen aufnehmen würden. Er erzählte Jedem, der es hören wollte, daß er die blutigen Gewalt-Maßregeln nie gebilligt habe; er ſei immer Girondiner geblieben und habe das Schickſal Briſſot's und ſeiner Freunde beklagt, ohne es verhindern zu können, weil er mit dem Strom habe ſchwimmen müſſen. Bei Niemand war jedoch Selbſtlob ſo ſtinkend, als bei ihm, der dadurch nicht mehr zu täuſchen vermochte, weil er es im Gewühl der Leidenſchaften verſäumt, ſich den Rücken zu decken. Mit lautem Murren wurden ſeine Reden angehört und von mehr als einer Seite wurde ſeine Feigheit und Treuloſigkeit ihm vorgeworfen. Carnot hatte eines Tages das Nähere über einen erfochtenen Sieg der Verſammlung mitzutheilen, bei welcher Gelegenheit er, auf ſeine gewöhnliche Würde verzichtend, zu einigen ſchwülſtigen Redensarten ſich verirrte, welche das allgemeine Geſchrei veranlaßten: Keine Carmagnolen, keine Reden à la Barère mehr!

Fünf Monate waren verfloſſen ſeit der Thermidor-Rückwirkung, als der Konvent einen Ausſchuß, aus fünfundzwanzig Mitgliedern beſtehend, ernannte, der den Auftrag erhielt, das Verfahren Barère's, Billaud's und Collot's ſtreng zu unterſuchen. Einige Wochen nachher wurde darüber ein Bericht abgeſtattet. Man entnimmt aus demſelben, daß man ein von Barère unterzeichnetes Aktenſtück aufgefunden, worin die erſprießlichſten Mittel zur Vervollſtändigung des Schreckensſyſtems angedeutet waren. Frankreich ſollte in mehre Bezirke geſchieden und dieſe der Reihe nach von wandernden Revolutionsgerichten beſucht werden, welche eine oder mehre Guillotinen mit ſich zu führen hätten.

In ſeiner Vertheidungsrede behauptete Barère, daß man in keinem ſeiner Anträge eines abſichtlichen Verbrechens ihn zeihen könne und daß Alles, was er gethan, von dringender Nothwendigkeit geboten worden. Auf die Frage, wie er es wagen könne, eine ſolche Beweisführung geltend zu machen, nachdem er ſo viele Deputirte, blos ihrer Meinun-

gen wegen, angeklagt und auf's Blutgerüſt gebracht, entgegnete er: es ſei in der That ſehr zu bedauern, daß der Grundſatz der Unverletzlichkeit der Volksvertreter nicht ſtreng befolgt, ſondern leider mehrmals verletzt worden. Er habe indeß nichts gethan, als daß er den ihm gewordenen Befehlen Folge geleiſtet.

Im Uebrigen war er unverſchämt genug, zu behaupten, daß er weſentlichen Antheil an der Veranlaſſung der Thermidor-Ereigniſſe genommen, ja, daß er dabei ſelbſt ſein Leben auf's Spiel geſetzt, weil, wenn das Unternehmen mißlungen wäre, man ihm ohne weiteres den Kopf vor die Füße gelegt haben würde. Man erinnerte ihn nun, daß er kaum achtundvierzig Stunden vor dem Ausbruch der Rückwirkung auf die ſchwülſtigſte Weiſe Robespierre eine Lobrede gehalten. Darauf erwiderte er, es ſei nur geſchehen, um der Eitelkeit des Tyrannen zu ſchmeicheln, ihn dadurch recht ſicher zu machen, um deſto beſſer ihn zu ſtürzen. Konnte man einen Brutus tadeln, daß er in Gegenwart Tarquin's geheuchelt habe?

Es blieb dem angeklagten Triumvirat indeß nur ein gefahrvolles Rettungsmittel. In den arbeitenden, wie überhaupt in den untern Ständen herrſchte große Noth. Die Jakobiner ſchrieben ſie den Thermidor-Veränderungen, der ſeitdem vorwaltenden Milde gegen die Ariſtokraten und der Strenge gegen die Häuptlinge der früheren Verwaltung zu. Was kann man dem hungrigen Pöbel nicht alles einreden! Die Bevölkerung der Antons-Vorſtadt erhob ſich drohend gegen die Vertreter und verlangte mit großem Geſchrei die Freilaſſung aller verhafteten Patrioten. Der Konvent wollte diesmal ſeine ganze Stärke und ſeinen vollen Muth zeigen, um ſo mehr, da er über bedeutende Streitkräfte gebieten konnte. Er winkte, und der Aufruhr wurde erſtickt. Ein Dekret verordnete nun, daß Collot, Billaud und Barère nach einem entlegenen Staatsgefängniſſe zu bringen ſeien, was auch geſchah.

Barère hat ſeine Reiſe nach dieſem Staatsgefängniß beſchrieben. Der Abſchnitt, welcher dieſe unfreiwillige Entfernung von Paris betrifft, iſt der intereſſanteſte und wahrſte in ſeinen Denkwürdigkeiten. Es gibt keinen Zeugen, wie ſchlecht und verworfen er auch ſei, deſſen

Zeugniß gegen ſich ſelbſt ein Gericht nicht annehmen muß; man darf alſo Barère wohl glauben, wenn er ſelbſt ſagt, daß er ein Gegenſtand der Verachtung und der öffentlichen Verwünſchung war. Vergebens bemühte ſich die militäriſche Bedeckung, welche man den drei Verbrechern zu ihrer Sicherheit mitgegeben, durch die Verwünſchungen, Flüche und Drohungen der von allen Seiten herbeiſtrömenden Menge ſich Bahn zu brechen. Hundert Hände hielten die Räder zurück, nöthigten die Pferde zum Stehen, bemühten ſich, die Kutſchenſchläge aufzureißen, und der im Wagen Befindlichen ſich zu bemächtigen. Barère geſteht, daß er nicht mit dem Leben davon zu kommen hoffte. Nichtsdeſtoweniger fürchtete grade er, der ſo viel Menſchenblut muthwillig vergoſſen, am meiſten, zu ſterben. Er ruhte nicht eher, als bis man ihn in ein öffentliches Gebäude gebracht, wo er ſo lange blieb, bis in der vorgerückten Nacht die Menge ſich verlaufen hatte. Während dem berieth man ſich im Konvent über ſein Schickſal. Es wurde vorgeſchlagen, ihn auf dieſelbe Weiſe zu behandeln, wie er gegen Andere verfahren, nämlich ihn außer dem Geſetz zu erklären und ohne Urtheil ihn auf's Blutgerüſt zu ſchicken. Das ſeit dem 9. Thermidor wiedererwachte Menſchlichkeitsgefühl, welches ſich jetzt um ſo mehr geltend machte, verhinderte allein die Vollſtreckung eines Vorſchlags, der im Grunde nur gerecht geweſen wäre.

Um Mitternacht wurde Barère aus ſeiner Zufluchtsſtätte abgeholt und unter einer ſtarken Bedeckung auf einem Fahrzeug über die Seine gebracht. Durch die einſamſten Straßen gelangte man nach dem ſüdlichen Boulevard, wo zwei Kutſchen bereit ſtanden. In der einen befand ſich Billaud nebſt zwei Polizeibeamten, die andere beſtieg Barère in gleicher Geſellſchaft; Collot war bereits fortgeſchafft. Man fuhr auf der Straße nach Orleans. Dieſe Stadt hatte unter der Schreckens-Herrſchaft ſehr gelitten. Kaum waren die ehemaligen Mitglieder des Heilsausſchuſſes in ihr angelangt, ſo ſahen ſie ſich noch mehr als in Paris von der wüthenden Menge bedroht, und nur dem Dazwiſchentritt der Nationalgarde hatten ſie ihre Rettung zu verdanken. Weit hin gegen Blois wurden ſie aber noch von Verfolgern bedrängt.

Zu Amboiſe erfuhren ſie, daß ihnen in Tours ein eben nicht erfreu-

licher Empfang bereitet werde. Auf der breiten Loirebrücke wimmelte es von auf's äußerſte gereizten Menſchen. Alle ſchworen, daß die Ungeheuer, welche ihren Fluß mit Leichen bedeckt, jetzt ſelbſt einen Sprung in denſelben machen ſollten. Der Anführer der Bedeckung traf deshalb die Vorkehrung, daß die Kutſchen erſt um zwei Uhr Nachts in Tours eintrafen. Man wechſelte hier nur die Pferde und fuhr in geſtrecktem Galopp weiter. Wirklich war es die höchſte Zeit; denn ſchon zeigten ſich Lichter in vielen Häuſern und die Einwohner ſtürzten halb angekleidet in die Straßen, um der verhaßten Tyrannen wo möglich ſich noch zu bemächtigen. In Poitiers wiederholte ſich die gleiche Szene, und in dem Augenblick, wo die Gefangenen abfuhren, ſtürzte ſich ihnen die Menge aus den ſteilen Gaſſen nach, welche ſich gegen den Hügel erheben, auf dem die Stadt gebaut iſt. Niort wagte man nicht zu berühren, weil die Einwohner ſchon auf der Landſtraße die Ankommenden erwarteten.

Mit vieler Mühe und nach Ueberſtehung nicht geringer Gefahren gelangten die drei Blutmänner endlich nach la Rochelle. Von da wurden ſie nach der unfruchtbaren Inſel Oleron gebracht. Hier ſperrte man ſie in dem feſten Schloſſe ein, wo jeder ſeine beſondere Stube erhielt, vor deren Thür eine Schildwache geſtellt wurde. Sie konnten weder mit einander ſprechen, noch war es ihnen erlaubt, irgend jemand von der Beſatzung oder von den Einwohnern bei ſich zu empfangen. Nach einigen Tagen wurde ihnen ſogar der allen andern Gefangenen erlaubte Spaziergang auf den Wällen unterſagt. Man ließ ſie nur auf dem Vorplatz ſich ergehen, wo gewöhnlich die Soldaten exerzirten.

Bald erfuhr man, daß die Jakobiner in Paris abermals den Verſuch gemacht, ſich der Gewalt zu bemächtigen. Der Konvent war durch eine Anzahl Bewaffneter überfallen worden. Die Banditen hatten einen der Volksvertreter umgebracht und ſeinen Kopf auf eine Pike geſteckt. Der Präſident ſelbſt konnte nur mit Mühe entrinnen. Einige Mitglieder der Verſammlung hatten ſich den Aufrührern beigeſellt, die ſchnell herbeigeeilten Truppen verhinderten jedoch eine legislative Bluthochzeit und die Inſurgenten wurden in die Flucht geſchlagen. Die Stadttheile, auf welchen der Verdacht dieſer Empörung ruhte,

wurden entwaffnet, die Deputirten, welche daran Theil genommen, wurden beſtraft und die Herrſchaft des Berges war zu Ende. Ereigniſſe dieſer Art waren eben nicht vermögend, den Haß zu vermindern, den die Schreckensregierung und ihre Werkzeuge eingeflößt. Ein Volksvertreter forderte ſogar, daß die Gefangenen von Oleron unmittelbar hingerichtet werden ſollten; ein Anderer wollte ſie blos vor ein Kriegsgericht geſtellt wiſſen. Beide Anträge wurden verworfen.

Indeß mußte der öffentlichen Meinung auf irgend eine Weiſe entſprochen werden, weshalb Collot und Billaud nach Guiana deportirt wurden. In Kurzem trank ſich der Erſte hier zu Tode, der Letzte lebte noch ziemlich lange, floh aber Jedermann, weil er ſich überzeugt, daß er nur Abſcheu erweckte. Die einzige Zerſtreuung dieſes ehemaligen Mitgliedes des Heilsausſchuſſes beſtand darin, Papageien abzurichten. Warum wurde Barère nicht ebenfalls verbannt? Es iſt ſchwer, eine Antwort auf dieſe Frage zu ertheilen. Man kann jedoch vorausſetzen, daß ihm ein noch härteres Loos anfänglich vorbehalten geweſen. Bald traf nämlich der Befehl ein, ihn vor das Kriminalgericht der oberen Charente zu ſtellen. Demzufolge wurde er nach Saintes gebracht, wo er mehrere Monate in einem aufgehobenen Kloſter eingeſperrt blieb.

Während dieſer Zeit erlitt die Rückwirkung vom 9. Thermidor einen gewiſſen Anſtoß. Die Freunde der Bourbonen hofften zu viel von der Nachſicht, die man ihnen ſeit Robespierre's Sturz bewieſen. Sie verkündeten laut die Wiederherſtellung des alten Regiments und ſprachen ihre Hoffnungen aus, bald wieder zu Ehren und Würden zu gelangen. Um, ſoviel in ihren Kräften ſtand, dieſe von ihnen erſehnte Wiederherſtellung des Alten zu beſchleunigen, griffen ſie ſelbſt zu den Waffen und der von ihnen veranlaßte Aufſtand konnte erſt nach vielem Blutvergießen in den Straßen von Paris unterdrückt werden. Die Aufmerkſamkeit der öffentlichen Behörden wurde auf ſolche Weiſe den Königlichgeſinnten wieder zugewendet und die bisherige Strenge gegen die Jakobiner verminderte ſich.

Zwar beſchloß der Konvent, Barère ebenfalls nach Guiana zu ſchicken, ſeine Verfügung wurde jedoch nicht vollſtreckt. Ohne Zweifel mit Hülfe einiger Mächtigen gelang es dem Gefangenen, aus Saintes

zu entkommen, wonach er mehrere Jahre ſich in Bordeaux verborgen hielt. Es möchte ſogar ſcheinen, daß ein ſchweigendes Uebereinkommen zwiſchen der Regierung und ihm beſtand, welche erſtere ſo lange darauf verzichtete, ihn aufſuchen zu laſſen, als er ſich verborgen hielt.

Unter ſolchen Umſtänden befand ſich Barère, während der Dauer der Staatsverfaſſung von 1795 mit ihrem vollſtreckenden Direktorium, ihrem Rath der Alten und ihrem Rath der Fünfhundert, außer dem Geſetz. Vergebens bemühte er ſich, als die Politik des Berges wieder einigen Einfluß zu gewinnen ſchien, um Zurücknahme des vom Konvent gegen ihn erlaſſenen Urtheils. Er war ſelbſt für die Königsmörder, ſelbſt für die Urheber des Vendemiaire, ein Gegenſtand des Abſcheues geworden. Etwa anderthalb Jahre nach ſeiner Flucht wurde ſein Name zuerſt wieder genannt. Seit dem Sturz der Monarchie war er nicht in ſeiner Provinz Bigorre geweſen, wo er immer noch einer gewiſſen Popularität ſich erfreute. Die Bewohner der gascogniſchen Berge waren nur unvollſtändig von den Ereigniſſen zu Paris unterrichtet. Barère hatte den Oertlichkeits-Intereſſen ſich immer günſtig erwieſen, und ſeine Landsleute bewahrten ihm deshalb eine Erkenntlichkeit, die mit der ihm ſelbſt zum Vorwurf gemachten Undankbarkeit im auffallendſten Gegenſatz ſtand.

Um ſo mehr mußte die Wahl des ehemaligen Mitgliedes des Wohlfahrtsausſchuſſes in den Rath der Fünfhundert Staunen erregen. Der Ausſchuß, oder vielmehr der geſammte Rath, welcher über die Wahlgültigkeit der Mitglieder, wie die heutige franzöſiſche Deputirten-Kammer und das britiſche Unterhaus des Parlamentes, zu entſcheiden hatte, weigerte ſich, den Gewählten in ſich aufzunehmen. Von vielen Seiten rief man: „Wer möchte neben einem ſolchen Ungeheuer ſitzen!“ worauf die faſt einſtimmige Antwort erfolgte: „Ich nicht!“ Andere Mitglieder erklärten, daß ſie ihre Entlaſſung nehmen würden, wenn die Verſammlung durch Zulaſſung eines ſolchen Elenden ſich entehre. Die Wahl wurde für ungültig erklärt, und zwar aus dem Grunde, weil der Gewählte ein Verbrecher ſei, der ſich bisher der Gerechtigkeit entzogen habe. Hinzugefügt waren noch einige ſehr ſtrenge Bemerkun-

gen über die gegen ihn ganz unverdientermaßen in Anwendung gebrachte Nachſicht.

Barère verzichtete jedoch nicht auf die Hoffnung, von neuem eine Rolle ſpielen zu können, während er allein hätte darauf bedacht ſein ſollen, ganz in Vergeſſenheit zu gerathen. Um das Direktorium für ſich günſtig zu ſtimmen, ſchrieb er eine dicke Flugſchrift gegen England, betitelt: die Freiheit der Meere. Dies Buch, wovon er auf ſeine Koſten dreitauſend Exemplare drucken ließ, wurde nicht gekauft. Um ſich zu tröſten, ſchob er die Schuld dieſes Mißgeſchicks auf Pitt, der ihm zufolge das Direktorium für ſich gewonnen hatte.

Er war ſeit etwa zwei Jahren in Bordeaux, als er benachrichtigt wurde, daß der Pöbel bei Gelegenheit der Jahresfeier des 9. Thermidor ihm einen Beſuch abzuſtatten und das an ihm zu vollſtrecken geſonnen ſei, was er in der Vertheidigung ſeines Freundes Lebon eine ſubſtantielle Juſtiz nannte. Um zu entrinnen, verkleidete er ſich als Laſtträger und blieb mehrere Tage hinter einander in der Hütte eines Winzers verborgen. Erſt als er für ſeine Haut nichts mehr zu fürchten hatte, kehrte er nach Bordeaux zurück, von wo er ſich ſpäter nach Paris begab, wo er jedenfalls weniger zu befürchten hatte, als in erſterer Stadt. Auf welche Weiſe er die Reiſe machte, hat er nie verrathen; ſo viel aber iſt gewiß, daß er am frühen Morgen unbemerkt in Paris ſich einſchlich, wonach er mehrere Monate in St. Ouen verborgen blieb. Napoleon war indeß aus Egypten zurückgekehrt und ſtellte ſich an die Spitze einer Verſchmelzung mißvergnügter Parteien, indem er ſeine Entwürfe hinter der Autorität des Raths der Alten verbarg, die Fünfhundert mit Hülfe der Bajonette vertrieb und unter dem Namen eines erſten Konſuls eine neue Regierung einſetzte.

Könnte man Barère noch einigen Glauben ſchenken, ſo hätte er dieſe Ereigniſſe mit blutendem Herzen vernommen. Er konnte ſich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Frankreich einem neuen Gebieter gehorche. Die Volksvertreter, welche dem neuen Cromwell ſich nicht widerſetzt, ſchienen ihm die unwürdigſten Menſchen. Seiner ächt republikaniſchen Geſinnungen ungeachtet, bewarb er ſich bald nachher um den Schutz der Konſular-Regierung, indem er gleichzeitig dem Haupte

derſelben ein prächtig eingebundenes Exemplar ſeines Verſuches über „die Freiheit der Meere" zuſandte. Bonaparte's Politik rieth ihm, das Vergangene zu vergeſſen. Der ehrgeizige Krieger ſchritt ſchon dem Kaiſerthron näher. Halb der Revolution, halb der Rückwirkung angehörig, bemühte er ſich, einen Uebergang aus dem alten in das neue Regiment anzubahnen. Er wünſchte nichts als Zuſtimmungen, Bundesgenoſſen, künftige Unterthanen zu erlangen. Deshalb waren ihm Jakobiner und Royaliſten gleich willkommen. Leute, welche eine Rolle in den Saturnalien der Revolution geſpielt und ehemalige Offiziere der Condé'ſchen Armee begegneten ſich entweder in ſeinen Vorzimmern, oder in den Gefängniſſen, je nach der dienſtfertigen oder feindſeligen Stellung, welche ſie eingenommen. Er ſchmückte Fouché und den Abbé Maury mit demſelben Stern der Ehrenlegion, während Arena und Georg Cadoudal daſſelbe Blutgerüſt beſtiegen. Barère erlangte ohne Schwierigkeit, was das Direktorium ihm immer verweigert. Das vom Konvent gegen ihn erlaſſene Urtheil wurde zurückgenommen und ihm die Erlaubniß ertheilt, in Paris zu bleiben. Freilich wurde dadurch nicht ſeine ganze Vergangenheit ausgewiſcht und er blieb nach wie vor unter der Ueberwachung der Staatspolizei. Doch ließ er ſich dadurch nicht verhindern, der neuen Regierung den Hof zu machen, und erlangte dafür einige trockene, kurz abfertigende Worte von dem Bewohner des Luxemburg-Palaſtes.

Oeffentliches Unterrichtsweſen.

Ueber größere Oeffentlichkeit der Schulen.

Von Max. Roſenheyn.

„Der Schulmann iſt der Beherrſcher der Epoche; ſein Alphabet mächtiger als des Soldaten Bajonett," ſprach neulich Brougham, als Lordkanzler im Parlamente. Und in der That, gibt es einen Stand wohl,

deſſen Einfluß mächtiger und deſſen Gewalt unumſchränkter wäre, als die des Schulſtandes? — König wie Pabſt vermögen nichts ohne ihn, aber Alles durch ihn. Das wußten längſt die Jeſuiten, die, um ſich und den Pabſt allmächtig zu machen, zwei Fächer beſetzten: die Beichtſtühle der Großen und die Schulbänke des Volks. Aber auch unſer Vaterland zeigt es, wie ſehr es von der Wichtigkeit des Schulſtandes überzeugt ſei, nur freilich in anderer Weiſe; denn nirgends geſchieht mehr für die Hebung des Schulweſens als in Deutſchland. Wer wollte es nicht dankbar anerkennen, daß unſere Lehranſtalten, welcher Art ſie ſeien, in vielverſprechender Blüthe daſtehen und ſich von Jahr zu Jahr mehr einer achtungswerthen Selbſtſtändigkeit erfreuen? Gleichwohl könnten ſie aber ihrer Beſtimmung durch eine vollſtändigere Entwickelung der in ihnen liegenden freien Lebenskeime wohl noch näher geführt und zur Löſung ihrer hohen Aufgabe mehr getüchtiget werden. Anerkannt gut organiſirt ſind z. B. Preußens Schulen, — ſelbſt nach dem Zeugniſſe fremder Staaten. Wie kommt es nun aber, frage ich, daß Preußen, was ſeine Volksbildung im Allgemeinen und ſeine Selbſtſtändigkeit anbelangt, demnach nicht auch das erſte Volk Europa's geworden? —

Es ſcheint, als werde die Schule unſern Zöglingen ſo eingeprägt, daß ſie ihr Leben lang Schüler bleiben. Die erſt neulich ins Leben gerufenen Sonntagsſchulen ſprechen auch für dieſe Behauptung. Unſere Lehranſtalten werden dann erſt ihre Kräfte ganz entwickeln und ihre Aufgabe wahrhaft löſen, wenn ſie nicht länger in abgeſchloſſener Iſolirung vom Leben ſich abſperren, ſondern dies klöſterliche Element ganz fahren laſſen und vielmehr unmittelbar mit dem freien öffentlichen Leben in Verkehr getreten ſein werden.

Aller Unterricht im Alterthum war öffentlich. Daher wirkte er denn auch ſo belebend und ſo großartig auf die Erziehung des Volkes ein. Dieſe ward nicht in engen Treibhäuſern oder Treibſcherben von Schulen unſerer Art betrieben, ſie war öffentlich. Die Gymnaſien der Griechen waren nicht für Kinder, ſondern mehr noch für Jünglinge, und in Athens philoſophiſchen Schulen wurde der Zuhörer faſt eben ſo alt, als ſein Lehrer. Sparta war eine große Garniſonſchule für Eltern

und Kinder zugleich. Lehrbücher und Pädagogiken gab es nicht. Die Alten ſchrieben dafür nicht. Die lebendige Zeit, die durch Thaten den Menſchen wie ein Meer von Wellen anſtrebt, war das geiſtige Klima der Griechen und Römer. Der goldene Spruch: non scholae, sed vitae ſtand über jedem Lehrſaale, wie an jedem Tempel der Kunſt. Theorie und Praxis gingen Hand in Hand. Wir erſt haben ſie aus einander geriſſen. Daher denn unſere Zöglinge beim Austritte aus der Schule alle Mühe haben, im Leben ſich zurecht zu finden und das in der Schule Erlernte praktiſch auf das Leben anzuwenden. In den Zeiten des Mittelalters, wo Thaten der Freiheit nur als ſeltene und um ſo glänzendere Sterne am düſtern Himmel Europa's aufgingen, waren die Schulen nur als dumpfe Wildenhütten oder Mönchszöllen umher verſtreut; in ſich abgeſchloſſen, iſolirt vom Leben, daher auch ausgeſchloſſen vom Leben. Und mir will es ſcheinen, als klebe unſeren Schulen noch immer zu viel des Klöſterlichen jener Zeit an, als ein mittelalterlicher Roſtfleck, der zu tief ſich eingefreſſen hat und der Feile der neueren Zeit nicht weichen mag. Denn auch jetzt ſtehen unſere Erziehungsanſtalten noch zu ſtarr vom Leben getrennt da.

Ein weſentlicher Schritt zur Aufhebung dieſer klöſterlichen Abſperrung geſchähe zweifelsohne dadurch, daß häufiger zu veranſtaltende Prüfungen in unſern Lehranſtalten eingeführt würden. Es käme dadurch ein erfriſchender, lebenbringender Wellenſchlag auf den ſtillen Schulſee, der ſonſt gar leicht ins Stocken und Verſumpfen geräth. — Wie belebend dieſe Einrichtung auf die Jugend einwirken müßte, liegt am Tage; ſie würde des Schülers Selbſtgefühl in ſeiner Wurzel anregen und ihn mehr zum Fleiße und zur Tüchtigkeit antreiben, als das bloße Mahn= oder Strafwort des Lehrers. Der Fleißige könnte bei jeder öffentlichen Prüfung ſein Licht vor mehr Augen leuchten laſſen, als nur vor denen ſeiner Lehrer, der Faule aber liefe Gefahr, öffentlich getadelt und beſchämt zu werden. Die Schüler der obern Klaſſen gewönnen an Selbſtſtändigkeit, indem ihnen häufiger die Gelegenheit zu einem freieren Auftreten geboten würde. Genug! der Vortheil liegt am Tage.

Gerechtigkeitspflege.

Die Geſchwornengerichte.

Es haben ſich in neuerer Zeit viele Stimmen für und gegen das öffentliche Gerichtsverfahren erhoben. Zur Beurtheilung und theilweiſen Berichtigung der hiebei ausgeſprochenen Meinungen dürfte es nicht undienlich ſein, mehre einander ähnliche Kriminalfälle anzuführen, welche vor verſchiedenen Geſchwornengerichten eines und deſſelben Landes ungefähr zu gleicher Zeit verhandelt und abgeurtheilt wurden.

Die Verſchiedenheit nicht nur in der Annahme von mildernden oder erſchwerenden Umſtänden, ſondern ſelbſt in der Anſicht über Strafſälligkeit (Schuldig oder Nichtſchuldig der Jury) und die daraus hervorgehende Beeinträchtigung des Rechts wird bedeutende Uebelſtände an den Tag legen, deren verderbliche Folgen nur durch die freie Preſſe theilweiſe können aufgewogen werden.

So lange jene Uebelſtände nicht beſeitigt ſind — und großentheils liegen ſelbe in der Individualität des Richters und der Geſchwornen — muß das freie Wort den Geſchwornengerichten zur Seite ſtehen, ſollen nicht mehre der jetzt beſtehenden Mängel in der Gerechtigkeitspflege vergrößſert, ſtatt vermindert werden. Zur Unterſtützung dieſer Behauptung und als Beitrag zur Erkenntniß der mannigfachen Mängel des jetzt beſtehenden wollen wir einige der neueſten, vor engliſchen Geſchwornengerichten verhandelten Verbrechen mit dem nöthigen Detail angeben.

Marie Furley.

Marie Furley (36 Jahre alt, verheirathet) war nicht im Stande, ihre Kinder zu ernähren, und verſuchte, zur Verzweiflung getrieben, ſich

und eines ihrer Kinder zu ertränken. Die Mutter wurde noch zeitig genug, um ihr Leben zu retten, aus dem Waſſer gezogen, das Kind aber, welches zufällig unter ihr lag, war todt. Der Mutter erſter Gedanke, als ſie wieder zur Beſinnung kam, war ihr Kind. „Wo iſt mein Kind?“ rief ſie aus. Dies zeigt wohl, daß, obgleich ſie ihr Kind lieber gleichzeitig mit ſich ertränken, als es hülflos der Barmherzigkeit der gegen ſie ſo harten Welt überlaſſen wollte, ſie dennoch nie daran dachte, daſſelbe zu überleben.

Demungeachtet ward ſie des Mordes ihres Kindes angeklagt. Sie vertheidigte ſich vor Gericht, wie folgt:

„Ich und meine Kinder wurden während unſeres Aufenthalts im White Chapel-Arbeitshauſe gut behandelt; als wir aber ins Bethnal-green-Arbeitshaus kamen, erkrankte mein älteſtes Kind an einem Kopfleiden. Es wurde ins Spital aufgenommen und mir ſpäter wieder zurückgegeben. Aber bald darauf trat das frühere Kopfübel mit noch größerer Heftigkeit ein, ſo daß ich ſeinen Kopf raſiren laſſen mußte. Der hiezu beſtimmte Barbier ſchnitt, weil er trunken war, dem armen Kinde ganze Stücke Fleiſch vom Kopfe. Dieſe Wunden wurden ſehr böſe und dauerten lange. Als ſie endlich heilten, bekam mein Kind wehe Augen. Auch zeigte ſich am ganzen Körper deſſelben ein Ausſchlag, der nur davon herrühfte, daß man dem armen Kinde im Arbeitshauſe keine andere Nahrung, als eingeſalzenes Rindfleiſch gab. Ich bat, man möchte ihm ſtatt deſſen Hammelsfleiſch geben; aber man verweigerte mir dies. Ich beſchloß daher, das Arbeitshaus zu verlaſſen; ich borgte mir von den Aufſehern sechs Schillinge (3 fl. 36 kr.), zu welchen ich noch einige Schillinge legte, welche meine Freunde auf mein inſtändiges Bitten für mich zuſammengebracht hatten. Auch erhielt ich Hemden zum Nähen. Da ich aber für jedes Hemd nur $1\frac{3}{4}$ Penny ($5\frac{1}{4}$ Kreuzer) erhielt und bei angeſtrengteſter Arbeit nur drei Hemden des Tags fertig bringen konnte, ſo ſah ich mich gezwungen, dieſe Arbeit aufzugeben und eine einträglichere Beſchäftigung zu ſuchen.

Ich beſchloß daher, mit dem wenigen Gelde, ſo ich hatte, Bänder und dergleichen zu kaufen, um Hauben zu machen und zu verkaufen, um ſo den nothdürftigſten Lebensunterhalt für mich und mein Kind zu

gewinnen. In dieſer Abſicht ging ich in einen Laden, fand aber, als ich dort ankam, daß ich meinen kleinen grünſeidenen Beutel, welcher all mein Geld, meine ganze Zukunft, enthielt, verloren hatte, oder daß mir derſelbe aus der Taſche geſtohlen worden war. Dieſer unglückliche Umſtand vermehrte meine Niedergeſchlagenheit und Geiſtesverwirrung; ich hatte auf der ganzen Welt keinen Freund, der mir helfen konnte, ich hatte keine andere Ausſicht, als ins Arbeitshaus zurückzukehren — und dies vermochte ich nicht; lieber wollte ich mit meinem Kinde ſterben."

Der Angeklagten, welche ſehr bewegt ſchien, verſagte hier die Stimme; man konnte aus den leiſe vor ſich hingemurmelten Lauten nur die Worte entnehmen: Ich fiel von der Holzverkleidung des Quais ins Waſſer."

Der Richter (Herr Maule) ſummirte die Ausſagen und erklärte den Geſchwornen den Unterſchied zwiſchen Mord und Todtſchlag. Er fügte bei: „daß er im vorliegenden Falle keine Urſache oder Veranlaſſung ſehen könne, um das Verbrechen unter die Rubrik des Todtſchlages zu klaſſifiziren; im Gegentheile ſcheine es ihm, als wäre die Handlung bei völliger Beſinnung und mit Vorbedacht geſchehen. Das Verbrechen werde dadurch nicht geändert, daß ſie, gleichzeitig mit dem Morde des Kindes, verſucht habe, ſich ſelbſt zu tödten."

Nach einer Berathung von wenigen Minuten gab die Jury das Verdikt: „Schuldig."

Die Angeklagte wurde hierauf zur Vernehmung des Urtheilſpruches vorgerufen. Sie ſagte, „ſie habe keine Einwendung gegen den Ausſpruch des Geſetzes zu thun."

Der Richter ſetzte das ſchwarze Käppchen auf und redete die Angeklagte mit folgenden Worten an: „Ihr ſeid des Verbrechens des abſichtlichen Mordes überwieſen, welches Verbrechen Ihr erwieſenermaſſen unter Umſtänden augenſcheinlichen Vorbedachts begangen habt. Dieſer Mord, welcher zu jeder Zeit grauſam iſt, wird es noch mehr durch den Umſtand, daß er durch Euch — die Mutter des Kindes — verübt worden iſt. Ich will Eurer Gefühle durch Verlängerung dieſer ſchmerzlichen Szene nicht aufregen; aber ich empfehle Euch alles Ernſtes, alle Eure

Aufmerkſamkeit Euern geiſtlichen Angelegenheiten zuzuwenden, welche für Euch jetzt ohne Vergleich wichtiger ſind, als alle weltlichen Rückſichten; denn ich fürchte, Ihr werdet nur wenig Zeit haben zwiſchen der jetzt von mir vorzunehmenden Fällung des Urtheils und deſſen Vollziehung. Ich fordere Euch auf, Eure Gedanken zu Gott zu wenden und Euer Gemüth zu ſtärken für die Zeit, wenn Euer Urtheil wird vollſtreckt werden.“ Der Richter fällte hierauf das Todesurtheil in der gewöhnlichen Form.

Dadurch, daß der Richter ihr in beſtimmten Worten zu verſtehen gab, daß ſie keine Gnade von der Krone zu hoffen habe, that er Alles, was in ſeiner Macht ſtand, um dieſe Gnade, welche er als ſo unwahrſcheinlich ſchilderte, zu verhindern.

Demungeachtet begnadigte die Königin die Verurtheilte in Folge eines für ſie eingereichten Bittgeſuchs und verwandelte die Todesſtrafe in Gefängniß im Korrekzionshauſe zu Millbank.

Zum Belege, wie verſchieden die Anſichten eines und deſſelben Menſchen bei ähnlichen Fällen gegenüber andern Individualitäten und zu verſchiedenen Zeiten ſind, müſſen wir hier einer andern, von demſelben Richter (Herrn Maule) geleiteten gerichtlichen Unterſuchung gedenken.

Bolam.

Bolam, einer der Angeſtellten bei der New-Caſtle Sparkaſſe, wurde in einer brennenden Amtsſtube gefunden, in welcher der Leichnam eines Unterbeamten, der ſichtbare Spuren von Gewalt an ſich trug, ſich vorfand.

Bolam erzählte, er ſei plötzlich angegriffen und beſinnungslos zu Boden geworfen worden; und als er wieder zur Beſinnung kam, fand er das Zimmer in Flammen. Seine Erzählung war voll Unwahrſcheinlichkeiten und unvereinbar mit allen vorliegenden Thatſachen und allem Anſcheine.

Es war ganz klar, daß er entweder den Mord verübt und um ſelben zu verbergen, das Haus in Brand geſteckt hatte, oder daß er ganz unſchuldig war. Er läugnete, irgend etwas von dem Tode des Unterbeamten zu wiſſen und es war in der ganzen Verhandlung auch nicht die

entfernteſte Veranlaſſung, um das Verbrechen aus der Klaſſe des Mordes, in die des Todtſchlages zu verſetzen. Aber derſelbe Richter, der keine Urſache hiezu in Marie Furley's Fall finden konnte, leitete hier die Geſchworenen an, ſich mindeſtens die Möglichkeit von Umſtänden, welche das Verbrechen zum Todtſchlag machen, einzubilden; er ſagte ihnen:

„Wenn Sie glauben, daß die Handlung (des Mordes) von dem Gefangenen verübt worden ſei und zwar in dem Falle eines plötzlichen, unvorhergeſehenen Streites, wobei Stöße von beiden Seiten erfolgt wären, und daß während eines ſolchen Handgemenges die tödtliche Waffe gebraucht worden ſei; dann ſtünde es Ihnen frei, ein Verdikt für Todtſchlag zu geben.“

Die Geſchworenen hatten alſo eine ganze Reihe von Umſtänden zu ſupponiren und Dank der ſo ungemein ſinnreichen Anleitung, die ſie bekamen, gaben ſie wirklich das Urtheil: „Todtſchlag“ ab.

Einen andern Beweis von der oft ſchlecht angewandten Milde und Nachſicht des Richters und der Geſchwornen gibt folgender, den Akten des Zentralgerichtshofs zu London entnommener Fall.

Ein roher Wüſtling wurde wegen verſuchtem Frevel an der Perſon eines Mädchens in Woolwich angeklagt. Das Nothgeſchrei der Angefallenen brachte die Nachbarn und die Polizei an den Ort der Schandthat; ſie war ganz beſudelt mit dem Blute des Räubers, welches er in Folge des von ihr geleiſteten Widerſtandes vergoß. Sie machte die Anklage ſogleich; alle Ausſagen der Zeugen waren zu ihren Gunſten und „mehre anſtändige zur woolwicher Schiffswerfte gehörige Arbeiter bezeugten, daß der Angeklagte am Tage des verübten Attentats ſich geäußert habe: „daß obwohl ſie ihm lange widerſtanden habe, er doch ſein Vorhaben erreichen oder ſie tödten werde.“ Sie riethen ihm, ein ſo braves Mädchen, die viel zu gut ſei, um ſein Weib zu werden, nicht zu beleidigen.“

Die Vertheidigung ging natürlich darauf hinaus: daß das Mädchen eingewilligt habe; und die Jury ſprach den Angeklagten von dem Verbrechen der Schändung los und gab blos ein Verdikt für: „thätliche Beleidigung;“ wodurch dieſer Wüſtling von der ihm gebührenden

Strafe befreit, des armen Mädchens Ruf aber zu Grunde gerichtet wurde.

Daß in dieſem Falle von keiner Einwilligung die Rede ſein konnte, iſt gewiß, da des Mädchens Hülferuf die Nachbarn und die Polizei an Ort und Stelle brachten.

Der Richter ſagte dem Gefangenen, „daß er beſondere Dankbarkeit für die Jury fühlen ſolle; denn wäre er des anfangs angeſchuldeten Verbrechens ſchuldig befunden worden, ſo wäre ſeine Strafe eine ſehr ſcharfe geweſen. Der gegenwärtige Urtheilsſpruch laute auf achtzehnmonatliche ſchwere Arbeit im Maidstonegefängniß.

Wenn dieſer Verbrecher ſich zum Dank gegen die Geſchworenen verpflichtet fühlen ſoll, was ſoll das unglückliche Mädchen für die Jury fühlen, deren Verdikt ſie des Meineids und der Unkeuſchheit beinzichtiget. Sie verlangt Hülfe gegen das größte Unrecht, das man einem Weibe thun kann und zur Strafe, daß ſie ihre Tugend vertheidigt hat, verliert ſie ihren guten Ruf. Ihre Tugend wird ihr zum Verderbniß. Hätte ſie ſich dem Wüſtling hingegeben, ſo hätte ſie vielleicht noch immer für das tugendſame Mädchen gegolten, welches zu ſein, ſie aufgehört hatte; da ſie es aber wagte zu widerſtehen und ihre Zuflucht zu den Geſetzen zu nehmen, ward ſie als meineidig und unzüchtig gebrandmarkt, ungeachtet aller Beweiſe, welche ſo klar für ſie ſprachen.

Neidhardt.

Moral des Lebens.

Erlebtes, von Dorow.

Im Jahr 1808 erfuhr ich zu Königsberg von dem Kriegsrath Bellhagen, daß einige wahre Patrioten ſich zu einem Bunde vereinigt hätten, welcher die ſittliche Bildung und Moralität zu erhöhen, die Vaterlandsliebe und Treue für den rechtmäßigen König und deſſen Familie immer mehr zu verſtärken und ſo die niedergedrückte Nation

auf's neue zu beleben bemüht ſei. Ich wurde aufgefordert, dieſem Bunde mich anzuſchließen, nachdem man mich zuvor mit den meiſten, wenigſtens mit den in dieſem Augenblick in Königsberg anweſenden Mitgliedern bekannt gemacht und mir die Statuten zur eignen Prüfung vorgelegt haben würde. Man wünſchte vorzüglich, daß ich die Generale von Blücher und von Bülow und alle diejenigen, welche ich als tüchtige und vaterlandsliebende Männer kenne, zum Beitritt beſtimmen ſollte. Wer nur einigermaßen die Lage unſers Vaterlandes kannte, und dem auch nur die geringſte Ausſicht zur Verbeſſerung, zur Erhebung deſſelben am Herzen lag, wird leicht einſehen, daß ich mit Vergnügen dem Bunde beitrat, nachdem ich von der Vortrefflichkeit dieſer patriotiſchen Geſellſchaft die vollſte Ueberzeugung erhalten hatte; klar mußte es einleuchten, daß die moraliſche Kraft der Nation, wenn auch langſam, aber um ſo ſicherer gehoben werden würde, wenn der Erfolg durch die Beſtrebungen dieſes Vereins nur einigermaßen den Erwartungen, die man hegen durfte, entſprach.

Ich nahm Gelegenheit, die beiden Erzieher des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich von Preußen mit dieſer Angelegenheit bekannt zu machen, und wir prüften gemeinſchaftlich ſehr vorſichtig und genau die Statuten, in denen wir durchaus nichts Verfängliches, ſondern nur die reinſten Grundſätze und eine treue, unerſchütterliche Liebe für das königliche Haus, ſo wie für alles Gute und Rechte fanden. Wir beſchloſſen, die Königin davon zu unterrichten und Sie zu bitten, den König ebenfalls damit bekannt zu machen, welches auch gewiß geſchehen iſt, wie wir ſpäterhin bemerken konnten.

Als ich mit den Generalen von Blücher und von Bülow, und meinem damals intimen Freunde, dem jetzigen General-Adjutanten und Diviſions-Kommandeur von Thile zuſammentraf, ſprach ich ſofort mit Wärme und mit Liebe von dieſer Angelegenheit, fand aber bei allen Dreien keinen Eingang, beſonders bei Blücher, welcher meinte: „daß dies lauter Federfuchſereien wären;“ von Bülow und von Thile behaupteten dagegen: „dahinter werden wohl andere Abſichten ſtecken;“ alle waren zugleich bemüht, auch mich zu bewegen, dieſer Verbindung zu entſagen. Allein ich war bereits durch mein Wort und durch die

Mittheilungen an die oberen Beamten gebunden, konnte auch durchaus nichts Gefährliches erblicken, ſetzte daher meine Werbungen in Pommern und den angrenzenden Provinzen fort, ſo daß es mir gelang, eine ziemliche Anzahl bedeutender und einflußreicher Männer zu gewinnen, die alles aufopfern wollten, um dem Vaterlande nützlich zu ſein. Wir verſammelten uns oft und wirkten nach Kräften.

Theils Dienſt-, theils Privatgeſchäfte machten eine Abweſenheit von mehreren Wochen nöthig. Als ich nach Treptow zurückkam, übergab mir der General von Blücher ein großes Schreiben, welches an mich adreſſirt war und aus Königsberg kam. Blücher hatte den Brief, wie er ſagte, ſelbſt geöffnet, und denſelben, ſowie die beiliegenden neuen Statuten des Vereins, welche mir zugeſchickt wurden, geleſen; er bemerkte mir dabei: „ich werde nicht beitreten, das Alles iſt nur dummes Zeug.“ Das Schreiben enthielt die Aufforderung, dem General von Blücher, oder wenn dieſer nicht wolle, dem General von Bülow, und wenn dieſer es es auch ablehne, dem Major von Blücher oder von Schill die Präſidenten-Stelle der Kammer in Pommern und den Marken, — ſo wie die neuen umgeänderten Geſetze es beſtimmten, anzutragen, und wenn keiner der genannten Männer ſie übernehmen wolle, in Gottes Namen ſelbſt anzufangen. Nachdem ich nun die neuen Statuten geleſen, ward es mir mit einem Male klar, daß ſich die Anſichten der unbekannten Oberen entweder ganz geändert, oder daß von Anfang an eine verſteckte Tendenz dem Verein zum Grunde gelegen haben mußte. Ich verſammelte die bisherigen Verbündeten, machte ihnen dieſe Statuten bekannt und erklärte: „daß ich nicht länger Mitglied ſein könne und wolle, weil ich weder unbekannten Oberen gehorchen noch zur Gründung eines Vehm-Gerichts beitragen würde. Zugleich fragte ich, wer von den anweſenden Freunden die jetzt freigewordene Präſidentenſtelle übernehmen wolle, da ich mich als bereits ausgetreten anſähe.“ Die Antwort war von Allen einſtimmig: „ſie würden, gleich mir, ſich vom Vereine losſagen.“ Ich antwortete daher dem Sekretär des Vereins, „daß uns die neuen Statuten nicht mit unſrer Pflicht vereinbar ſchienen und wir uns ſämmtlich als ausgetreten betrachteten.“ Blücher, als er unſern bereits ausgeführten Entſchluß von mir

erfuhr, ſagte: „Na, hab' ich es nicht geſagt, daß alles eitel dummes Zeug iſt?“

Nach dem, was mir über die Entſtehung dieſes Bundes bekannt geworden, möchte ich den verſtorbenen Profeſſor von Baczko als den Erfinder betrachten. Ob nun vielleicht der Miniſter von Stein, ſo wie die damaligen Oberſten von Scharnhorſt und von Gneiſenau, wie man behaupten wollte, die eigentlichen Dirigenten geweſen ſind, kann ich nicht verbürgen, ſo geneigt ich auch bin, zu glauben, daß die Genannten wenigſtens genau mit der ganzen Sache bekannt geweſen ſein müſſen, da es ſpäterhin der König ſelbſt geweſen und mehre Männer von Einfluß dem Bunde beitraten, die es fortwährend ableugneten, nachdem der Staatskanzler von Hardenberg ein Gegner geworden war. Vielleicht irre ich mich, allein es wäre ſonſt unbegreiflich, warum man mir von mehren Seiten, von dem Augenblicke meines Austritts an, Kränkungen zu bereiten wußte, die ich wahrlich nicht verdiente; denn, wenn ich auch eine andere, eine beſorgte Anſicht erhalten hatte, ſo begnügte ich mich doch damit, daß ich nur im Stillen alle Schritte des Vereins genau beobachtete und nur dann erſt auftreten wollte, wenn ich Gefahr für den König bemerkt hätte; dieſes hatte ich auch offen und grade dem Verein erklärt, mit dem Bemerken: daß ich ſo lange ein heiliges Schweigen beobachten, bis man zum Gegentheil Veranlaſſung geben würde.

Was die Generale von Blücher und von Bülow betrifft, ſo habe ich die feſte Ueberzeugung, daß ſie nicht die Hände im Spiel hatten, wenn gleich Erſterer vielleicht, ohne es zu wiſſen, einigermaßen wenigſtens, von dem Verein abhängig war. Die ſogenannten ſchwarzen Brüder, welche ſpäter 1811 als Freikorps auf dem Papier organiſirt wieder erſchienen und 1813 als Lützow's Korps in's Leben traten, waren ein Erzeugniß des Jahres 1808 und des Tugendbundes. — Inzwiſchen trat das Schickſal in's Mittel, und der Bund, nach ſeiner neuen Organiſation, konnte ſeine Machinationen wohl nicht nach Wunſch und Abſicht in's Leben treten laſſen.

„Berlin, den 19. Januar 1813.

„Der General-Lieutenant von York, Chef des unter den Befehlen des Marſchalls, Herzogs von Tarent, geſtellten preußiſchen Hülfs-Korps, hat auf dem Rückmarſch von Kurland den 30. Dezember 1812 bei der Poſcherunſchen-Mühle mit dem kaiſ. ruſſ. General-Major von Diebitſch kapitulirt.“

„In dem hierüber Sr. Majeſtät erſtatteten Bericht führt der General-Lieutenant von York an, daß er durch die ſchlechte Beſchaffenheit der Wege, durch die ſtrenge Kälte und daraus entſtandene Ermattung der Truppen, durch den Mangel an Kavallerie, welche nebſt einem Theile der Infanterie mit der Avantgarde anderthalb Tagemärſche unter den Befehlen des Marſchalls Herzogs von Tarent vorausgegangen, hauptſächlich aber dadurch, daß er von drei ihm ſehr überlegnen feindlichen Armee-Korps umzingelt war, zu dieſer Maßregel gezwungen worden ſei, und ſetzt hinzu, daß er dieſes Mittel ergriffen habe, um dem Könige das Korps zu erhalten. Se. Majeſtät habe bei dieſer unerwarteten Nachricht den höchſten Unwillen empfunden und Ihrem Bündniß mit Frankreich getreu, nicht allein die wegen obiger Kapitulation abgeſchloſſene und hier unten mitgetheilte Konvention nicht ratifizirt, ſondern auch ſofort verfügt, daß:

1. dem General-Lieutenant von York das Kommando des preußiſchen Hülfs-Korps abgenommen und dem General von Kleiſt übertragen;

2. der General-Lieutenant von York ſogleich verhaftet und vor ein Kriegsgericht geſtellt werde;

3. der General von Maſſenbach, welcher ſich an die Kapitulation angeſchloſſen hat, gleichfalls ſuſpendirt und zur Unterſuchung gezogen; endlich

4. die Truppen ſelbſt aber nach dem Inhalte des mit Frankreich abgeſchloſſenen Traktats zur alleinigen Dispoſition Sr. Majeſtät des Kaiſers Napoleon oder ſeines Stellvertreters, des Königs von Neapel, verbleiben ſollen.“

„Mit dieſen Allerhöchſten Befehlen iſt der königliche Flügel-Adjutant von Natzmer bereits zur Armee abgegangen.“

„Es iſt Sr. Majeſtät ſehr ſchmerzhaft geweſen, daß ein Korps d'Armée, welches während des ganzen Feldzuges ſo viele Beweiſe erprobter Treue und Tapferkeit gegeben hat, in einem ſo entſcheidenden Momente unthätig gemacht worden iſt."

„Se. Majeſtät haben den Fürſten von Hatzfeld nach Paris geſchickt, um Ihrem hohen Alliirten über dieſen unerwarteten und höchſt unangenehmen Vorfall die nöthigen Aufklärungen vorzulegen."

Wie wahr bewährt ſich Ihre ſo oft ausgeſprochene Abſicht vom Miniſter von Stein. Von ſeiner Derbheit und Anmaßung haben wir Vieles erleiden müſſen; er ſchont mit ſeiner unbezähmbaren Heftigkeit keines Menſchen. So ward z. B. ein Offizier der Legion — es war grade einer, der ſich nicht die Butter vom Brode nehmen läßt und dem die paſſende Antwort auf der Stelle zu geben nie fehlt — im Auftrag des Herzogs von Oldenburg — Chefs der Legion — an Herrn von Stein geſendet. Auf dem Sopha à la Turque liegend und ſich nicht rührend, empfing er den Offizier mit den Worten, bevor dieſer den Auftrag ausgerichtet: „Gott im Himmel, ſonſt hörte ich nur von Oldenburg, wenn ich Ochſen kaufen wollte, jetzt jedoch täglich ungewaſchenes Zeug." Mein Freund, durchaus nicht gewohnt, ſolche Beſcheide ruhig entgegenzunehmen, erwiderte kurz und beſtimmt: „Habe ich dieſe Antwort auf meinen Auftrag, den Sie noch nicht einmal kennen, dem Herzog zu überbringen?" Der Miniſter, nach einigen Momenten Nachdenkens, mochte ſich wohl geſagt haben, daß der Herzog Oheim ſeines Kaiſers und Herrn ſei, ſtand auf und nöthigte den Offizier ſehr artig, auf dem Sopha Platz zu nehmen, hörte ruhig die Beſtellung an, und gab eine anſtändige und ſachgemäße Antwort. Was ſoll das? iſt das ein Benehmen eines Miniſters, der den Allgewaltigen ſo gern ſpielen mag? Und ähnliche Auftritte könnte ich zu Hunderten erzählen. Der deutſchderbe Herr Ernſt Moritz ſekundirt in gleicher Weiſe als guter Adjutant und hat es auch ſchon einmal bei einem ſonſt ſehr ruhigen Offizier der Legion dahin gebracht, recht ordentlich in die Schranken zurückgewieſen zu werden. Seine Druckſachen werden Sie erhalten

haben; man überſchwemmt uns damit; grob und ungezogen ſind ſie und ohne alle Form und Manier, — wie ſein Gebieter.

Fürſt Blücher, der den General York nicht liebte, gab beim Vorrücken in Deutſchland den Befehl: „daß zwiſchen den Kolonnen keine Chaiſen (Wagen) fahren ſollten; wo er ſie träfe, würde er ſie verbrennen laſſen.“ Eines Morgens paſſirt Blücher beim York'ſchen Armee-Korps, ſieht eine Kutſche zwiſchen den Kolonnen fahren, erkennt ſie ſehr wohl für York's Eigenthum, auch wird ihm, als er an obigen Befehl erinnert, ſolches bemerkt. Um ſo mehr eifert der Marſchall Vorwärts: „Ach was weiß ich, was geht das mir an, will nichts weiter hören, fort mit dem Wagen, gleich ſoll er verbrannt werden!“ — und dieſes geſchieht. Als York nun von dieſem Vorfall Meldung erhält, ſoll er an Blücher geſchrieben haben: „Ich fühle mich Ew. Exzellenz hochverpflichtet zum Dank für den ſo angenehmen Befehl, meinen Wagen zu verbrennen; ich führte denſelben nur zur größeren Sicherheit zwiſchen den Kolonnen, weil all meine wichtigen Papiere, alle Rechnungen aus der Kampagne in Rußland darin aufbewahrt wurden. Ew. Exzellenz haben dieſes nun Alles vernichten laſſen und wahrlich, ich fühle mich höchſt erleichtert, daß ich dieſe ſo widerwärtige Arbeit, welche zu beendigen mir noch oblag, jetzt durch Ew. Exzellenz freundſchaftsvolles Benehmen nun als abgethan betrachten kann.“

Religiöſe Bewegungen.

Rom; die deutſchen Souveraine und die neukathol. Kirche.

Ein Beitrag zur Löſung der Fragen des Tages.

Noch immer ſchreitet die in der katholiſchen Kirche Deutſchlands begonnene Reform in raſcher Entwicklung vor; die Zahl ihrer Anhänger mehrt ſich täglich; ſchon dehnen ſich ihre Gemeinden über einen beträchtlichen Theil des Vaterlandes aus, und das Streben ihrer Führer, der neuen Glaubensgenoſſenſchaft durch innige Verbindung der bisher vereinzelten Glieder den Karakter einer in ſich geſchloſſenen, einigen und imponirenden Geſammtheit zu verſchaffen, bleibt nicht erfolglos. Das Vertrauen, die Zuverſicht der neuen chriſtlichen Sekte ſteigt mit den mühlos erworbenen Erfolgen. Sie fühlt ſich ſicher in dem Schutze der öffentlichen Meinung, die ihr bisher zufiel, und wenn ſie ſich trotz ihrem Glücke nicht verhehlen kann, daß auch für ſie der Augenblick der Gefahr herannaht, ſo ſcheint ſie doch wenig geneigt, dieſen Augenblick zu fürchten.

Sie ſagt ſich von dem römiſchen Primate los; es war ihr erſter Schritt. Sie that ihn raſch und unbedenklich: er mußte leicht und gefahrlos ſcheinen. Sie fürchtet nicht die Donner des geiſtlichen Monarchen, deſſen Autorität ſie nicht länger anerkennt. Sie weiß, daß dieſe Autorität nur ſo lange furchtbar iſt, als ſie in dem kindlich-frommen Glauben der Völker wurzelt; daß dieſer Glaube im Kampfe mit

dem geiſtigen Entwicklungsgange der Zeit mehr und mehr untergraben, erſchüttert, gebrochen iſt. Ruhig und ohne Beſorgniß mag ſie daher freilich den feindlichen Maßregeln entgegenſehen, die Rom, wie es heißt, in dieſem Augenblicke gegen ſie vorbereitet. Sie würden ihr die Märtyrkrone des Glaubens eintragen. Ein beneidenswerther Gewinn! nicht wie einſt erkauft durch Folter und Scheiterhaufen! wie einſt ergiebig an dem Zuwachs günſtiger Meinung, an der Schaar gläubiger Proſelyten! Indeß, wir haben eine zu hohe Meinung von der Politik der römiſchen Kurie, als daß wir annehmen könnten, ſie werde durch eine unzeitige Anwendung der ihr zu Gebote ſtehenden kirchlichen Strafmittel ihre höchſten Intereſſen nutzlos gefährden und ihren Gegnern das beluſtigende Schauſpiel ihrer Ohnmacht bieten. Wir wollen damit nicht behaupten, Rom werde ſich dießmal derartiger Mittel gänzlich enthalten: wir meinen nur, daß, werden ſie angewendet, es nicht eher geſchieht, als bis ſich die Kurie eines gewiſſen nachdrücklichen Rückhaltes verſichert hat, welcher im Stande wäre, ihr für den Erfolg jener Mittel ausreichende Garantien zu verſchaffen. Inzwiſchen, und bis ſich ein ſolcher zu energiſchen Schritten berechtigender Rückhalt findet, ſcheint die Kurie ein Syſtem zu befolgen, welches wir unter den gegebenen Umſtänden für das einzige halten, das ſie in ihrem wahren Intereſſe der häretiſchen Bewegung entgegenſtellen konnte, — ſie ſchweigt. — Von dem Augenblicke an, wo ein unduldſamer, vernünftelnder Eifer eine fromme Andachtsübung — wie alles Irdiſche dem Mißbrauch unterworfen und gemißbraucht — tobend unterbrach und den beklagenswerthen Grund zu der neuen Kirchenſpaltung legte, hat die Kurie ihr Schweigen nicht gebrochen. Freilich, es hat nicht gefehlt an geheimen und öffenen Machinationen aller Art. Höhere und niedere, der römiſchen Kurie untergeordnete Geiſtliche haben ſich gegen die Diſſidenten Angriffe erlaubt, die, maßlos, unwürdig und gehäſſig, den ernſten Unwillen der öffentlichen Meinung, der ihnen ward, verdienten. Allein daß man der Kurie ſelbſt dieſe Schmach nicht aufbürden darf, wird Jeder zugeben, der, einigermaßen vertraut mit der Verfaſſung der römiſchen Kirche, die Freiheits-Sfäre kennt, welche dieſe dem eigenmächtigen Handeln der Beamten-Hierarchie überläßt, und aus der

7*

631478 A

Geſchichte weiß, wie ſehr dieſe Sfäre zu allen Zeiten von ultramontanem Eifer — deſſen Sitz nicht Rom — und blindem Fanatismus ausgebeutet iſt. Rom ſchweigt. Nichts kann dem Neukatholizismus unwillkommner ſein, als dieſes Schweigen. Man deute es, wie man will; jede Deutung wird dem römiſchen Stuhle förderlich, der Reform von Nachtheil ſein. Man ſuche den Grund jenes Schweigens in dem Bewußtſein der Ohnmacht — wir ſind nicht dieſer Meinung; Tauſende werden ſie hegen: — der Anblick einer ehrwürdigen, durch hohe Verdienſte um die Menſchheit geheiligten Autorität, die ohnmächtig, aber noch Ehrfurcht gebietend ſchweigt, während die, welche, unter ihrem väterlichen Schutze aufgezogen, ſie verlaſſen: ein ſolcher Anblick erzwingt mit unwiderſtehlicher moraliſcher Gewalt die Sympathie des Zuſchauers. Rom iſt in dieſem Fall. Auf Tauſende, die in dem ſchweigenden Stellvertreter des Herrn in dieſem Augenblicke nur den ehrwürdigen, ohnmächtigen Verlaſſenen ſehen, wird dieſe Sympathie wirken, die ihm Treugebliebenen in ihrer Treue befeſtigen, die Abgefallenen erſchüttern, Viele zurückführen und den Uebrigen die Gunſt manches Unbetheiligten entziehen. Behaupten wir zu viel, wenn wir dieß ſagen? Der Erfolg wird entſcheiden; ſchon ſpüren die Neukatholiken den Rückſchlag, den Roms Haltung auf die öffentliche Stimmung auszuüben beginnt; noch wenige Monate unter gleichen Verhältniſſen, und jener dürfte vollſtändig ſein. Wir ſagten, wir theilten nicht die Meinung, welche das Schweigen der Kurie dem Bewußtſein ihrer Ohnmacht beimißt. Ein Blick auf die tauſendjährige, nie rathloſe, nie verzweifelnde, unter den ungünſtigſten Umſtänden mit eiſerner Konſequenz gehandhabte Politik der Kurie, ſo wie auf die gegenwärtige Lage Europa's, welche offenbar in mehr als einer Hinſicht die römiſchen Anſprüche begünſtigt, wird hinreichen, um unſern Zweifel zu rechtfertigen. Noch weniger würden wir freilich auch der entgegengeſetzten Anſicht beipflichten, welche den Erklärungsgrund für das von Rom aus beobachtete Benehmen in dem Bewußtſein unerſchütterlicher Macht und einer daraus entſprungenen ſtolzen Gleichgültigkeit ſuchen möchte. Nie, auch in den Zeiten ſeiner größten Macht und folgeweiſe ſeines ſtärkſten Selbſtbewußtſeins, hat Rom ſich dieſes unverzeihlichen Feh-

lers ſchuldig gemacht. Nie iſt es indifferent geblieben gegen das geringſte Ereigniß, das, wenn auch nur in ferner Konſequenz, ſeine weltgeſchichtliche Stellung bedrohte; wie könnte es in dieſem Augenblicke, unter ungünſtigen Verhältniſſen, mit hochmüthiger Indifferenz einem Angriffe begegnen wollen, der ſeinem Prinzipe nach gegen die Exiſtenz des Papſtthums ſelbſt gerichtet, ihm ſchon mit überraſchendem Erfolge einen nicht unbedeutenden Theil ſeiner Jurisdiktion entriſſen hat! Nur ſo viel muß zugegeben werden, daß auch dieſe an ſich grundloſe Meinung über das Verhalten der römiſchen Kurie, wenn und wo ſie ſich findet, nicht ohne moraliſchen Einfluß bleiben kann, und daß dieſer nothwendig zu Gunſten des römiſchen Stuhles ausſchlagen müßte, deſſen ſtolze, imponirende, immerhin nicht berechtigte Unbeugſamkeit wohl geeignet wäre, die Bewunderung auf ſich zu ziehen und den wankenden Glauben zu befeſtigen.

Nicht alſo aus rathloſem Kleinmuth, nicht aus hochmüthiger Ueberſchätzung ſchweigt die Kurie; ſie handelt nicht unbewußt, nicht beſtimmt durch Zufälligkeiten; ſie folgt einem reifen Plane, einer wohlerwogenen Berechnung. Welches iſt dieſe? Wir haben die Frage zu beantworten; es wird im Laufe unſerer weiteren Unterſuchung geſchehen. Das Thema erheiſcht Vorſicht; Andeutungen müſſen genügen, wo offene Erklärungen bedenklich wären.

Wie wird ſich die weltliche Macht zu der neuen Kirche ſtellen? Werden die deutſchen Regierungen — denn noch iſt die Bewegung auf den klaſſiſchen Boden der Glaubenskämpfe, auf Deutſchland, beſchränkt — ſie anerkennen und als ebenbürtig den drei rezipirten chriſtlichen Hauptkonfeſſionen an die Seite ſtellen? Wird bloße Duldung das ſein, was ihr bewilligt wird? [1])

---

[1]) Dieſe Zeilen und unſere daran geknüpfte weitere Erörterung waren geſchrieben, als die königl. preuß. Kabinetsordre vom 30. April publizirt ward. Da dieſe keine definitive Entſcheidung bringt, ſondern lediglich den bisherigen proviſoriſchen Zuſtand der neuen Kirche prolongirt, und ſich begnügt, eine dieſem entſprechende Behandlung derſelben von Seiten der Staatsbehörden anzuordnen, ſo behält das Geſagte ſeine volle Anwendbarkeit, und unſere Unterſuchung ſelbſt das Intereſſe einer großen, noch nicht gelöſten Tagesfrage.

Das Recht der deutſchen Staatsgewalten auf die eine oder die andere Entſcheidung iſt unbeſtreitbar; politiſche Rückſichten allein können den Ausſchlag geben. Die nächſte Zukunft muß die Entſcheidung bringen; unerträgliche Verwicklungen würden die Folge längeren Verzuges ſein.

Mit kindlicher Naivetät ſcheint inzwiſchen die neue Religionsgeſellſchaft die ihr günſtige Entſcheidung, die förmliche Anerkennung von Seiten der Staatsgewalt zu erwarten; kaum, daß ſie die Möglichkeit des Gegentheils bisher bedacht zu haben ſcheint. Uns befremdet dieſe ihre Zuverſicht nicht. Sie würde ſich, auch abgeſehen von dem unvermeidlichen Einfluſſe der öffentlichen Meinung, welche der Idee einer abſolut gleichen Berechtigung aller, auch der künftig erſt entſtehenden chriſtlichen Konfeſſionen huldigt, und dem chriſtlichen Staate die Verwirklichung dieſer Idee zur Aufgabe ſtellt, nach unſerer Anſicht ſchon durch die beſondere ermuthigende Gunſt der Umſtände erklären, welche den erſten Entwicklungsprozeß der neuen Gemeinde begleitet, erleichtert und beſchleunigt haben. Wir denken hier an das moraliſche Gewicht, welches die öffentliche Stimmung, die ſich Anfangs mit ſo entſchiedenem Beifall der Reform zuwandte, für dieſe in die Wage warf; vor Allem an die Hoffnungen, welche die anfänglich unverkennbare Theilnahme einflußreicher deutſcher Regierungen in den Glaubensgenoſſen wecken mußte. Und doch, ſo begreiflich und verzeihlich uns die Zuverſicht erſcheint, mit welcher die neukatholiſche Sekte ihrer Anerkennung entgegenſieht: wir halten ſie für einen Wahn, den die nächſte Zukunft zerſtören wird. Wir ſtützen unſere Meinung nicht auf die größere Zurückhaltung, welche von Seiten einzelner Regierungen ſeit Kurzem an die Stelle bisheriger Zuvorkommenheit getreten iſt. Wir geben zu, daß ſich dieſe Wendung einfach und ohne zu weiteren Folgerungen zu berechtigen, aus dem Fortgange der am Bundesſitze gepflogenen Berathungen erklären ließe, — einem Umſtande, der im Geſammtintereſſe der beſchließenden Staaten eine ſofortige ſtrengere Beobachtung der einem proviſoriſchen Zuſtande entſprechenden Haltung der Einzelnen veranlaßt haben könnte. Selbſt der offenbaren Ungunſt, deren Gegenſtand die reformirt-katholiſche Kirche neuerdings an eini-

gen Orten geworden, werden wir keinerlei beſtimmenden Einfluß auf unſer Urtheil einräumen, zumal da für jene, ausgegangen, wie ſie vorzugsweiſe von römiſch-katholiſcher Seite iſt, gewiſſe, für die Behandlung religiöſer Sekten traditionell hergebrachte Regierungs-Maximen einen naheliegenden und hinreichenden Erklärungsgrund bieten. Wir halten uns lediglich an die vorurtheilsfreie Betrachtung der politiſchen Intereſſen, und ſie allein iſt es, aus der wir die Ueberzeugung gewinnen, daß, wenn unläugbar das eine oder andere Intereſſe den deutſchen Souverainen die Anerkennung der neuen Sekte empfiehlt, dieſe jedenfalls durch eine entgegengeſetzte mächtigere Anforderung der Regierungs-Politik überwogen werden. Politiſche Intereſſen aber allein — wir wiederholen es, um Mißdeutungen zu entgehen — können unſre Frage entſcheiden. Wird man dieſe Behauptung beſtreiten? wird man neben den politiſchen die Berückſichtigung excluſiv ſittlicher Intereſſen — denn jedes wahre politiſche Intereſſe iſt nothwendig zugleich ein ſittliches — verlangen? Der Irrthum, läge zu Tage. Ja, der Staat hat, wo es ſich um Religion und Kirche handelt, ein hohes, heiliges Intereſſe der Sittlichkeit zu wahren. Er ſoll die Freiheit des Gewiſſens ehren, dieſe köſtliche Wiedererrungenſchaft der neuen geiſtigen Entwicklung der Völker; er ſoll ſie ehren in jedem Kultus, der in chriſtlicher oder außerchriſtlicher Form der Gottheit gläubig dargebracht wird. Allein Duldung, wahre chriſtliche Duldung iſt Alles, was jene ſittliche Pflicht dem Staate auferlegt. Ihr entſpricht in dem deutſchen Staatenſyſteme eine wenn noch nicht dem Buchſtaben des Geſetzes, ſo doch dem auslegenden Geiſte der Zeit nach unbedingte Rechtspflicht auf Duldung wenigſtens aller chriſtlichen Glaubensgenoſſenſchaften. Dieſe Duldung, ſie wird der neuen Kirche nicht verſagt; ſie hat ein Recht darauf, und gewiß beabſichtigt man nicht, ihr dieſes Recht zu beſtreiten oder den Genuß zu verkümmern. Unſere Frage, die nach der Anerkennung der reformirt-katholiſchen Kirche, liegt mithin auf einem ganz anderen Gebiete. Ihre Entſcheidung gebührt dem durch keine ethiſche noch geſetzliche Pflicht beſchränkten, fakultativen Ermeſſen der Staatsgewalt, das ſeine Beſtimmungsgründe den Konvenienzen und Intereſſen der Politik entleiht. Dieſe aufzufinden, iſt unſere Aufgabe.

Die reformatoriſche Bewegung ſcheint auf den erſten Blick den deutſchen Souverainen einen Vortheil zu gewähren, bedeutend genug, um die ihr zu ertheilende Protektion aus politiſchem Geſichtspunkte zu rechtfertigen. Sie ſagt ſich von der päpſtlichen Fremdherrſchaft los. Man weiß, wie dieſe, in ihrer begriffsmäßigen Beſchränkung mit dem Staate und ſeiner Gewalt nicht verträglich, ſeit Jahrhunderten eine ergiebige, die ſtaatliche Entwicklung ſtörende Quelle vielfacher Verwicklungen zwiſchen der Kirche und dem weltlichen Arme geweſen iſt. Durch ihre Trennung von Rom löſen die Neukatholiken dieſes, die Ausübung der weltlichen Souverainetät hemmende Verhältniß, und indem ſie freiwillig in die jeder Religionsgeſellſchaft als ſolcher natürliche Unterordnung unter die Staatsgewalt zurückkehren, ſcheinen ſie dieſer in der That einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs an Macht und Anſehn zu verſchaffen. Die Verſchiedenheit der Konfeſſion, zu der ſich das Subjekt der Staatsgewalt bekennen mag, kann begreiflich auf den politiſchen Geſichtspunkt, der hier entſcheidet, von keinem erheblichen Einfluſſe ſein. Jener wird für römiſch-katholiſche Staatsgewalten derſelbe ſein, der er für evangeliſche iſt, weil er im Weſentlichen derſelbe für alle Souveraine ſein muß. Individuell perſönliche Neigungen und Richtungen liegen außer der Berechnung.

Wir ſtehen nicht an, dem blendenden Schimmer des angedeuteten Vortheils einen weſentlichen Theil der Nachſicht und Theilnahme beizumeſſen, welche der katholiſchen Reform Anfangs von mehr als einer Seite her zugewendet worden iſt. Eine ſchnelle und nachdrückliche Reaktion iſt ſeitdem eingetreten. Sie läßt — wir ſagten es bereits — eine für die Intereſſen der Neukatholiken unverfängliche Deutung zu, allein immerhin liegt es nahe, ihren Grund in dem nachtheiligen Ergebniß einer ſeitdem ſtattgehabten ſorgfältigeren Prüfung des Staats-Intereſſes zu ſuchen. In der That, die ſcheinbar ſo große Bedeutung des angegebenen Vortheils ſchrumpft vor einer näheren Betrachtung um ein Anſehnliches zuſammen. Der große Kampf zwiſchen Kirche und Staat, der Europa Jahrhunderte lang bewegte und zerriß, er iſt vorüber. Rom konkurrirt nicht mehr mit den weltlichen Souverainen in der Ausübung ihrer Gewalt. Die katholiſche Geiſtlichkeit hat mit

ihren ehemaligen Reichthümern und ihrer unabhängigen Stellung auch den politiſchen Einfluß verloren, der ihr nicht gebührte und den ſie mißbrauchte. Für Deutſchland insbeſondere ſcheint jeder Grund zu ernſtlicher Beſorgniß auf lange Zeit beſeitigt. Einzelne Kolliſionen werden freilich auch hier nicht ausbleiben; ſie ſind unvermeidlich mit einer Kirche, die auch für ihre ſichtbare, äußere Seite eine vollſtändige Exterritorialität in Anſpruch nimmt und dieſen zugleich der energiſchen Vertretung eines auswärtigen monarchiſchen Oberhauptes überweiſt. Die ſorgfältigſte — in den neuern Konkordaten verſuchte — Abſteckung der Gränzen beiderſeitiger Befugniß mag ſie vermindern, dieſe Kolliſionen; ihnen für immer vorbeugen kann ſie nicht. Noch die jüngſte Zeit lieferte Beiſpiele; ſie ſind verdrießlich, betrübend, allein mit Recht beunruhigend, gefährlich würden ſie erſt von dem Augenblicke an ſein, wo die Staatsgewalt durch Ueberſchreitung der auch ihr gezogenen Schranken des Rechts und der Billigkeit ſich um den Beifall der öffentlichen Meinung brächte.

Wenn ſich aus dieſen kurzen Andeutungen ſo viel ergibt, daß der politiſche Vortheil kirchlicher Unabhängigkeit von Rom unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nur noch eine geringe Bedeutung beanſpruchen kann, ſo wäre nun zu unterſuchen, ob nicht dieſer Vortheil ſelbſt, gering wie er iſt, auf der andern Seite durch Intereſſen bedeutenderer Art überwogen werde. Wir ſind dieſer Meinung. Wir machen ſie allerdings von einer doppelten Vorausſetzung abhängig. Wir ſetzen voraus, daß das künftige Rechtsverhältniß der neukatholiſchen Kirche zu den deutſchen Staaten im Wege eines Bundesbeſchluſſes feſtgeſtellt werde. Ein in dieſem Augenblicke weit verbreitetes Gerücht behauptet dieß; es iſt aus naheliegenden Gründen wahrſcheinlich. Erwieſe es ſich als falſch, erfolgte die Entſcheidung einzeln für die einzelnen Staatsgebiete, nach dem ſouverainen Ermeſſen der Einzelnen, ſo würden wir allerdings einen verſchiedenen Ausfall der Entſcheidung für möglich, ja für wahrſcheinlich halten. Unſere Meinung bliebe alsdann nur auf einige mächtige Staaten Deutſchlands anwendbar, weil ihre Gründe nur auf dieſe Anwendung zuließen. Unſere weitere Vorausſetzung, eng zuſammenhängend mit jener, wichtiger als ſie, uner-

läßlich, aber auch unbeſtreitbar in ihrer Richtigkeit, iſt die, daß die abſolut monarchiſche Gewalt noch zur Stunde das leitende Prinzip der Bundespolitik, der Status quo iſt, der wohl einzelne durch den Drang der Zeitumſtände veranlaßte Modifikationen — wir denken namentlich an die konſtitutionellen Regierungsformen Süddeutſchlands, — nie aber weſentliche Beeinträchtigungen erleiden darf. Dieſes ſeit 25 Jahren in der Bundesgeſetzgebung mehrfach und klar ausgeſprochene, von der Bundespolitik bewußt und konſequent befolgte Prinzip — wir halten es für unvereinbar an ſich und in ſeiner künftigen Anwendung mit der Rezeption einer Sekte, die, entſchloſſen, die Kirche, der ſie angehörte, in urſprünglicher Reinheit herzuſtellen, mit der Waffe kritiſchen Verſtandes gerüſtet ans Werk geht, und damit beginnt, ihre bisherige abſolut-monarchiſche Autorität mit dieſer Waffe niederzuſtrecken! Wir müſſen beſorgen, mißverſtanden zu werden; wir erklären uns alſo deutlicher. Man kennt die Beſchuldigungen, die vor Kurzem von einflußreicher Seite gegen die neukatholiſche Sekte erhoben ſind — wir halten ſie für grundlos. Wir fürchten uns nicht vor Geſpenſtern, und begreifen in der That nicht, wie man jenerſeits tief genug in geſpenſtiſcher Furcht vor jenem tollen Unding, dem Kommunismus, ſtecken mochte, um viele Tauſende unbeſcholtener, zum großen Theile den höheren, beſitzenden Ständen angehöriger Perſonen mit einem Vorwurfe zu brandmarken, der, weil er in ſich ſelbſt zerfällt, keiner Widerlegung bedarf. Wir gehen noch weiter: wir vertheidigen die neue Sekte gegen jede Behauptung, die ihr eine ihr ſelbſt *bewußte* politiſche Tendenz unterſtellt, der ſie unter dem Deckmantel religiöſer Ueberzeugung folge. Wir glauben mit Einem Worte an die Loyalität ihrer Geſinnung; ihr offenes, unbefangenes Auftreten, ihre Zuſammenſetzung; ihr eigenes Intereſſe bürgt uns dafür, daß ſie hinter dem heiligen Namen der Religion keine dem politiſchen Syſteme ihres Vaterlandes widerſprechende, es gefährdende Abſicht verberge. Allein wir behaupten, daß das von ihr in der Kirche realiſirte Prinzip, das Prinzip der Vernunftkritik, unter deſſen Leitung die Neukatholiken die abſolute Autorität des Papſtes zu Boden werfen, und an der Stelle der kirchlichen Monarchie das Banner einer demokratiſch-republikaniſchen Ver-

Digitized by Google

faſſung aufzurichten trachten, daß dieſes Prinzip ein dem politiſchen Regierungsſyſteme Deutſchlands gefährliches iſt; gefährlich durch die naheliegenden Analogien, zu denen es auf ſtaatlichem Gebiete den unvermeidlichen Anlaß gibt; gefährlich vor Allem durch den politiſchen Inſtinkt, von welchem es getragen und geleitet wird.

Wir unterſcheiden, wie billig, zwiſchen dem dogmatiſchen Theile der Reform und demjenigen, der lediglich die Außenſeite der Kirche, die Disziplin betrifft. Jener, der dogmatiſche Theil, unterliegt keiner Kritik; er verfällt ausſchließlich dem forum internum, dem Gewiſſen. In dieſem Sinne iſt die Frage, die man wohl an die Neukatholiken gerichtet hat: weßhalb ſie nicht lieber gleich zur evangeliſchen Kirche übergetreten, deren Grundſätze ſie doch im Weſentlichen theilen? — eine unbefugte und alberne. Auch ſind es ſicher nicht die Dogmen, zu denen ſie ſich bekennen, die ihre Zukunft dem Staate gegenüber gefährden. Allein es handelt ſich hier überall nicht um ihre Dogmen. Wenn ſie ſich von dem päpſtlichen Primate losſagen, ſo iſt die Unabhängigkeit, die ſie Rom gegenüber anſprechen, kein Dogma, eben ſo wenig als die abſolute Abhängigkeit der römiſch-katholiſchen Kirche vom Papſte ein (anerkanntes) Dogma dieſer iſt. Wenn ſie dann weiter für ihre ſichtbare Gemeinſchaft eine Verfaſſung verabreden, die im Gegenſatze zur römiſch-katholiſchen Auffaſſung das Prinzip der Volks- (Gemeinde-) Souverainetät realiſirt, ſo werden ſie die auf dieſem Wege vereinbarten Grundſätze und Beſtimmungen eben ſo wenig für Dogmen ihrer Kirche ausgeben wollen. Hier üben ſie Kritik, hier wird die Kritik gegen ſie kompetent, hier erhält der Staat ein Recht, ſeine Intereſſen gegen ſie zu wahren. — Wozu bedurfte es einer beſonderen pomphaften Losſagung von Rom, da doch dieſe Losſagung ſtillſchweigend in der Aufſtellung und öffentlichen Bekennung häretiſcher Dogmen enthalten war? Warum erſcheint dieſe ohnehin unnöthige Abſagung an der Spitze der ganzen Bewegung? Warum wird ſie gar — eine unläugbare Thatſache — aus einem national-politiſchen Geſichtspunkte geltend gemacht? Wozu endlich der maßloſe Gebrauch von Adreſſen, Anreden, Kollekten, Zweckeſſen und Toaſten, kurz all den hergebrachten Manifeſtationen politiſcher Meinung? — Indem wir dieſe Fragen aufwerfen, halten wir es für unnöthig,

uns gegen den gehäſſigen Vorwurf der Angeberei und Verdächtigung zu verwahren. Wir laſſen die Thatſachen reden; wir verdächtigen Niemand; wir wiederholen unſere bereits ausgeſprochene Ueberzeugung, daß dem Neukatholizismus bewußt keine politiſche Tendenz zu Grunde liegt. Nur fragen wir, nachdem wir jetzt das Prinzip der neuen Kirche beleuchtet, ob ein nach dem monarchiſchen Prinzipe regierter Staat jenem Prinzipe und ſeinen nothwendigen politiſchen Analogien durch förmliche Anerkennung der Gemeinde, welche ſie vertritt, die gefährliche Sanktion ertheilen dürfe; zumal wenn dieſe Gemeinde ihm von vorn herein durch ihr immerhin argloſes, aber unvorſichtiges Benehmen gegründete Urſache zum Mißtrauen giebt? Wir ſagten, daß die katholiſche Kirchenreform einen politiſchen Inſtinkt beſitze, der ſie dem in Deutſchland herrſchenden Regierungsſyſteme gefährlich mache. Wir kommen auf dieſe Aeußerung zurück: auch ſie könnte mißverſtanden werden. Wir ſind der Meinung — auf die dringende Gefahr hin, verketzert zu werden, ſprechen wir ſie aus — daß der Reform die Weihe jenes Glaubensdranges, jener Innigkeit und Wärme der religiöſen Ueberzeugung, mit Einem Worte der religiöſe Beruf abgeht, ohne welchen keine kirchliche Bewegung von dauerndem Beſtande ſein kann. Wir beſtreiten den Neukatholiken nicht die aufrichtige Ueberzeugung von der Mangelhaftigkeit der Kirche, die ſie verlaſſen; allein wir halten dieſe Ueberzeugung ſelbſt für zu nüchtern, zu verſtändig, als daß wir ihr die Spannkraft und Intenſivität zuſchreiben könnten, welche gleichwohl erforderlich wäre, um aus ihr allein die Entſtehung und die Erfolge der Bewegung zu erklären. Wir finden den ergänzenden Grund dieſer Entſtehung und dieſer Erfolge in jener, in unſerer Zeit und in unſerem Vaterlande leider ſo häufig gefundenen Verſtimmung gegen die politiſch-ſozialen Zuſtände der Geſellſchaft, in jenem krankhaften Gefühle der Unbehaglichkeit, das raſtlos zur Veränderung treibt und keinen Weg unverſucht läßt, auf welchem dieſe möglich ſchiene. Und dieſe Erſcheinung eben, dieſer Trieb, dem wir ohne Bedenken einen weſentlichen Antheil an der Entſtehung und dem bisherigen Fortgange der Reform zuſchreiben, — er iſt es, was wir ihren politiſchen Inſtinkt nennen. Den Neukatholiken ſelbſt unbewußt, trägt, leitet er ihre Bewegung; er hieß ſie dem römiſchen Stuhle ent-

ſagen; er lehrte ſie der Gemeinde die Kirchengewalt und ihre Ausübung vindiziren. Woher kommt es, daß ſie, indem ſie ſich der römiſchen Alleinherrſchaft entziehen, nicht bereit ſind, die Ausübung der de facto über ſie ſuspendirten Epiſcopal-Jurisdiction nach dem Beiſpiele der evangeliſch-lutheriſchen Kirche Deutſchlands in die Hände der Staatsgewalt zu abdiciren? Mögen ſie uns erwiedern, daß nach ihrer Ueberzeugung die Gemeinde das Subjekt der Kirchengewalt, ſie allein befugt iſt, dieſe Gewalt durch die aus ihrer Mitte gewählten Repräſentanten zu üben. Wir fragen nicht, ob dieſe Anſicht die richtige iſt; die Frage gehört nicht hierher. Wir behaupten nur, daß ſie — richtig oder nicht — im Widerſpruche ſteht mit dem vom deutſchen Staate rezipirten politiſchen Syſteme; wir behaupten, daß ſie das Ergebniß iſt eben jenes politiſchen Inſtinktes, der auf kirchlichem Gebiete eine Freiheit zu verwirklichen ſtrebt, die er ſich im ſtaatlichen Leben verſagt glaubt. Woher kam es, daß — wird man die Thatſache beſtreiten? — als vor Kurzem das Gerücht von einer im Sinne des vermeintlichen Fortſchrittes bevorſtehenden Verfaſſungsreform eines großen deutſchen Staates ſich verbreitete, und troß ſeiner innern Unwahrſcheinlichkeit vielfach Glauben fand, daß damals das kirchliche Reformationswerk ſtockte und eine Zeit lang faſt vergeſſen blieb, bis es, als die politiſchen Erwartungen ſich getäuſcht fanden, mit neuem Eifer und neuen Erfolgen ins Leben griff? Man wende uns immerhin ein, daß das politiſche Intereſſe, welches das Vaterland an jenem Gerüchte nahm, einen Augenblick ſeine bisherige Aufmerkſamkeit von der kirchlichen Reform ablenkte, während dieſe, obgleich weniger beachtet und beſprochen, doch ungehindert in ihrer Entwicklung fortſchritt. Wir finden eine einfachere Löſung des Räthſels. Wir ſehen ſie in demſelben politiſchen Inſtinkte, der, nachdem er ſich, an der Verwirklichung ſeiner Ideen verzweifelnd, in die Kirchenreform geworfen, plötzlich bei dem Auftauchen jenes Gerüchtes Halt macht, und bei der nun im Staate ſelbſt unerwartet gebotenen Möglichkeit der Befriedigung ſchon bereit iſt, ſeine unfreiwillige Zufluchtsſtätte zu verlaſſen, bis er, um eine politiſche Täuſchung bereichert, mit dem Muthe der Verzweiflung an den Fortbau jener zurückkehrt. Woher kommt es endlich, daß die Reform, die in Deutſchland ſo gewaltige

Fortſchritte macht, in der gallikaniſchen Kirche nicht den leiſeſten Wiederhall findet? Und doch war es Frankreich, in welchem vor drei Jahrhunderten der von Deutſchland ausgegangene Funke der großen Glaubensreform ſo mächtig zündete! Und doch ſcheint es, als müßte eben jetzt die Idee einer völligen Trennung von Rom das katholiſche Frankreich beſonders anſprechen, in einem Augenblicke, wo unter unverkennbarer Ungunſt der öffentlichen Meinung ein ultramontaner Klerus in offnen und ärgerlichen Konflikt mit der weltlichen Macht getreten iſt? Noch einmal giebt das, was wir den politiſchen Inſtinkt der Reform nannten, die leichte Erklärung. Auf deutſchem Boden entſprungen, iſt er nothwendig auf die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands berechnet. Für dieſes mag er der Reform eine Zeit lang durch ſeine bewegende Kraft den Mangel an religiöſem Triebe erſetzen. In dem konſtitutionellen Frankreich wäre er ein Unding, objektlos, unmöglich. Die Reform müßte hier eine rein religiöſe ſein, und um das zu ſein, fehlt ihr in eben jenem religiöſen Triebe die Grundbedingung. Wir haben unſere Meinung ausgeſprochen; es geſchah nach redlicher Ueberzeugung. Sie mag hart ſcheinen, vielleicht grundlos; wir geben ſie nicht für unbeſtreitbar aus. Zunächſt handelt es ſich nicht darum, ob ſie die richtige iſt, ſondern — richtig oder falſch — ob ſie die der deutſchen Staatsgewalten ſein wird. Iſt dieſes der Fall, ſo läßt ſich einer dem Neukatholizismus ungünſtigen Entſcheidung mit Gewißheit entgegenſehen. Wir haben die Gründe entwickelt, weßhalb wir eine ſolche erwarten.

Eben dieſe Gründe dürften den Aufſchluß geben über die bisherige Haltung der Kurie. Für uns kein Zweifel: Rom erkennt die Gefahr, welche die Häreſie in ihrer Entſtehung bedroht. Dieſe Gefahr, ſie liegt in der Macht der Verhältniſſe, in dem Geiſte der Bewegung ſelbſt. Sie iſt unabhängig von dem Zuthun der Kurie. Sie könnte durch ein ſolches nicht vergrößert, wohl aber geſchwächt und verringert werden. Die Kurie weiß alles dieſes und ihr Schweigen iſt gerechtfertigt.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die neue Gemeinde ſelbſt. Der glänzendſte Erfolg ſtand ihr bisher zur Seite. Iſt ſie vorbereitet, der Gefahr, die ihr nahe rückt, zu begegnen? Wird ſie im Stande ſein, ſie zu überwinden und dann vielleicht aus dem Kampfe ſelbſt neue

Kräfte zuziehen? Die Entſcheidung der Staatsgewalt wird binnen Kurzem erfolgen. Nehmen wir den ungünſtigen Fall, den wir vorausſagten: man verweigert der neuen Religionsgeſellſchaft die erwartete Anerkennung, man behandelt ſie als chriſtlich-religiöſe Sekte, man duldet ſie. Die Folge wird ſein, daß man die von ihr beabſichtigte Kirchenverfaſſung verbietet oder beſchränkt, ihr für ihre kirchlichen Bedürfniſſe keine Unterſtützung aus Staatsmitteln zuwendet, ihrem Kultus gewiſſe Ehrenrechte verſagt. Wir hoffen zu dem liberalen Geiſte unſeres Jahrhunderts, zu der erleuchteten Richtung unſerer Regierungen, daß man hierbei ſtehen bleiben, daß man namentlich nicht durch die Verfügung ſtaatsbürgerlicher Nachtheile über die Glaubensgenoſſen den kaum zur Ruhe gegangenen Geiſt ehemaliger Unduldſamkeit heraufbeſchwören würde. Allein ſelbſt wäre es der Fall, immer wären wir weit entfernt, das der Sekte auferlegte religiöſe Märtyrthum als die eigentliche Gefahr zu betrachten, die ihre Zukunft bedrohen könnte. Man kennt die moraliſche Wirkung jeder Unterdrückung: ſie weckt Muth und Kraft zum Widerſtande. An der Verfolgung entzündet die Begeiſterung ihre Flamme, und die Geſchichte weiß von mehr als einer Sekte, die ihre Fortdauer lediglich dem Geiſte der Unduldſamkeit dankte, mit der man ihr entgegentrat. Nicht hier alſo liegt die eigentliche, die wahre Gefahr, welche die katholiſche Reform bedroht. Geht ſie unter: in ihr ſelbſt muß die Urſache des Unterganges gelegen haben. Wir haben es gewagt, ihr dieſen Untergang vorauszuſagen, indem wir die Meinung ausſprachen, daß es ihr als religiöſer Sekte an der nothwendigen Bedingung des Beſtandes, an religiöſem Berufe, gebricht. Iſt unſere Vermuthung richtig — und dann würde freilich das feindliche Verhalten des Staates die Auflöſung nur beſchleunigen — ſo muß die Vorausſagung in Erfüllung gehen. Wir erwarten dieſe in einer nicht allzu fernen Zukunft.

L—n.

Digitized by Google

Gegenſätze.

Praktiſche wie unpraktiſche Staatsmittel.

Zur Abhülfe der Wirren und Spaltungen in den Staaten Deutſchlands bringt ein Staatskünſtler, der übrigens nicht im Staatsdienſt ſteht, in einer an die Regierung gerichteten Eingabe vom Oktober 1844 (welche der rhein. Beobachter in Nr. 9. vom 9. Januar 1845 veröffentlicht) unter andern Nachſtehendes in Vorſchlag:

Mein Glaubensbekenntniß in dieſer Beziehung iſt: daß die Urſache, d. h. die durchgreifende und allein ernſte Beachtung verdienende Urſache der Spaltungen in Deutſchland in den religiöſen Differenzen liege; dieſe vermitteln, leiten oder umformen zu wollen, iſt thörichte Vermeſſenheit; jeder Verſuch erzeugt neue Oppoſition, jede Nachgiebigkeit beſtärkt die vorhandene. Die Aufgabe iſt, etwas zu finden, welches die religiöſen Intereſſen Jedem überläßt, und dieſelben überwiegt, etwas, was alle kirchlichen Parteien zu erfaſſen im Stande wäre, alſo etwas außerhalb der Kirche Liegendes. — Dieſes große und allgemeine Intereſſe iſt — das Nationale; — ein einiges Deutſchland, bewegt durch gemeinſchaftliche Intereſſen, zuſammengehalten durch daſſelbe Band des gemeinſamen Intereſſes. Aber dieſer Enthuſiasmus für ein einiges Deutſchland darf kein hohler bleiben; er muß ſich auf die innern bewegenden Intereſſen ſtützen; — dieſe ſind jetzt konzentrirt in der Induſtrie; die Macht der letztern, der Kapitalien, die arbeiten wollen, iſt überwältigend; — ſie darf nicht auf Abwege geleitet werden, wo neue Mißbräuche, Bevorrechtungen ꝛc. entſtehen würden, ſondern ſie muß friſch, als treibende anerkannt werden; — dies iſt zeitgemäß, alſo auch nicht gefährlich, ob-

wohl es Reformen mit ſich führt. Induſtrie und Handel iſt das einzige allgemeine Intereſſe, worin Alle gleiche Prinzipien anerkennen; Redlichkeit, gegenſeitige Bildung, Fleiß, Geiſt erkennen Alle, als die allein richtigen Baſen für dieſelbe an; da iſt keine konfeſſionelle Spaltung. Fragt man nun, was dieſes Intereſſe für Deutſchland fordert, ſo iſt es innere Einigkeit, dadurch ſicheres Zuſammenhalten, das Gefühl imposanter Macht nach Außen, — alſo die Möglichkeit, die enormen Summen der ſtehenden Heere lediglich durch genügende Befeſtigung der Grenzen nach Oſten und Weſten liquid und für wahre Intereſſen nutzbar zu machen (wie einer, der ein Panzerhemd trägt, auch im Gedränge den Degen nicht beſtändig gezogen zu haben braucht). Iſt Deutſchland einig und groß, ſo erlangt es ſeine ihm gebührende Stellung in der Welt von ſelbſt, es hat einen großen und allgemeinen Verkehr, und es iſt auf Jahrhunderte die ruhige Weiterentwickelung geſichert, bis endlich ein neuer Hebel der Ziviliſation entſtanden iſt, den man jetzt noch nicht ahnen kann, den auch unſere Urenkel noch nicht erleben werden. — Hätte der König von Preußen den Muth, ſich in dieſer Beziehung an die Spitze zu ſtellen, ſo wären alle kirchlichen Wirren vergeſſen, jeder glaubte, wie er wollte, aber jedenfalls feſter, als er jetzt nur ſoll; jeder würde durch die größere Idee gehoben, ſtrebte mit, und es wären Redlichkeit, Fleiß, Geiſt die einzigen Mittel des Strebens. Man bleibt bei dem unbefangenſten Willen (trahens trahitur) im Sumpf der Vermittelung ſtecken. Aber Deutſchland bleibt deswegen nicht ſtehen, um ihn herauszuziehen, es geht weiter und thut, was es nicht laſſen kann, es wächſt und entfaltet ſich weiter. Hier muß ſich nun ein Organ finden, und dieſes hat die Ausſicht — nicht an die Spitze zu kommen und zu lenken, — aber zu helfen, zu fördern und dafür dankbar und mit Wohlwollen betrachtet und — viel geleſen zu werden. Dieſe Intereſſen müſſen alſo in einem Programm zum primum movens erhoben werden, Einigkeit und Größe Deutſchlands und ungehemmte Entfaltung unſerer Induſtrie, unſeres Handels, worin ſich die Achtung anderer Völker ausdrückt. — Hiernach iſt die Aufgabe des Journals, wie ich es mir denke, für Politik ein großes Deutſchland, für Induſtrie ein einiges Deutſchland. — Die Wege dazu ſind die Weiterentwickelung

deſſen, was ſeit 1806 begonnen war, Freiheit des Volksgeiſtes, Fortſchritt der Volksbildung, Förderung der Volkswohlfahrt, — das innere Produkt von allem dieſem iſt Volksfrömmigkeit, unabhängig von jeder Konfeſſion, eine innere Wahrheit und Redlichkeit. — Dies wären die inneren Bedingungen u. ſ. w.

Ueber vorſtehende Eingabe ſtattete unterm 13. Dezember 1844 ein der Regierung naheſtehender, ſehr bedeutender Mann ſein Gutachten an einen hochgeſtellten Staatsmann ab, und zwar in folgender Weiſe:

Zuerſt muß ich geſtehen, daß ich es als ein ganz eitles und verfehltes Streben anſehe, die durch den konfeſſionellen Dualismus unſerer Nation geforderte Entwickelung umgehen zu wollen, indem an die Stelle der religiöſen Ideen die materiellen Intereſſen treten ſollten. Denn wie möchte ſich doch je ein einiges und ſtarkes Volksthum entwickeln können ohne gemeinſamen Glauben und gemeinſame Hoffnungen, die Alles umfaſſen, was das Innigſte und Seligſte für jeden Menſchen iſt, und was auch allein für das Handeln einen höhern Muth anfachen kann, indem es das Gemüth auf das Jenſeitige richtet und damit die Zuverſicht giebt, der Welt Herr zu werden, wie ſchwierig auch die Aufgabe ſein mag — was kann die Quelle eines einigen und kräftigen, volksthümlichen Geiſtes ſein, wenn nicht Religion? Und, Gott ſei Dank! das Volk wird nie ſeine Heiligthümer dahingeben, um dafür die Dampfmaſchinen anzubeten, wie weiland die Kinder Iſrael das goldene Kalb! Nicht alſo Das, was außerhalb der Religion und der Kirche liegt, kann die Grundlage volksthümlicher Beſtrebungen ſein, ſondern im Gegentheil das, was innerhalb der Religion wie der Kirche, trotz der konfeſſionellen Verſchiedenheit, das Gemeinſame iſt, zu dieſem werden wir gelangen, wenn wir:

1) Den höhern weltgeſchichtlichen Beruf der germaniſchen Völker ins Auge faſſen. Die Germanen betreten die Bühne der Welt gleichzeitig mit dem Chriſtenthum; ſie ſind die Träger der chriſtlichen Entwickelung und der Schirm der Kirche durch das ganze Mittelalter hindurch, und ihre politiſchen Stiftungen und ihre weite Verbreitung über die ganze Erde, wie ihre geiſtige Anlage und Bildung geben ihnen die Beſtimmung, die wahre allgemeine Kirche und damit die allgemeine

menſchliche Vereinigung zu begründen. — Dieſe Idee kann beiden Konfeſſionen gemeinſam ſein; ſie wird beide über die Schranken der kirchlichen Zuſtände erheben und ſie vor Streitereien über das Beſtehende bewahren, indem ſie ſie auf ein gemeinſames Ziel der Entwickelung hinweiſt. — Hiermit haben wir eine religiöſe Grundlage für das Streben der ganzen Nation im Ganzen und Großen, und inſofern ſie ſich nach Außen richtet.

2) Aber, was das Innere und Individuelle anbetrifft, ſo bietet ſich ebenſo innerhalb der Religion und Kirche ein Gemeinſames dar, nämlich die im Chriſtenthum wurzelnde werkthätige Liebe. Dahin gehören die ſozialen Beſtrebungen aller Art, welche darauf gerichtet ſind, die Noth des Lebens zu lindern, ſittliche Einrichtungen zu treffen und für jedermann eine würdige menſchliche Exiſtenz zu verſchaffen.

Nach dieſen beiden religiös-geſchichtlichen und ſittlichen und den verſchiedenen Konfeſſionen gemeinſamen Beſtimmungen würde dann erſt in dritter Linie die Induſtrie als Motiv eines gemeinſamen Strebens aufzunehmen ſein. Und es iſt bemerkenswerth, daß auch das Aufblühen und der Segen der Induſtrie ſelbſt an dieſe Vorausſetzungen gebunden iſt. Ueberhaupt wird kein Volk groß und ſtark durch materielle Unternehmungen, ſondern umgekehrt; weil und wenn es durch große geiſtige Prinzipien beſeelt und bewegt wird, ſo erlangt es auch eine kommerzielle und induſtrielle Macht. Und Deutſchland ſelbſt iſt ſeit dem Verſchwinden des religiöſen Indifferentismus nicht ſchwächer, ſondern ſtärker geworden. Vor fünfzig Jahren, wo die Toleranz und Aufklärung, d. h. der Indifferentismus in voller Blüthe ſtanden, war Deutſchland grade am jämmerlichſten und ſchwächſten!

Ich habe für die Kräftigung der Nationalität eine höhere Anſchauung der weltlichen Stellung der germaniſchen Völker gefordert, und grade daſſelbe iſt noch ein Erforderniß für unſere kommerzielle und induſtrielle Politik, welche für Deutſchland umfaſſendere und tiefere Rückſichten fordert, als für irgend ein anderes Land. Wir müſſen dabei auf alle germaniſchen Stämme und ihre zerſtreuten Kolonien achten und werden dadurch auf den ganzen Organismus der Völker hingeführt. Um einige Beiſpiele zu geben, ſo ſind wir zunächſt auf die germaniſche Be-

völkerung Amerika's angewieſen; wenn eine höhere nationale Idee in den Gemüthern lebte, ſo würden die Deutſchen in Amerika mit dem Mutterlande in Verbindung bleiben, und das würde für alle Handelsverträge vortheilhaft ſein. Man dringt jetzt auf Vermehrung unſerer Konſulate in Amerika; wenn aber die Auswanderer mit dem Mutterlande in Verbindung ſtänden, ſo würde die ganze deutſche Bevölkerung Amerika's ſelbſt wie ein Konſulat wirken. Eine höhere germaniſche Politik hätte ebenſo die Kolonien in den Donauländern zu beobachten, und würde dadurch die Donau zur Handelsſtraße gewinnen (?). So wären auch in Holland und Skandinavien nationale Motive anzuregen, und während die Holländer, Skandinavier und Deutſchen ſich gegenſeitig ausſchließen, könnten ſie ſich einſchließen in die allgemeine germaniſche Einung, die dann zu einer Seemacht gelangen würde, welche ſelbſt den Engländern die Spitze bieten könnte.

Was aber den zweiten Punkt anbetrifft, ſo herrſcht jetzt das grundfalſche Treiben, daß man die Induſtrie als ein Ding an ſich behandelt und ihren Flor erſtrebt, ohne zu fragen, was dabei aus der Sittlichkeit und Wohlfahrt der Menſchen wird. Ein induſtrieller Fortſchritt, der Unſittlichkeit und Pauperismus hervorruft, iſt aber vielmehr ein arger Rückſchritt, und wenn hier nicht, als das erſte, die Sittlichkeit und Wohlfahrt, und dann erſt die Induſtrie und zwar als Mittel gilt, ſo gereicht ſie nicht zum Segen, ſondern zum Fluch.

Wenn nun nach dieſen Ideen ein Blatt begründet würde, von gehörigem Umfange und in würdiger Ausſtattung, wie es der große Zweck erfordert, ſo würde es ein dringendes Bedürfniß befriedigen (denn es beſteht zur Zeit noch kein ſolches) und gewiß den edelſten geiſtigen Triumf der Nation glücklich gewinnen. Es würde freilich von vorn herein bedeutende materielle Mittel erfordern, und nur ein ſehr reicher Privatmann oder eine Geſellſchaft oder ein Fürſt könnte es unternehmen. Aber es würde bald ein Publikum erlangen, es würde die erſte deutſche Zeitung werden, die ſpäter auch einen großen finanziellen Gewinn bringen könnte. Aber, wie geſagt, der Induſtrialismus als ſolcher dürfte nicht das Panier der Redaktion ſein, ſondern es müßten Männer an der Spitze ſtehen, die eine tiefe und umfaſſende

Weltanſchauung hätten, eine gründliche Kenntniß des menſchlichen Lebens und Sinn auch für die zarteſten Regungen des Gemüthes, aber die auch zugleich fähig und darauf bedacht wären, das Innerliche zur Aeußerung zu entwickeln und den höheren Geiſt ins weltliche Daſein einzuführen, dabei aber auch die Induſtrie ihrer ganzen Bedeutung nach als Mittel zu würdigen.

Deutſche Zeitungsſchreiberei.

Die Manöver unſerer deutſchen Journale gegen einander müſſen einen Ausländer, der in der periodiſchen Preſſe ſeines Vaterlandes ſtets einen objektiven Hintergrund zu erblicken gewohnt iſt, dem allenfalls die Perſönlichkeiten nur als Staffage dienen, mit Widerwillen erfüllen. Jeder kramt in Zwiſchenräumen ſein Anſehen, ſeine Grundſätze, ſeine Zuverſichtlichkeit, ſeine Verbreitung entweder verſteckt, oder in eignen Artikeln aus, und verſäumt es nicht, gelegentlich an ſeinen Kollegen das Gegentheil nachzuweiſen. Da heißt es in einem Artikel: wir werden am Kaukaſus geleſen; in einem andern: ob wohl dieſes oder jenes Blatt noch das Neujahr überleben wird? in einem dritten, wenn auch nicht gradezu, doch ſo, daß es auch Leute verſtehen, die nicht zwiſchen den Zeilen leſen können, daß man ſich allerdings für eine ſechste europäiſche Macht halten dürfe. Die Prinzipien betreffend, ſo will natürlich alles liberal in dem umfaſſenden Sinne der Abonnenten ſein; ſolches wird man vornehmlich dadurch, daß man häufig von dieſem oder jenem Blatte ſagt, es ſei ſervil, und daß man im übrigen ſtets, ſo weit ſolches die Zenſur geſtattet, die Regierung nach dem Grundſatze behandelt: jeder wird ſo lange für ſchlecht gehalten, bis das Gegentheil erwieſen wird. Im Zweifel muß man gegen das Beſtehende und deſſen legale Entwicklung ſein; iſt man im Klaren, daß beide angemeſſen ſind, ſo übergeht man ſolches mit Stillſchweigen. In Frankreich, England, Schweden und Dänemark, wo großartige Intereſſen und Gegenſätze das Feld behaupten dürfen, wird die Polemik auch mit Geiſt geführt werden müſſen; bei uns erzählt man ſich: wieviel Abonnenten man hat. Ja, unſere Reformer ſtreiten mit Abonnenten, ſtatt mit Grundſätzen. Sollten ſie mit den letztern kämpfen, ſo würden die meiſten

Digitized by Google

Redaktionen mit neuem Perſonal beſetzt werden müſſen, denn wie viele unter ihnen giebt es, die zu einer höhern Auffaſſung der Geſchichte fähig ſind, als die, welche mit dem Intereſſe ihrer Verleger identiſch iſt. Kurz, der liberale Bettelkram, wie er in der deutſchen Tagespreſſe als Durchſchnittsmaßſtab vorkömmt, iſt faſt trauriger, als eine von der Regierung ſubventionirte Preſſe, fände ſich eine ſolche in Deutſchland. Sind jene Verleger, die ein Journal auf Spekulation herausgeben, eine ſolidere Autorität für die öffentliche Wohlfahrt, als eine Regierung, die doch zum mindeſten nicht die kleinen Triebfedern jener hat? Man wird erwiedern, jene werden die öffentliche Meinung als Maßſtab annehmen. Aber, wo iſt unſere öffentliche Meinung? Deutſchland hat nur noch Zeitungsleſer. Daß dieſe Zeitungsleſer zu einer öffentlichen Meinung, zu einer politiſchen Durchbildung gelangen, wird von den Zeitungen, die in dem liberalen Crispinmantel einhergehen, am wenigſten veranlaßt werden, ſie können nicht Prinzipien, nicht Tendenzen, nicht Objektivität gebrauchen, denen die Inſerate auf der letzten Seite eben ſo intereſſant ſind, wie die leitenden Artikel auf der erſten. Sie ſind liberal, weil es Gevatter Schneider und Handſchuhmacher ſind; mit dem Jahrhundert haben ſie nichts zu thun, es ſei denn, ſie gebrauchen es gelegentlich als Fraſe, als Aushängeſchild. Es gibt Redensarten in der deutſchen Preſſe, die ein passe-par-tout aller Dummheiten und Geſinnungsloſigkeiten ſind, und Wölfe haben wir wenig unter unſern Journaliſten, aber Schafe genug, denen den Wolfspelz abzuziehen, Sie mir jezuweilen in Ihrem Blatte geſtatten werden.

Oeffentliche Prellerei durch die in Lieferungen herausgegebenen Werke.

Ueber die Redaktion der „allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber“ wird in der Augsb. Allg. Ztg. mit vollem Recht ſchwere Klage geführt. Nach dem Entwurf des Prof. Erſch ſollte in vierzig Quartbänden eine gedrängte Ueberſicht der wichtigſten Punkte des gegenwärtigen Zuſtandes der Künſte und Wiſſenſchaften gegeben werden; allein der reich erwogene, einſichtsvolle Plan wurde nach dem Tode des verdienſtvollen Mannes gänzlich außer Acht

gelaſſen, und ohne ſorgfältige Auswahl und Ausſcheidung des Unweſentlichen, für eine allgemeine Encyklopädie nicht gehörigen, eine maaßloſe Plusmacherei begangen. In 25 Jahren, von 1818 bis 1843, erſchienen 79 Quartbände zu 545 fl. 6 kr. in der Ausgabe auf Druckpapier, und zu 711 fl. auf Velinpapier. In denſelben wurden erſt ſieben Buchſtaben A, B, C, D, E, H, O, behandelt, die übrigen Buchſtaben F, G, K, L, M, N, R, S, T, U, V, W, X, Y, Z ſind noch gar nicht angefangen, und die angefangenen J, P noch nicht vollendet, obſchon für den Buchſtaben J bereits zehn, für P ſchon eilf Quartbände geliefert worden ſind. Der Buchſtabe E wurde zwar ſcheinbar mit eilf Bänden geſchloſſen, aber zugleich ein Supplement angekündigt, wo die noch nicht erklärten einſchlägigen Artikel, z. B. Europa als Erdtheil ꝛc., nachgetragen werden ſollen. In vielen Artikeln wird auf die ſpätern Lieferungen verwieſen, z. B. bei Evolution auf Zeugung, bei Exorcismus auf Teufelaustreibung, bei Esche auf fraxinus, bei Espe auf populus tremula etc. Woher nun die unbegrenzte Weitläufigkeit? Es ſcheint, das einige Gelehrte dieſe Encyklopädie als ein Depot gebrauchen, wo ſie ihre fertigen bogenreichen Manuſkripte abdrucken laſſen, unbeſorgt, ob die Planmäßigkeit des encyklopädiſchen Werkes gefördert oder geſtört werde. So ließen Gelehrte in dem Buchſtaben J; unter dem Titel: „Indien und Indier" ihre fertigen Arbeiten in 48 Druckbogen einrücken. Außerdem wurde daſſelbe Thema noch unter den Titeln: „Hindoſtan Indogermaniſcher Sprachſtamm" ausgebeutet. — Wenn — ſchließt der Beurtheiler, nachdem er noch eine lange Reihe ſchlagender Beweiſe über die koloſſale Konfuſion dieſer echt deutſchen Gelehrten-Redaktion aufgeführt hat — die Mitarbeiter nach der bisherigen Planloſigkeit das Werk fortſetzen, ſo können noch ein paar Jahrhunderte lang Fortſetzungen geliefert, ſogenannte ewige Renten erzielt werden. Auch iſt die Nichtbeachtung einer frühern Zuſage ernſtlich zu rügen, nämlich, daß in mehren der letzten Lieferungen, die von dem Verleger verſprochene Zahl der Karten und Kupfer nicht mehr geliefert wurde. Die Verlagshandlung hatte verſprochen, zu jedesmal zwei Theilen des Textes 15 à 25 Platten in Quart zu liefern. Die Abnehmer, welche für die Ausgabe auf Druckpapier 545 fl. 6 kr. und auf

Velinpapier 711 fl. bezahlten, können mit Recht von der Verlagshandlung, welche die großen Summen Geldes bezog, die Nachlieferung der fehlenden vielen Platten erwarten, da die Pflichten und Rechte gegenſeitig ſind. Wenn Unternehmer ſolcher Art das in ſie geſetzte große Vertrauen ſo täuſchen, ſo iſt das eine Schmach, die nicht ſcharf genug gerügt werden kann.

Was iſt der Zeitgeiſt?

Der Zeitgeiſt iſt nichts als blos der Geiſt der Menſchen, die in dieſer oder jener Zeit leben. Sind dieſe gut, nüchtern, keuſch und fromm, huldigen ſie nicht allgemein, und zwar mit Ueberlegung und aus Grundſätzen dem Egoismus und der Selbſtſucht, ſind endlich ihre Blicke nicht ausſchließlich blos auf das Zeitliche, ſondern auch auf das Ewige gerichtet; dann iſt auch der Geiſt einer ſolchen Zeit gut, und die Fürſten, die mit und in dieſem Zeitgeiſte herrſchen wollen, können Treffliches, auch wohl Großes zu Stande bringen. Hat aber, was jetzt der Fall zu ſein ſcheint, die Menſchheit ſich bedeutend verſchlechtert, karakteriſirt ſich ihr Geiſt, mithin der Geiſt der Zeit durch einen beinahe allgemeinen Abfall von Chriſtus, von dem doch allein alles Heil, alles wahrhaft Gute, Große und Edle herkommt und herkommen kann; geht endlich das Streben der Filoſofen und deren Schulen, ja ſelbſt oft bedeutender Staatsmänner offenbar nur dahin, in der Bruſt der Völker jeden göttlichen Funken immer mehr und mehr zu erſticken, und den Menſchen blos zu einer productiven Nervenmaſchine herabzuwürdigen, dann iſt ein ſolcher Geiſt bodenlos ſchlecht; es iſt der Geiſt einer, ſchon mehr als zur Hälfte in Fäulniß und Verweſung übergegangenen Zeit; und es zeugt von einer bejammernswerthen Verwirrung der Begriffe, wenn man es den Regierungen zu einer Klugheitsregel machen will, auf einen ſolchen Zeitgeiſt behutſame Rückſicht zu nehmen, ihm, ſo viel möglich, ſich zu fügen, ihm zu ſchmeicheln rc. rc. Grade das Gegentheil, kräftiger, ausdauernder Kampf, Kampf auf Leben und Tod gegen den Zeitgeiſt, der ohnehin mit dem Göttlichen auch alle menſchlichen Einrichtungen und Anordnungen, wie bleibend in ihrem Beſtand, und wie ſegenvoll ſie ſich auch ſchon bewährt haben

mögen, zu ſtürzen und zu zerſtören ſucht, wäre ihre erſte und heiligſte Pflicht, und ſollten ſie auch, was jedoch gar nicht gedenkbar iſt, endlich unterliegen, ſo würde ihr Fall doch weit glorreicher und ehrenvoller ſein, als der Sieg im Bunde und mit Hülfe eines ſo verworfenen Zeitgeiſtes.

Fr. v. Kerz.

Literatur.

56. J. F. Caſtelli's ſämmtliche Werke.

Mit dem 11. bis 15. Bändchen iſt nun die vollſtändige Ausgabe letzter Hand, in ſtrenger Auswahl, ſämmtlicher Werke Caſtelli's, welche im Verlag von Anton Pichler's ſel. Wittwe in Wien veröffentlicht worden, vollkommen beendigt. Der Inhalt dieſer letzten fünf Bände iſt ebenſo mannichfach und intereſſant, als jener der erſten zehn Bände. Er umfaßt Reiſeſkizzen, Novellen, Anekdoten, heitere Erzählungen und Nachtſtücke, nebſt Gedichten, den Theater des Verfaſſers, mehrere hübſche Luſt-, Schau- und Trauerſpiele enthaltend, Lebensabriſſe beliebter Schauſpieler und anderer Perſonen. Die Ausſtattung des Ganzen von Seiten der geſchätzten Buchhandlung, ſowohl in typografiſcher Beziehung, als hinſichtlich des ſchönen Velinpapiers, iſt muſterhaft und gereicht ihr zur beſonderen Ehre.

57. Abfertigung der Sporſchil'ſchen praktiſchen Bedenken.

Dieſe von Dr. Eduin Bauer ausgegangene Abfertigung des von Herrn Sporſchil aufgeſtellten Bedenkens gegen den Verſuch, eine ſogenannte apoſtoliſch-katholiſche Kirche in Deutſchland zu bilden, iſt im Verlags-Komptoir zu Grimma erſchienen. Sie zergliedert alle Ein-

würfe Sporſchil's und widerlegt dieſelben auf die möglichſt befriedigendſte Weiſe. Grade der Punkt, welcher dem letzten am meiſten verhängnißvoll ſcheint, die Losſagung der katholiſchen Kirche in Deutſchland von dem Einfluſſe eines italieniſchen Fürſten, bezeichnet der Verfaſſer der Abfertigung als eine dringende Nothwendigkeit. Wie kann man Einmiſchungen von Seiten eines Regenten, gegen den ſeine eigenen Unterthanen ſich unaufhörlich empören, weil er durch Bedrückungen jeder Art ſie zur Verzweiflung bringt, in die Angelegenheiten Deutſchlands als nothwendig erachten? Auch der Einwurf, daß Ronge nicht diejenige umfaſſende Gelehrſamkeit inne habe, welche nothwendig ſei, um als Reformator auftreten zu können, wird mit Hinweiſung auf Luther widerlegt, der einem Erasmus, Melanchthon, Zwingli und Calvin gegenüber, nicht der Gelehrteſte war. Wie um Luther, werden bald auch um Ronge die ausgezeichnetſten Männer der katholiſchen Welt in Deutſchland ſich ſchaaren. — In gleicher Weiſe ſind alle übrigen Einwürfe des Herrn Sporſchil beſprochen und widerlegt. Nächſt dem kritiſchen Intereſſe hat die Schrift von Dr. Eduin Bauer auch noch ein geſchichtliches, in dem der hiſtoriſche Faden von Anfang bis zu Ende durch dieſelbe ſich zieht, und ſie ebenſo anziehend als belehrend macht.

58. Hiſtoriſch=topografiſcher Wegweiſer in die Umgegend und auf die Schlachtfelder von Leipzig.

Die zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage des mit einer Spezialkarte verſehenen Wegweiſers in die Umgegend von Leipzig iſt im Verlag der J. C. Hinrichs'ſchen Buch- und Landkartenhandlung in Leipzig erſchienen. Beigefügt iſt noch eine ausführliche Beſchreibung der großen Völkerſchlacht. Das Ganze iſt ein überaus nützlicher Leitfaden für die zahlreichen Fremden, welche zu allen Jahreszeiten Leipzig beſuchen und Ausflüge in die geſchichtlich merkwürdige Umgebung dieſer Stadt machen. Nächſt der Einleitung betrifft der Inhalt der Schrift, Lage, Oberfläche, Gewäſſer, Straßen, Eiſenbahnen, den Napoleonſtein, und das Schwarzenbergiſche Denkmal. Er enthält ferner eine Beſchrei-

Digitized by Google

bung der Schlacht vom 7. (17.) September 1631, der am 22. Okt. (1. Novbr.) 1642, und der Völkerſchlacht vom 16. bis 19. Oktober 1813, in den Ereigniſſen jedes Tages ins Beſondere. Daran ſchließt ſich in alfabetiſcher Ordnung eine genaue topografiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht aller Orte und merkwürdigen Punkte in der Umgebung von Leipzig. Die von Carl und H. Leutemann gezeichnete und geſtochene Spezialkarte dieſer Umgegend iſt wie das ganze Werkchen ſehr befriedigend und reicht bis auf drei Stunden nach jeder Seite.

59. Allgemeine Bibliografie für Deutſchland.

Von dieſem wöchentlichen Verzeichniß aller neuen Erſcheinungen im Felde der Literatur, wird auch im Laufe des Jahres 1845 im Verlag der Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig jeden Donnerſtag eine Nummer von einem halben Bogen gr. 8., in zwei Spalten veröffentlicht. Außer der kurzen Anzeige der in alfabetiſcher Ordnung aneinander gereiheten neueſten Schriften, enthält die allgemeine Bibliografie auch ein Intelligenzblatt zu Buchhändler-Anzeigen.

60. Heinrich Zſchokke's Aehrenleſe.

Wenn die kritiſche Ueberſicht des intereſſanten Werkes unter obigem Titel, welches gegen Ende des vorigen Jahres im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau erſchienen iſt, etwas verſpätet hier veröffentlicht wird, wolle man dieſe Verſpätung weniger uns zuſchreiben, als Umſtänden, die eine nähere Beſprechung des in Rede ſtehenden Buches verhindert haben. Ohne über dieſen Punkt in weitere Erklärung uns einzulaſſen, ſagen wir, daß der erſte Theil dieſes, dem Freiherrn Ignaz Heinrich von Weſſenberg und Ampringen, Generalvikar zu Konſtanz, von dem Verfaſſer zugeſchriebnen Buches, in ſeiner größten Hälfte an einen jungen Fürſten gerichtete Briefe über Ziviliſation, Demoraliſation und Todesſtrafen enthält, welche der Verfaſſer unter dem allgemeinen Namen „Pandora" der öffentlichen Würdigung übergibt.

Mit Bezug auf die eben ſo inhaltſchweren, als geiſtvollen und tief in das innerſte Weſen unſerer geſellſchaftlichen Vermorſchung eingreifenden Briefe, ſagt der Verfaſſer: „Wenn ich nur einen Kreis von

Leſern zuſammenrufen könnte: wie ich ihn wünſche! Er ſollte aus lauter Geſetzgebern, Rechtsgehrten und Staatsmännern beſtehen. Allein die Herren haben all zu viel zu thun und Minima non curat Praetor. Ich möchte jene nicht eigentlich belehren, denn ſie wiſſen ſchon Alles, und Alles beſſer als Andere; aber ſie doch ein wenig aufmerkſam machen, ehe die bedenklichen Zuſtände der bürgerlichen Geſellſchaft noch bösartiger werden. Indeſſen — vielleicht finden ſie dieſe Zuſtände nichts weniger als bedenklich und lachen über mich. Auch gut! Ich freue mich des kleinſten Vergnügens, welches ich Andern ſchaffen kann."

Unſerſeit glauben wir, daß es keinem vernünftigen, wohlwollenden, ſeinen Beruf wahrhaft ergreifenden Staatsmanne Vergnügen machen könne, mit Mißachtung auf die Beſtrebungen Solcher hinzublicken, die aus einfachedeln Beweggründen, mit lauterm Gemüthe und gemeſſener Haltung über Wohl und Weh ihrer Mitmenſchen ſprechen. Der großen, alten Lehre eingedenk: „Ich bin ein Menſch, nichts menſchliches ſoll mir fremd bleiben," finden ſich die Hochgeſtellten vielmehr durch ihren Beruf ſchon verpflichtet, allen Hauptbewegungen im Entwickelungsgange der Geſellſchaft eine theilnehmende Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Thun ſie es nicht, ſo verſündigen ſie ſich an der Menſchheit, an Gottes Gebot und an ſich ſelbſt. Sie ſinken dann nicht allein zu nutzloſen Statiſten, ſondern ſelbſt zu verderblichen Werkzeugen hinab, ein Fall, der ſich leider ſchon ereignet hat.

Zſchokkes „Pandora" enthält ſo viele wichtige Betrachtungen und ſchlagende Erläuterungen über Unrecht und bewilligtes Recht, über den Staat, ſeinen Zweck und ſein Recht, über Volkszivilisation und und Volksdemoraliſation beiſammen, über den Mittelſtand im Volke, den Staatsluxus, die Bedrängung und Schwächung des Mittelſtandes, über Schule und Kirche, das Zentraliſations-Syſtem, über die Schoos- und Stiefkinder des Staats, das Strafgeſetz, den Zweck der Strafe, namentlich der Todesſtrafe, die ſtreng genommen eigentlich keine Strafe iſt, weil ſich ihre Zweckwidrigkeit ſchon vollkommen herausgeſtellt hat, und die in Blendungsſtrafe zu verwandeln ſein dürfte. Die Beſprechung aller dieſer Punkte in der „Pandora" iſt ſo höchſt beachtungswerth und ſo vielſeitig, daß eine oberflächliche Erwähnung nicht

genügt und Auszüge unumgänglich nothwendig macht, von denen wir ſchon im nächſten Hefte einige intereſſante mittheilen werden.

Den übrigen Inhalt des erſten Theils, ſo wie den des ganzen zweiten Theils füllt eine Erzählung, welche augenſcheinlich auf wahren Ereigniſſen beruht und „„die Roſe von Diſentis““ betitelt iſt. Der Schauplatz dieſer Ereigniſſe iſt der Kanton Graubünden und die Zeit derſelben, das Ende des vorigen Jahrhunderts. Mit der dem Verfaſſer eigenthümlichen Virtuoſität des Erzählens, die ihn zu einem der beliebteſten Volks-Schriftſtellern nicht allein in Deutſchland, ſondern auch (durch mehr oder weniger treue Ueberſetzungen) in Frankreich und andern Ländern gemacht hat, ſchildert er Begebenheiten des Familienlebens und kriegeriſche Ereigniſſe, welche eben ſo eigenthümlich als anziehend ſind. „Es gibt Szenen,“ ſagt er, „die dem wirklichen Leben angehören, und die dennoch oft romanhafter ſind, als die meiſten unſerer Alltagsromane.“ Dieſer Ausſpruch findet vollkommene Anwendung auf die meiſten Vorfälle und Verſchlingungen in Zſchokke's neueſter Erzählung. Der Verfaſſer gibt ſie einfach, ungeſchmückt, treu, wie ſie ſich ereignet haben, will dagegen ihre Wahrheit Niemand aufdringen und überläßt es dem Leſer davon zu glauben, was er für gut erachtet.

Mannigfaltigkeiten.

Die nordweſtliche Durchfahrt.

Zur endlichen Auffindung derſelben, wodurch man einen nähern Weg zwiſchen dem nördlichen, atlantiſchen und ſtillen Meere zu finden hofft, ſoll im März d. J. eine neue britiſche Expedition ausgeſchickt werden, zu welcher man die beiden Schiffe Erebus und Terror, welche bereits zu einer ähnlichen Reiſe verwendet waren, in Woolwich ausrüſtet. Die Leitung des Unternehmens iſt dem thätigen Franklin anvertraut,

Digitized by Google

der durch ſeine frühern Reiſen gegen den Nordpol, mit Roß u. a., wie durch mehre intereſſante Entdeckungen ſich bereits einen in der geografiſchen Wiſſenſchaft wohlklingenden Namen erworben hat.

Einnahmen des deutſchen Zollvereins.

Die Bruttoeinnahmen des Zollvereins beliefen ſich für Preußen, Baiern, Sachſen, Würtemberg, Kurheſſen, Grßh. Heſſen und die thüringiſchen Länder, zuſammen mit einer Bevölkerung von 23,478,120 Seelen, 1834 auf 14,515,722 Thlr. und 1835 auf 16,580,180 Thlr. Nach dem Zutritt des Großh. Baden, des Herzogthums Naſſau und der freien Stadt Frankfurt, zuſammen mit einer Bevölkerung von 1,674,509 Seelen, ſtieg ſie 1836 bis auf 18,162,874 Thlr., verminderte ſich im folgenden Jahre aber bis auf 17,697,296 Thlr. Nach dem Zutritt einiger hannöver'ſchen und braunſchweig'ſchen Ländereien, mit einer Bevölkerung von 39,197 Seelen, erhob ſich die Einnahme 1838 auf 20,119,288 Thlr., 1839 auf 20,569,488 Thlr., 1840 auf 21,306,191 Thlr. und 1841 auf 21,955,204 Thlr. Nach dem Beitritt des braunſchweigiſchen Hauptlandes, des Großherzogthums Luxemburg, der Fürſtenthümer Lippe und Pyrmont, wie der kurheſſiſchen Grafſchaft Schauenburg, mit einer Geſammtbevölkerung von 475,252 Seelen belief ſich die Einnahme 1842 auf 23,410,503 Thlr. und 1843 auf 25,365,770 Thlr., ſodann nach dem Beitritt des braunſchweigiſchen Harz- und Weſer-Diſtrikts mit einer Bevölkerung von 89,791 Individuen, 1844 auf 26,471,591 Thlr. Gegen den Beſtand des Vereins von 1834 hat ſich die Bevölkerung durch geografiſche Erweiterungen um 2,279,549 Seelen, alſo um $9\frac{1}{2}$ Prozent geſteigert. Die Einnahmen aber ſind geſtiegen von 14,515,722 Thlr. im Jahr 1834, auf 26,471,591 Thlr. im Jahr 1844, alſo um 11,955,869 Thlr., oder um $82\frac{1}{2}$ Prozent.

Berlin und Paris.

In den Häuſern Berlins, deren ungefähr 8000 ſind, wohnen nach der letzten Zählung von 1844 315,350 Seelen. Die von der Polizei angegebenen betragen 24,237, die Vagabundirenden betragen 12,379

alſo zuſammen 351,966 Seelen. Ueber 7000 Menſchen ſtehen als beſtrafte Kriminalverbrecher unter polizeilicher Aufſicht. Die Gemeinde Berlin hat im Jahr 1840 1,123,308 Thaler getragen. Da nun ein Jahr beinahe wie das andere iſt, ſo hat Berlin auf die Bevölkerung von 351,966 Seelen, für den Einzelnen 3 Thlr. 6 Sgr. Im Jahr 1832 kamen auf den Einzelnen 4 Thlr. 8 Sgr. Paris hatte im Jahr 1844 912,033 Einwohner und das Budget von Paris beträgt 46,017,214 Fr. oder (15 Fr. zu 4 Thlr. gerechnet) 12,271,257 Thlr. Alſo auf den Einzelnen 13 Thlr. 13½ Sgr. Zahlen entſcheiden. Es ſcheint daher, daß ſelbſt in Paris, wo die Volksmenge immer ſteigt, die Höhe der Abgaben doch immer dieſelbe bleibt. Im Jahr 1830 war die Einnahme 10,437,361 Thlr. von 770,000 Einwohnern, alſo auf jeden 13 Thlr. 16 Sgr. Im Jahr 1845 iſt die Einnahme von jedem 13 Thlr. 13½ Sgr. Alſo Unterſchied 2½ Sgr. In dieſen fünfzehn Jahren hat Paris alſo 142,033 Seelen gewonnen, oder jährlich 9468 Seelen. Berlin hat jährlich 10,000 Seelen gewonnen und iſt noch 2½mal kleiner wie Paris, alſo ein Zeichen, daß Berlin in der Bevölkerung ungleich ſchnellere Fortſchritte macht wie Paris.

Der hamburger Telegraf,

redigirt von Georg Schirges, verlangt unter andern von feinen Deutſchen, daß ſie das Chriſtenthum ſo bald als möglich über Bord werfen, ſich ſelbſt als Deutſche gründlichſt verachten, die Juden über Alles ehren und nächſt dieſen die Franzoſen als einzige nachahmungswürdige Muſter erkennen ſollen.

Budget der Stadt Aachen.

Die gewöhnlichen Einnahmen der Stadt ſtellen ſich für das Jahr 1843 auf 109,891 Thlr. 26 Sgr. 1 Pf. An Beſtänden aus den vorigen Jahren 54,082 Thlr. 27 Sgr. 3 Pf. An außergewöhnlichen Einnahmen 36,192 Thlr. 13 Sgr. 6 Pf. An gewöhnlichen Ausgaben 100,080 Thlr. 20 Sgr. 4 Pf. An Ausgaben für das Schuldenweſen 19,229 Thlr. 18 Sgr. 4 Pf. An Ausgaben für die Vorjahre und außerordentliche Ausgaben 80,856 Thlr. 28 Sgr. 2 Pf. Zuſammen

in beiden Rubriken 200,167 Thlr. 6 Sgr. 10 Pf. Vom Jahre 1820 bis 1844 hat die Stadt für Badeanſtalten, Schulen und Kirchen 652,304 Thlr. 12 Sgr. 8 Pf., für Abtragung älterer Schulden 172,330 Thlr. 8 Sgr. 8 Pf. ausgegeben. Die älteren Schulden werden in acht Jahren getilgt ſein. Die neuen betragen noch 87,229 Thlr. 3 Sgr. 5 Pf. Die Tilgung letzterer wird nicht ſo raſch möglich ſein, da noch für das Bade-, Handels- und Spitalweſen viel zu thun iſt. Die Grundſteuer trug im Jahr 1843 ein: 5789 Thlr. 6 Sgr. 7 Pf. Der Kommunalbeiſchlag von 50 Prozent zur Mahl- und Schlachtſteuer 32,603 Thlr. 10 Sgr. 7 Pf. Die Brennmaterialſteuer 6931 Thlr. 24 Sgr. 5 Pf. Die Marktſtand- und Schlachthaus-Gebühren 4694 Thlr. 11 Pf. Die Pacht der Badehäuſer 6634 Thlr. 14 Sgr. 11 Pf. An Ausgaben fallen auf die Armen 19,732 Thlr. 26 Sgr. 4 Pf. Auf die ſtädtiſche Verwaltung 6706 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf.

Der Balbiberg.

Der gelehrte Ingenieur-Hydrograf Vincenton du Moulin zu Paris, hat, in ſeiner neueſten Schrift über Ozeanien dem bis jetzt bekannten höchſten Berge Auſtraliens den Namen des berühmten Statiſtikers und Ethnografen Balbi beigelegt. Bekanntlich war der Erſtgenannte ein Reiſegefährte des Admirals d'Urville bei deſſen letzter Erdumſchiffung.

Gebiet der Reiſen.

Ein Ausflug nach Wien.

Von F. W. Ghillany.

Zweite Mittheilung [1]).

Es war Morgens 5 Uhr. Der Kutſcher, der mich nach Salzburg bringen ſollte, ſtand vor meinem Gaſthofe in München. — Alſo nach den Bergen! — Mit jener romantiſchen Regung im Herzen, welche der Gedanke an die Alpen jedesmal hervorzurufen pflegt, ſtieg ich ein. Wer erklärt es? Iſt es die Fantaſie allein, was unſere Sehnſucht nach den Bergen rege macht, wenn ihre Gipfel aus weiter Ferne winken, oder iſt es eine fyſiſche Anziehungskraft, durch welche dieſe mächtigen Maſſen auf uns wirken? — Wenn man ſich von Nürnberg gegen Süden auf dem Wege nach Augsburg den Alpen zuwendet, da erblickt man, etwa fünfzehn Stunden von Nürnberg, wo ſich die Straße auf einer Höhe hinzieht, am äußerſten Horizont eine lange Reihe weißer Wölkchen. Der Fremde will es nicht glauben, aber es ſind wirklich die Schneegipfel der Alpen, die aus einer Entfernung von vierzig Stunden und darüber bei heiterem Himmel hervorſchimmern. Wie ſchlägt das Herz bei dieſem Anblick, wie wogt namentlich in der Bruſt Derer die ſehn-

[1]) Vergl. erſte Mittheilung im zweiten Bande für 1844 der N. Weltkunde, S. 301—314.

ſüchtige Erwartung, welche dieſe eiſigen Häupter noch niemals geſehen und die ihnen jetzt aus weiter Ferne zueilen! Die Glückſeligkeit des Menſchen beſteht nur in ſeiner Seelenſtimmung. Beneidenswerth ſind Diejenigen, welchen das Schickſal eine großartige Natur zum Aufenthalt gegönnt hat. Es iſt wahr, auch die Stimmung der Seele ſelbſt wirkt auf die Umgegend; wo es uns gut geht, da finden wir auch die Umgebungen nicht unangenehm, mögen ſie immerhin nur wenig bieten; frohe Stunden, gute Menſchen und vor Allem die Liebe theilen der Gegend ihre Anziehungskraft mit. Aber weit mächtiger wirkt die Natur auf die Seele. Vor dieſen eiſigen Koloſſen ſind unſere menſchlichen Sorgen ſo klein, vor ihrer ewigen Majeſtät iſt unſer ganzes Daſein ſo vorübergehend, ſo vergänglich, daß wir vor uns ſelbſt mit all unſerem Bischen Sorgen und Leben verſchwinden und unſer Geiſt ſich einſenkt in ihre ewige, von den ohnmächtigen Stürmen unberührte Ruhe und Erhabenheit.

Ich fuhr durch die lange münchener Vorſtadt in der Hoffnung, nun alsbald die Gebirgskette vor mir zu haben und, da ich ihr entgegenging, ſie fortan auch im Auge zu behalten. Denn ſieht man die Berge ſchon mehre Stunden nördlich von München und in den Umgebungen der Stadt: um wie viel mehr, wenn man ihnen näher rückt! Aber das war Täuſchung! den ganzen Tag über kam kein Berg zum Vorſchein, obgleich das Wetter hell war. Die Gegend war in hohem Grade unerquicklich, meiſt Haideland, hie und da durch Waldungen unterbrochen. Im Poſthauſe zu Zornolding hielt der Kutſcher an. Hier lag die augsburger Poſtzeitung auf dem Tiſch, ein armſeliges politiſches Blatt, welches zugleich eine ultra-katholiſche Polemik gegen die Proteſtanten führt. Es wird von der katholiſchen Geiſtlichkeit in Alt-Baiern eifrig verbreitet. Auch jetzt wieder gab es einige ultramontane Artikel.

Wann werden die Deutſchen endlich, ich will nicht ſagen, klug werden, doch ihren geſunden Menſchenverſtand gebrauchen? Wann werden ſie endlich einſehen, daß all das Dogmengezänke, durch welches man ſie an einander zu hetzen ſucht, heut zu Tage in Wahrheit in keinem anderen als in einem hierarchiſchen oder dynaſtiſchen Intereſſe hervorgerufen wird, wobei es zuletzt nur auf die Wolle der einzelnen Herden abgeſehen iſt?

Sind doch die Vernünftigen aller Konfeſſionen darin einig, daß wir im Herzen über dieſe Dinge hinaus ſind, daß es ſich nicht mehr darum handeln kann, welche Konfeſſion beſſer ſei, die katholiſche oder proteſtantiſche, daß vielmehr ihre Zeit, die Zeit des Mittelalters, vorüber und es die Aufgabe unſeres Jahrhunderts ſei, auf die Geſtaltung eines vernunftgemäßen Dritten hinzuarbeiten! Oder wäre ſeit Luther und der tridentiner Kirchenverſammlung kein Fortſchritt in religiöſer Erkenntniß mehr möglich? Soll die Menſchheit für alle Ewigkeit verpflichtet ſein, auf die religiöſen Anſichten des ſechszehnten Jahrhunderts zu ſchwören? So viel reden wir von Fortſchritt: und in einer der wichtigſten Beziehungen empfinden wir das Drückende der Kette gar nicht, die man dem menſchlichen Geiſte umlegt, halten es ſogar für eine Ehrenſache, recht blindlings die Feſſel zu tragen. Wir nennen uns Katholiken, Lutheraner, Reformirte; wir halten feſt zu unſerem Bekenntniß; wir ergreifen Partei, ſo wie es angegriffen wird; es ärgert uns, wenn man darüber tadelnd ſpricht; wir bilden Maſſe, ſo wie ihm Gefahr zu drohen ſcheint: — wie kommt es nun aber, daß ich Lutheraner bin, der Andere Katholik? Haben wir uns dieſes Bekenntniß ſelbſt gewählt? War es unſere nach reiflichem Nachdenken gewonnene Ueberzeugung, die uns gerade zu dieſer Konfeſſion führte? — Nein, es war der Zufall der Geburt, was uns einem Bekenntniß zutheilte, es iſt die Erziehung, was uns daran kettet; derſelbe Menſch, der, weil er in Wien geboren und erzogen wurde, ein guter Katholik iſt, würde ein eben ſo eifriger Proteſtant ſein, wäre Berlin ſeine Vaterſtadt. Und nun ſollen wir uns gegenſeitig befeinden und bekämpfen für Etwas, das uns bloß eingelernt wurde, das wir nicht nach freier und ſelbſtſtändiger Prüfung gewählt haben? Wir ſollen unſer Bekenntniß für vortrefflich, für unverbeſſerlich halten, wir ſollen es Zeit Lebens bewahren als das heiligſte Gut: und wurden doch gar nicht gefragt, ob wir dazu treten wollen, noch viel weniger, ob wir es für ſo vorzüglich halten; der Zufall des Geburtsortes, der Heimath hat uns hinein genöthigt, die Erziehung hat unſere kindlichen Geiſteskräfte in Beſitz genommen und läßt uns nicht los. In unſerem zwölften oder vierzehnten Jahre, wo unſer Urtheil noch völlig unreif iſt, erklärt uns die Kirche, die wohl fühlt, daß man

die Menſchen in religiöſer Beziehung nicht ſofort nach dem Zufall der Geburt ſortiren und in Beſchlag nehmen ſolle, für erwachſene, ſelbſtſtändige Leute; als ſolche müſſen wir hier auf ihre Dogmen ſchwören, und doch können wir den Grad ihrer Wahrhaftigkeit noch gar nicht beurtheilen! Ein ſolches Verhältniß iſt eines vernünftigen Weſens völlig unwürdig; in ſeiner heiligſten Angelegenheit muß der Menſch ſeine freie Ueberzeugung haben; nicht vor dem fünfundzwanzigſten Jahre ſollte man ſich zu einer Konfeſſion entſcheiden dürfen, und die Jugend würde nur in allgemein anerkannten religiöſen Wahrheiten zu unterrichten ſein, — nicht von der Geiſtlichkeit, ſondern von den Lehrern. Gewiß, dann würden wir viel Unfrieden und Gehäſſigkeit auf der Welt weniger haben! —

In dem Dorfe Steinhöring machten wir Mittag. Wir aßen beſſer, als man erwartet hätte. In Baiern überhaupt, und namentlich in Altbaiern, laſſen die Gaſthäuſer noch viel zu wünſchen übrig. Sie haben noch ziemlich den bürgerlichen Zuſchnitt; und wenn man die Hotels am Rhein und in der Schweiz in Gedanken hat, wo man wie ein Lord ißt und logirt, wo ſich Alles bemüht, Einem zu zeigen, daß der Menſch zum Genuß vorhanden und das Geld Nebenſache ſei: ſo möchte man ſich in bairiſchen Gaſthäuſern allerdings etwas herabgeſtimmt fühlen. Doch lebt man hier um die Hälfte billiger, und iſt nur Bett und Zimmer reinlich, ſind die Speiſen gut und ausreichend, dann darf man billig ſagen: Laſſet uns begnügen; es muß auf Reiſen nicht geſchwelgt ſein! Die Engländer haben uns Deutſchen das Reiſen verdorben. Wir müſſen jetzt die engliſche Eleganz zahlen, wozu unſer Geld nicht ausreicht. In München fängt man leider auch ſchon an, in den Gaſthäuſern rheiniſche Rechnungen zu machen; die Reiſenden klagen allgemein, daß man in dem neuerbauten großen Aktiengaſthauſe zum bairiſchen Hof ſehr theuer, namentlich in Bezug auf die fixirten Trinkgelder, gehalten werde. Ein fixirtes Trinkgeld an und für ſich iſt für den Reiſenden immer eine Wohlthat, denn er iſt fortwährend in Verlegenheit, wie viel er geben ſoll; aber eine Nöthigung, mehr zu geben, als man ſonſt bezahlen würde, iſt keine Erleichterung, ſie vertreibt die Gäſte.

Von Waſſerburg an wurde die Gegend angenehmer. Das Städt-

chen trägt ſeinen Namen nicht umſonſt; es liegt auf einer Inſel, an deren beiden Seiten der Inn reißend vorübereilt. Im dreißigjährigen Kriege wurde es neu befeſtigt; heut zu Tage hat der Platz keine Bedeutung mehr. Wir ſtiegen zu Fuß eine ſteile Höhe hinauf, indeß der Wagen auf einem Umwege der Landſtraße entlang nachkam. Hier hatte man eine weite Ausſicht in die bairiſche Ebene hinein; tief unter uns rauſchte der Inn; wir ſahen wie von einem Thurme auf das Städtchen hinab. Das Haideland war jetzt vorüber, die Gegend zeigte ſich gut angebaut; die Berge kamen aber immer noch nicht zum Vorſchein. Auf der Poſt im Dorfe Frabertsheim wurde übernachtet. Es trafen hier mehre Chaiſen mit Reiſenden, theils von München, theils von Salzburg ein. Das Geſpräch an der Abendtafel ging faſt ausſchließend über Oeſtreich, namentlich über die dortigen Mauthverhältniſſe. Nun, ich ſollte das Alles in der Nähe ſehen. Am folgenden Tage hielten wir zuerſt in dem romantiſch gelegenen Dorfe Stein. Einen eigenthümlichen Anſchlag des Landgerichtes Troſtberg ſah man hier im Wirthszimmer der Poſt an der Stubenthüre. Einem gewiſſen Stephan Weber, hieß es, vulgo Bachlechner Stephel von Halſing, iſt wegen Trunk- und Händelſucht der Wirthshausbeſuch im ganzen Landgerichtsbezirke auf drei Monate verboten, und jeder Wirth, der ihm ein berauſchendes Getränk verabreicht, zahlt ſo und ſo viel Gulden Strafe. Nicht übel! dachte ich; beſſer und zweckmäßiger kann man dergleichen Raufbolde, deren es in Alt-Baiern nicht wenige gibt, die wohl auch in der Hitze ein Steckmeſſer aus der Hoſentaſche ziehen und damit um ſich ſtoßen, nicht beſtrafen! Hier in Alt-Baiern geſchieht es wohl auch, daß ſolch einem prügelluſtigen Geſellen der Herr Landrichter ſelbſt ein Dutzend aufzählen läßt — und nicht ohne Erfolg. Man eifert heut zu Tage überall gegen die Prügelſtrafe, und nicht mit Unrecht; auch die zweite bairiſche Kammer hat dieſes Thema behandelt. Schläge, ſagt man, ſind gegen die Menſchenwürde. Allerdings! aber leider gibt es eben viele Menſchen, die ſich aus ihrer Menſchenwürde wenig machen und bei denen Strafen, die auf das Ehrgefühl berechnet ſind, durchaus keine Wirkung haben. Auch dieſe Sache hat ihre zwei Seiten. So entehrend eine allgemeine Einführung der Prügelſtrafe für ein Volk iſt, ſo gut angewandt iſt ſie bei

frechen Buben, die über das Ehrgefühl hinaus ſind und dem Richter, der davon ſpricht, in's Geſicht lachen. Was kümmert ſich ein Tagdieb oder Gauner um einige Tage oder Wochen Arreſt? Man geht heut zu Tage in dergleichen Rückſichten wirklich zu weit! Unſere Gefängniſſe, ſelbſt unſere Zuchthäuſer ſind für Leute, die ſich aus Ehre nichts machen, keine Straforte mehr. Kaum entlaſſen, ſieht man ſie ſchon wieder getroſt dahin zurückkehren. Sie haben ſogleich ihr altes Gewerbe wieder ergriffen, weil ihnen die Strafe gleichgültig iſt und das Bischen Freiheit durch den ſorgenfreien Unterhalt wohl aufgewogen wird; auch dort hat man ja luſtige Geſellſchaft. Gewiß, heut zu Tage haben die Züchtlinge ein beſſeres Loos, als viele ehrliche Fabrikarbeiter, die bei dem erbärmlichſten Lohne noch unter der Laſt ihrer Familienſorgen erliegen. Es iſt wahr, Schläge ſind gegen die Menſchenwürde; aber Schlechtigkeiten ſind es auch. Der Zweck der Strafe, ſagt man, iſt Beſſerung! Allerdings. Beſſerung *allein* aber kann die Abſicht nicht ſein, ſonſt wäre allen Schändlichkeiten Thüre und Thor geöffnet; man könnte alle Verbrechen begehen, ohne ein Anderes gewärtigen zu müſſen, als ſich zu beſſern! Der Zweck der Strafe muß auch zugleich eine nach Maßgabe der Größe des Verbrechens empfindliche Buße ſein, welche theils den Verbrecher ſelbſt vor Rückfällen bewahrt, theils Andern zur Warnung dient. Wenn ein verruchter Menſch z. B. einige hundert an eine Straße gepflanzte junge Bäume abſchneidet, wie das nicht ſelten geſchieht: iſt es eine verhältnißmäßige Strafe, wenn man ihn vierzehn Tage in Arreſt ſetzt? Nein, ſolch einem Menſchen wünſchte ich ein Jahr hindurch an jedem Monatstag des Datums ſeines Verbrechens fünfundzwanzig aus dem Salz — öffentlich! Ein Menſch, welcher der Menſchenwürde gemäß behandelt werden will, muß keine Beſtie ſein! Aber, ſagt man, es müſſen ja nicht eben Prügel ſein; man ſchließe ſolche Taugenichtſe krumm für einige Zeit u. dgl. Gut! aber wer ſteht uns dafür, daß nicht Einer kommt und ſagt, es ſei eben ſo ſehr gegen die Menſchenwürde, dem Körper gewaltſam eine unnatürliche Richtung aufzunöthigen, um ihm Schmerz zu verurſachen?

Die nächſte Poſt war *Waging*, in einer angenehmen Lage am Waginger See. Hier befanden wir uns bereits auf altem ſalzburger

Digitized by Google

Gebiet. Der Ort war vom Jahre 1683 bis 1811 der Sitz eines erzbiſchöflichen Pflegers. Der See mag einige Stunden lang ſein; ſeine Breite iſt unbedeutend, etwa eine halbe Stunde. Nach der Behauptung der Geognoſten iſt er nur ein ſchwacher Ueberreſt einer weit bedeutenderen Waſſermaſſe, die noch die alten hier eingewanderten Alemannen vorfanden. Endlich kamen auch die ſalzburger Berge zum Vorſchein, vor allen der hohe Watzmann mit ſeinem zugeſpitzten Gipfel, an welchem ſich eine breite Furche ewigen Schnees herabzog; ſodann der Untersberg, der Berg der Sage, minder hoch zwar, als der Watzmann, aber in mächtiger Maſſe mit ſeinen ungeheuern Marmorblöcken ſich hinbreitend. Hier iſt es ja, wo Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, zur Strafe für ſeine Verwüſtung des Erzſtifts Salzburg, verzaubert ſitzt. Ein Heer von Zwergen bildet jetzt ſein Volk; ſie ziehen zuweilen um Mitternacht heraus nach Salzburg und halten im Dome ihren Gottesdienſt. Man ſieht den Dom erleuchtet, hört Trompeten und Pauken und Orgelſpiel, aber nach Mitternacht iſt Alles wieder ſtill. Bald wird der ſchneeweiße Bart des Kaiſers zum dritten Mal um den Tiſch gewachſen ſein, an dem er ſitzt. Dann iſt die Zeit erfüllt, es bricht der jüngſte Tag an; Barbaroſſa kommt aus dem Berge mit den Seinen hervor und beſiegt auf den Walſerfeldern zwiſchen dem Untersberg und Salzburg den Antichriſt in einer großen Schlacht. Aber nicht bloß Zwerge, auch ſeine Rieſen hat der Untersberg. Sie kommen des Abends heraus und legen ſich ihrer Länge nach über die Häuſer. Die Bewohner drinnen ergreift dann eine furchtbare Beklemmung. Oben an den Marmorklippen des Berges erſcheinen die wilden Frauen mit fliegenden Haaren und in weißgrauen Gewändern; ihr Geſang iſt ſchön, aber ihr Anblick ſchrecklich. Drinnen in dem „Wunderberge", wie ihn das Volk nennt, iſt große Herrlichkeit, prächtige Dome, Paläſte, Klöſter, Gärten, und Gold und Silber in Maſſe.

Halt! hieß es, Mauthhaus! und mit allen Wundern war es plötzlich zu Ende. Wir hatten den letzten blau und weißen Pfahl hinter uns, ein gelb und ſchwarzer war erſchienen mit dem kaiſerlichen Doppeladler. Alſo jetzt kommſt du aus dem konſtitutionellen Staate heraus in einen abſoluten, unter die Macht des Fürſten von Metternich. Recht

abſolut hatte ſich auch ſchon das Mauthhaus die Quere über die Chauſſée hinübergelegt; man mußte durch das Thor paſſiren. Der Schlagbaum war vorgezogen, und ich ſtieg aus, um die erſte Probe mit abſoluten Mauthbeamten zu machen. Aber die Leute waren höflich und freundlich, und ließen wirklich in dieſer Beziehung meine konſtitutionellen bairiſchen weit hinter ſich. Man weiß, manchen Landſtrichen iſt eine gewiſſe göttliche Grobheit angeboren; ihre höchſte Ausbildung aber erhält eine ſolche glückliche Anlage in der Regel auf Polizei-, Mauth- und Poſtbüreaus; es ſteckt nicht ſelten ein guter Kern darin, eine gewiſſe Ehrlichkeit und Offenheit, und die Leute meinen es zuletzt nicht ſo ſchlimm; aber man muß ſo Etwas gewöhnt ſein; unglücklich derjenige, welchen, unter einem milderen Himmelsſtriche geboren, das Schickſal unter derartige Hände bringt. Mit einem Bischen Titel kommt man noch gelinder durch, aber ſo ein armer reiſender Handwerksburſche! — wie wird ſolch ein armer Teufel, den ſein unglückliches Reiſeſchickſal täglich einigemal vor die Polizei ruft, abgeſchnauzt! Mit vieler Höflichkeit nahm man mir meinen Paß ab, bot mir einen Stuhl, den ich natürlich, bereits ſteif vom Sitzen, dankend ablehnte; auch nahm man es mit meinem Koffer ziemlich leicht. Gedanken ſind zollfrei; und was ſollte ein Profeſſor ſonſt für Kontrebande bei ſich haben? Jetzt kam der Koffer eines Kaufmanns an die Reihe; hier wurde ſehr genau durchſucht, aber Nichts gefunden. Mein guter Herr Major, der nur ſeine Bremer rauchte, beachtete dieſen Forſchungsgeiſt ſeiner ſüdlichen deutſchen Landsleute mit ziemlich betroffenen Blicken. Er wollte eine Reiſe nach Italien machen und hatte ſich dreihundert Stück Zigarren in ſeinen Reiſemantel einnähen laſſen. Als er nun ſeinen Koffer aufſchloß und ſo bedenklichen Blickes der Hand des Mauthdieners folgte, die zufällig auch in ſeinem Koffer etwas tief griff, da dachte ich faſt, er hätte von verbotener Frucht darin. „Nä,“ ſagte er mir ſpäter, „im Koffer hatte ich Nichts, aber ich dachte, ſie viſitiren mir auch am Leibe!“

Das Hinterthor des Mauthhauſes öffnete ſich, und wir fuhren der alten Juvavia entgegen, die nur in einer Entfernung von etwa einer Stunde vor uns lag. Es war Abend, der Himmel heiter; noch leuch-

tete die Sonne zwiſchen den weſtlichen Bergen hindurch da und dort auf den weiten Wiesgrund herein, in welchem die Stadt liegt. Die Burg ſah freundlich über Stadt und Gegend hin, mehr wie zum Schmuck in die Gegend geſetzt, als zur Vertheidigung. Aber die Geſchichte drängte ſich auch hier an die Burg hinan und erinnerte an Attila, der die alte Römerſtadt zerſtörte, an die Benediktinermönche, welche ſich über den Ruinen hier wieder anbauten, und an die vierundſechszig geiſtlichen Fürſten, welche ſeit Biſchof Arno, dem Karl der Große das erzbiſchöfliche Pallium verſchaffte, vom Jahre 798 bis zum Jahre 1801 über Salzburg herrſchten. Mit Hieronymus Graf Kolloredo ſchloß dieſe Reihe; das Erzſtift wurde im Lüneviller Frieden ſekulariſirt und als Kurfürſtenthum an Erzherzog Ferdinand gegeben. Hier im ſalzburger Lande war es ja auch, wo in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehre Tauſend Landbewohner auswandern mußten, weil ſie im Stillen proteſtantiſche Lehrſätze bekannten. Du guter Gott, was haben ſich die Chriſten mit ihren Dogmen ſchon gequält! Würde man doch endlich heut zu Tage die Leute in Ruhe laſſen! Da kommen die Jeſuiten mit ihren geſpickten Miſſions-Kaſſen, mit der geheimen Macht ihres politiſchen Einfluſſes und erkaufen ſich ein Paar neue Bekenner aus den Proteſtanten, die gerne befördert ſein möchten! Da ſchleichen ſich die proteſtantiſchen Pietiſten mit ihren Traktätchen unter die katholiſchen Bauern und bringen durch ihre geiſtlichen Geſchenke ganze Züge zum Abfall. So haben ſie erſt vor wenigen Jahren die armen Zillerthaler aus Tirol herausgezogen. Hätte man doch dieſe armen Leute ruhig bei ihrem Roſenkranz in ihren Thälern gelaſſen! Jetzt nähren ſie ſich kümmerlich in den proteſtantiſchen Provinzen als Taglöhner herum, wenigſtens bei uns zu Lande, wo ſie von den pietiſtiſchen Brüdern auf das Brod des Himmels verwieſen werden, ſo im Worte Gottes ruhet; auch in Preußen ſoll es ihnen, wie man hört, durchaus nicht gefallen. Wer in den tiroler Bergen aufgewachſen iſt, wird freilich in einem ebenen Lande ſchwer gewöhnen.

Eine ſo ſchöne Natur, wie die ſalzburger, ſollte eigentlich keine Geſchichte haben! Die geſchichtliche Erinnerung iſt ſelten im Stande, den Reiz einer Gegend zu heben; es iſt immer „der Menſch mit ſeiner

Digitized by Google

Qual," der auch die ſchönſte Natur verdirbt. Glücklich Jene, denen das Alterthum den Schleier romantiſcher Täuſchung vor die Augen zieht, denen bei dem Anblick einer verfallenen Burg nur die im Abendroth heimkehrenden Ritter vor den Augen gaukeln, die lieblichen Burgfräulein, welche von den Zinnen mit weißen Tüchern entgegenwinken; die bei einer Kloſterruine nur an die Chöre frommer Mönche denken und an das Glöcklein, das in ſtiller Mitternacht dem verirrten Wanderer den Weg nach dem gaſtlichen Kloſter zeigt. Ich ſehe auch andere Dinge: ich ſehe den Bauersmann im Schweiße ſeiner Frohndienſte unter der ſchweren Hand von Menſchen ſeufzen, die keine andere Ehre kennen, keinen höheren Lebenszweck haben, als eine unaufhörliche Klopffechterei, deren ganze Lebensthätigkeit in nichts Anderem beſteht, als in Verwüſten und Rauben, in Hauen, Stechen und Morden — und das nennen ſie Adel, das ſoll die würdigſte und achtungswertheſte Beſchäftigung des Menſchen ſein. Ich ſehe hinter den Kloſtermauern die Geiſtloſigkeit, die Trägheit, den Unfrieden, die Völlerei, die geheimen Sünden; mich haucht zwiſchen ſolchen Mauern ein Modergeruch an von menſchlichen Thoren, denen auch dieſes kurze Leben mit dem, was es bot, zu viel war, die ſich einſchloſſen, um ſchon lebendig zu vermodern. Dieſes Kloſterleben, überhaupt dieſes unabläſſige chriſtliche memento mori iſt ſicher eine der widerlichſten Verirrungen des menſchlichen Geiſtes; es verbreitet einen Modergeruch über die ganze menſchliche Exiſtenz und weiß für ſeine Verödung des Erdenlebens höchſtens mit einem ewigen Pſalmſingen jenſeits zu entſchädigen!

Doch, ich geſtehe es gerne, das Mittelalter hat, verglichen mit unſerer Zeit, auch ſeine eigenthümlichen Reize, und ich glaube die Anziehungskraft vornehmlich in der Mannichfaltigkeit zu finden, welche das damalige öffentliche Leben bot. Schon die Kleidung gab dem äußeren Leben einen höheren Reiz; dann die verſchiedenartigen Stände, Gewerbe, Verbrüderungen, die ſich alle durch gewiſſe Merkmale zu unterſcheiden trachteten und eine gewiſſe Würde für ſich in Anſpruch nahmen, die man ſich auch allſeitig zugeſtand. Es war kein Drängen aus den Ständen heraus; der Handwerksmann war ſtolz auf ſein Gewerke und that ſich auf die Embleme deſſelben ſo viel zu Gute,

wie der Ritter auf ſein Wappen; Jeder war in ſeinem Stande und Geſchäfte zufrieden und fühlte ſich in demſelben geehrt. Heut zu Tage iſt das anders: das Streben der Geſammtheit droht, ſich in einer großen Dampffabrik zu konzentriren, das Leben kennt nichts Höheres mehr, als Fabriken, und Fabrikarbeiter führen das große Wort; dabei will aber gleichwohl Niemand öffentlich mehr ein Handwerksmann ſein, er ſchämt ſich deſſen für ſeine Perſon, das ſchöne Wort „Meiſter“ hat ſeine alte Würde verloren, ſelbſt der wohlhabende Meiſter läßt bei öffentlichen Unterſchriften ſeinen Meiſter und ſein Gewerbe lieber weg und figurirt in den Fremdenliſten als „Privatier.“ Der Stände-Unterſchied verwiſcht ſich mehr und mehr, das äußere Leben hat keine Mannichfaltigkeit mehr, ſchwarz, wie der Dampf, iſt die Kleidung der Geſammtheit, ihr Zuſchnitt ein Ausbund von Geſchmackloſigkeit. Welches Volk, welches Zeitalter hat je eine farb- und geſchmackloſere Kleidung gehabt, als das unſrige? Wie ſucht das Auge bei verſammelten Menſchenmaſſen nach einigen Militäruniformen, um unter dem ſchwarzen Knäuel nur etwas Farbe zu erblicken! Ich habe nicht ſelten geleſen, die dunkle Farbe und der unäſthetiſche Zuſchnitt unſerer Kleidung ſei ein Beweis der Höhe unſerer Bildung, die über dergleichen Aeußerlichkeiten hinwegſehe! Wie wenn Geſchmack an der Form nicht einen weſentlichen Beſtandtheil der Bildung ausmachte! — Man denke ſich doch eine Bildſäule mit Frack und einem runden Hut auf dem Kopfe, wie er heut zu Tage faſhionable iſt: wird es Einem nicht ſchon bei dem Gedanken an ein ſolches Standbild ganz armſelig zu Muthe?

Wir fuhren zum Thore von Salzburg hinein, eine enge Straße hinauf, über die ſchöne Salzachbrücke, und kamen an den Gaſthof zur Traube, den uns ein ſalzburger Reiſegefährte, wahrſcheinlich Nachbar oder Verwandter des Wirthes, ſehr angelegentlich empfohlen hatte. Das Zimmer, welches man mir anwies, war anſtändig, ja nobel zu nennen. Im Speiſezimmer traf ich ein reges Leben. Was mich aber gleich beim Eintritt ſehr unangenehm berührte, war ein Mann ohne Naſe, der an der Thüre mit dem Putzen der Meſſerklingen beſchäftigt war. Dieſe Erſcheinung war in hohem Grade unappetitlich, um ſo mehr, da man weiß, daß Niemand ohne Naſe geboren wird und dieſer

edle Körpertheil in der Regel nur durch einen hohen Grad einer abſcheulichen Krankheit verloren geht. Charakteriſtiſch aber fand ich es, daß dieſer Umſtand dem Beſuche des Gaſthauſes nicht den geringſten Eintrag that. Die Räume waren gedrängt voll. Ich wußte nicht, ſollte ich mich über das Publikum mehr wundern, das an dieſem Kellner, der ſich freilich blos im Hintergrunde hielt, keinen Anſtoß nahm, oder über den Kellner ſelbſt, der ſeinen Verluſt hier fortwährend öffentlich zur Schau trug. Schon in München iſt es nicht ungewöhnlich, daß die Frauen mit den Männern des Abends in ein Gaſthaus gehen, um dort zu eſſen; in Oeſtreich iſt dies an der Tagesordnung. Die beiden Speiſezimmer waren hier mit Perſonen beiderlei Geſchlechtes beſetzt, von welchen nur wenige Fremde ſein mochten. Den jungen Huſarenoffizieren war die weibliche Umgebung gar nicht unangenehm; ihre Scherze aber gehörten gerade nicht zu den feinſten. Sie unterhielten ſich über eine Schauſpielerin in einer Art, daß ich ſie wirklich bedenklich anſah, ob ſie denn in ihrer Erzählung noch weiter gehen würden. Sie bemerkten das und überſchritten eine gewiſſe Gränze nicht mehr, die aber freilich ſchon jenſeit deſſen lag, was bei uns in Geſellſchaft von Damen zu ſagen erlaubt wäre. Die Gäſte gingen ab und zu, die Geſellſchaft hatte ſich in jeder halben Stunde verändert; dabei waren die langen Speiſezettel in fortwährenden Anſpruch genommen. Auch hier ſchienen, wie in Wien, die „Schnitzeln mit Limoni" Lieblingsgericht zu ſein.

Am anderen Morgen war mein erſter Gang auf das Kapuzinerſchlößchen. Man ſteigt etwa eine gute Stunde bergan. Der Berg erhebt ſich hart an der Stadt; der Weg ſelbſt beginnt in der Stadt mit Stationen nach einer Kapelle. Immer und überall dieſe einförmigen Leidensbilder! Kreuz, Geißeln, Dornenkrone, Blutstropfen! Was haben die Chriſten aus dieſer ſchönen Erde, aus dieſem freundlichen Leben gemacht? — Eine Jammerhöhle! Das herbe Schickſal des Stifters dieſer Religion ſoll in den Herzen aller Menſchen fortan keinen frohen Augenblick mehr aufkeimen laſſen; als Sünder, ohne ſein Zuthun, ewig verdammt, ohne ſeine Schuld, wird der Menſch ſchon geboren; erlöſen von dieſer Verdammniß können ihn nur die Todes-

qualen eines Unſchuldigen, und dieſem muß er nun ſeinerſeits aus Dankbarkeit auch die eigene Lebensfreude zum Opfer bringen; blinder Glaube, Reue, Buße und Zerknirſchung ſind ſeine Tugenden; Elend und demüthiges Leiden ſeine Verdienſte, Herabwürdigung der Erde und der menſchlichen Kräfte, Verödung des Lebens, Abtödtung des menſchlichen Selbſtgefühls das Ziel ſeiner Wiſſenſchaft. Aber es iſt vergeblich, aus dem Menſchen, ſo lange er noch Fleiſch und Blut hat, ſchon ein Skelet machen zu wollen; die Sache ſteht blos in Büchern, in's Leben iſt ſie niemals eingedrungen und wird niemals eindringen; ſelbſt in Klöſtern und bei den proteſtantiſchen Pietiſten, wo dergleichen Verſuche mit einem Anſchein von ernſtlicher Abſicht an das Tageslicht treten, ſteckt nur eine um ſo größere Heuchelei dahinter; man weiß ja, daß dieſer hinfällige Madenſack nirgends beſſer verpflegt wird, als neben dem memento mori der Kloſtertafeln und unter den ſalbungsvollen Tiſchreden der Pietiſten.

Der Schatten eines Waldes nahm uns auf. Es war eine Wohlthat, denn der Tag fing ſchon an heiß zu werden. Im Schlößchen auf dem Gipfel des Berges angekommen, trafen wir zu unſerem Erſtaunen nur einige Fremde, keinen Salzburger — und doch war es ein Sonntagsmorgen. Auch hier, wie anderwärts: was man hat, weiß man nicht zu ſchätzen. Ich ſah nun in das anmuthige Thal hinab; noch kämpften einige Nebelwolken mit der Sonne über der Ebene hin, andere hatten ſich unter die beleuchteten Gipfel der Berge gelagert; der Gaisberg, ganz in unſerer Nähe, hatte ſich ſchon völlig frei gemacht. Was den Ausſichten in Salzburg einen eigenthümlichen Reiz verleiht, iſt ihre ſchöne Begrenzung. Man ſieht nicht in eine nebelgraue Ferne hinaus, der Geiſt wird nicht in jene leiſe Unruhe verſetzt, wie wenn ihn der Blick in unſichere Weiten hinausträgt und in geheimnißvoller Ferne immer zweifelhaftere Umriſſe vorführt; er findet ſeine ſichere Begrenzung in den mächtigen Rieſen, die mit freundlicher Abwechslung in Geſtalt und Färbung wie gute, getreue Nachbarn zu ihm herüberſehen; vor ſich blickt er in den lieblichſten Wiesgrund hinab, der von dem Silberſtreifen der Salzach durchſchlängelt wird und durch die vielen hellen Wege, die ihn quadratförmig durchſchneiden, zugleich das heimi-

Digitized by Google

ſche Gefühl der Thätigkeit und Nähe pflegender Menſchenhände hervorruft. Inmitten dieſes grünen Grundes die kleine, reinliche Stadt, zutraulich um ihre Burg gelagert, deren graues Gemäuer von mäßig hohem Felſen, hier und dort mit friſchem Gebüſche bewachſen, aus ſchützender Nähe auf die weißen Häuſerreihen gar freundlich herabſieht, nicht wie eine Wohnung des Krieges, ſondern wie zur Zierde hieher gebaut, nur beſtimmt, den Anblick der Stadt zu heben und in die Ferne zu tragen.

Nach einem mäßigen Inbiß machte ich mich wieder auf den Weg hinab. Ich wurde hier oben billig und freundlich gehalten. Es thut wohl, in dieſen Gegenden noch Wirthe vom alten Schlage zu finden, wo die freundlichen Mienen nicht bloße Handwerksſache ſind, ſondern auch etwas vom Herzen dabei iſt. In den großen Etabliſſements am Rhein und anderwärts wird man wie eine bloße Zimmer-Nummer, als ein reiner Gegenſtand der Erwerbsthätigkeit betrachtet. Alle Mienen ſind zwar dienſtfertig und haben einen Anſtrich von Freundlichkeit, aber dieſe iſt eingelernt. Wo die Anſtalten groß werden, wo ſich Hunderte von Menſchen für gewiſſe Zwecke vereinigen, da verſchwindet das Gemüth. Und ſo will es mir denn erſcheinen, als drängten alle unſere gerühmten großartigen Einrichtungen auf dem Gebiete der Gewerbsthätigkeit, und namentlich die Eiſenbahnen, das Gemüth mehr und mehr aus der Welt hinaus. Die Menſchen fliegen aus einander und durch einander; die Gefühle der Anhänglichkeit an die Heimath, mit ihnen die Gefühle für Familie und Freunde werden matter und lockerer. Man iſt überall zu Hauſe und nirgends heimiſch.

Wir waren auf einem anderen Wege wieder nach Salzburg hinabgegangen, um auf der anderen Seite, dicht an der Stadt, den Mönchsberg zu beſteigen, deſſen Höhe etwa eine kleine halbe Stunde in Anſpruch nimmt. Glückliche Stadt, die dicht an ihren Mauern eine Höhe mit ſolcher Ausſicht bietet! Man ſah hier recht eigentlich in die Berge hinein! Und welche herrlichen Schattirungen von Farbe des Geſteines, von Licht und Schatten! Einige Künſtler ſaßen hier, um Partien der Umgegend aufzunehmen; es iſt wahrlich auch der Mühe werth! Der Mönchsberg wäre mein Platz in Salzburg; keine der ſchönen Aus-

Digitized by Google

ſichten zog mich mehr an, als dieſe hier. Schildern will ich ſie nicht, aber wünſchen möchte ich allen meinen Mitmenſchen, die auf dem Felde des Erwerbes jagen und den Preis für ihre Mühen, die Krone des Lebens faſt einzig in den Genüſſen der Hotels, in einem reichen Diner oder Champagnergelage finden, — wünſchen möchte ich ihnen, daß ſie zuweilen in einer Morgen- oder Abendſtunde auf einem einſamen Raſenplatz des Mönchsberges liegen und hineinſehen könnten in den ſtillen Frieden dieſer großen Natur! Welch ein ganz anderer Genuß, der das Gemüth aus dieſen Bergen anweht! Welch eine eigenthümliche Seligkeit, dem Geiſte der Natur ſich zu überlaſſen, der hier ſein Geſchöpf mit ſolch mächtiger Kraft in Anſpruch nimmt, ſich hineinzufühlen, aus den tauſend naturwidrigen Einrichtungen des bürgerlichen Lebens heraus, in das heilige, ewige Leben der Natur, ſich zu empfinden als ihr Kind, als Frucht und Theil deſſelben Geiſtes, der hier in ewiger Größe und Schönheit webt!

Ueber das Innere der Stadt Salzburg habe ich wenig zu ſagen. Freundliche Straßen und gute Menſchen überall. Leider hat die Stadt, ſo nahe an der ſtreng verwahrten Grenze, wenig Verkehr; die Bevölkerung klagt über Erwerbsloſigkeit. Man wünſcht ſehr, daß ein öſterreichiſcher Prinz hier ſein Hoflager aufrichten möchte, um der Stadt aufzuhelfen. Unter den Gebäuden muß zunächſt der Dom genannt werden. Er iſt aus Marmor im Style des Vaticans von Santino Solari im ſiebenzehnten Jahrhundert erbaut. Auf mich hat er keinen großartigen Eindruck gemacht; in einer ſo großen Natur würde ein ganz anderes Gebäude dazu gehören, um nur einigermaßen zu imponiren. Vielleicht hat auch der Gedanke bei mir etwas mitgewirkt, daß die chriſtliche Religion eine ſo feindſelige Stellung gegen die Natur eingenommen hat, die ja unter dem Fluche der Sünde ſeufzen ſoll, aus der ſich der Fromme zurückziehen muß! Aber wenn ich den ſalzburger Dom mit dem nahen Untersberge verglich, da war es mir nicht im geringſten zweifelhaft, wer zuletzt den Sieg davontragen muß. Auf dem Platze ſtand ein Dreifaltigkeitsdenkmal; es waren nur noch die Worte „Deo trino“ daran lesbar, die übrige Inſchrift war abgefallen. Was das doch für ein Gedanke iſt, dem höchſten Weſen, dem Schöpfer der Welt,

ein Denkmal aufrichten zu wollen! Es wäre noch lange nicht ſo ſtark, wenn die Einwohner von Bern ein Stückchen Granit als Denkſäule der Schweiz aufſtellen würden. Der gerühmte Brunnen auf dem Reſidenzplatz, 1668 von Guidobald von Thun hergeſtellt, iſt zwar groß, aber nichts weniger als geſchmackvoll. Vier koloſſale halbe Pferde mit Schwimmfüßen tragen Felſen, auf dieſen Felſen erſcheinen Männer mit verſchlungenen Beinen, welche ein Becken tragen, über dieſem Becken zeigt ſich in einiger Höhe ein anderes, kleineres Becken. Der Strahl iſt ziemlich hoch. In der Nähe iſt der Mozartsplatz mit Mozart's Standbild. Der Künſtler trägt die Kleidung ſeines Zeitalters, und man muß geſtehen, ſie läßt noch immer beſſer, als unſere heutige, die an Geſchmackloſigkeit jede frühere Zeit überbietet. Mozart ſteht mit dem linken Fuße auf einer kleinen Erhöhung, hält in der linken Hand, die ſich unter dem Mantel hervor etwas auf den Schenkel ſtützt, ein Notenblatt; der rechte Arm, vom Mantel frei, hängt völlig herab, die Hand hält einen Bleiſtift. Der kurze Radkragen des Mantels iſt in Falten über die linke Schulter geworfen und läßt auf der Bruſt eine große Quaſte erſcheinen. Am rechten Fuße liegt ein Lorbeerkranz. — Zu den merkwürdigſten Bauwerken der Stadt gehört das neue Thor, welches der Erzbiſchof Sigmund im Jahre 1767 in einer Länge von 415 Schuh durch die Felswand des Mönchsberges hauen ließ. Ueber dem Eingang des Thores bemerkt man in einer Niſche die Büſte Sigmund's mit der Inſchrift: Te saxa loquuntur, was ſich mit der chriſtlichen Demuth freilich nicht recht vereinigen will. In der Nähe hat man neben der Sommer-Reitſchule gleichfalls in den Felſen des Mönchsberges, der ſie begrenzt, drei Gallerien mit ſechsunddreißig Arkaden gehauen.

Wohin am Sonntag Nachmittag? — Die ganze ſchöne Welt ſtrömt nach Hellbrunn, denn die Waſſerwerke ſpringen dort, und wir müſſen natürlich mit. Vor dem Thore war ein Gewimmel, wie man es von dem kleinen Salzburg nicht erwartet hätte, und man hatte zu thun, um eines Fiakers habhaft zu werden. Man ſetzte uns an dem Parke oder vielmehr an dem alt-franzöſiſchen Rococo-Garten ab. Es iſt einer von jenen Gärten, wo neben neueren Anlagen im engliſchen Geſchmack der

ſteife Zuſchnitt der alten Laubgänge beibehalten wird und die ſteinernen Figuren mit Perücken und Reifröcken noch immer ihr Recht als Gartenzierden behaupten. Was die ſalzburger Welt hieherzieht, ſind die Waſſerwerke im alten Geſchmack, wo Hirſche und allerlei Gethier aus verſchiedenen Körpertheilen Waſſerſtrahlen hervorſchießen laſſen und die Hauptbeluſtigung darin beſteht, daß ein armer Teufel, der ſich an dem Platze nicht auskennt, von einem unerwarteten Guße tüchtig eingenäßt wird. Man zeigte auch ein merkwürdiges Thier in Stein gehauen, welches ſich im Zeitalter der Reformation hier hat ſehen laſſen. Es war ein Ungeheuer mit Menſchenkopf, Löwenleib und Froſchfüßen. Die Lutheraner haben damals das Ungethüm gleichfalls benutzt, um den bevorſtehenden jüngſten Tag daraus zu profezeien, und man kann es noch auf lutheriſchen Flugſchriften jener Zeit abgebildet finden. Es durfte damals nur ein dummer Bauer ſich einbilden, im Walde irgend eine ſonderbare Geſtalt zu ſehen, ſo war auch ſchon der jüngſte Tag vor der Thüre. Und weil heut zu Tage Niemand mehr dergleichen erblickt, ſo iſt es „der Unglaube", aus welchem er geweiſſagt wird.

Von Hellbrunn ſetzten wir über den Fluß nach Ranzinghof, wo man, neben der freundlichſten Ausſicht, gutes Bier trank. Hier waren Leute aus dem ſalzburger Bürgerſtande mit ihren Familien verſammelt. Alles war heiter und gemüthlich, keine Rohheit oder Unziemlichkeit machte ſich bemerkbar. Von hier ging es nun zu Fuß weiter durch einen ſchönen Wiesgrund nach Aign, einem Luſtſchloſſe des Fürſten von Schwarzenberg, dermaligen Erzbiſchofs und, wenn ich nicht irre, auch Kardinals zu Salzburg. Ich ſah den jungen Mann in ſeinen rothen Strümpfen in Salzburg in einer ſehr tief geſtellten Chaiſe vorüberfahren. Es gehört wohl ein angeſehenes Fürſtenhaus dazu, um ſo jung Kardinal zu werden. Der Fürſt hat in Aign ein freundliches Luſtſchloß, das er im Sommer bewohnt. Der Park zieht ſich am Fuße des Gaisberges hin und bietet auf der Höhe die ſchönſten Ausſichten nach dem Watzmann und Untersberg, namentlich von einem Platze, den man Kanzel nennt. Nachdem wir auch hier dem Magen ſein Recht gegeben hatten, der ſich ja mit den ſchönſten Ausſichten nimmermehr begnügen will, gingen wir durch die unendlichen Wieſen nach Salzburg

zurück. Es wurde Nacht, der Vollmond ſtand am Himmel und beleuchtete Berg und Thal, und vor uns Burg und Stadt. Ein leichter weißer Nebel ſtieg von den Wieſen auf und aus der Ferne hörte man das Rauſchen der ſtürmenden Salzach. Heitere Ruhe lag über dem ſchönen Gefilde — ich war glücklich. Lange gingen wir am Fuße eines Berges zwiſchen einzelnen Häuſern der Vorſtadt hin; endlich erreichten wir die Stadt ſelbſt, wo das rege Leben in unſerem Gaſthauſe, das Lachen und Durcheinander der Rede im Speiſezimmer den ruhigen Eindruck der großartigen Natur, den ich mit mir gebracht, ſehr unfreundlich ſtörte. Es war nichts Beſſeres zu thun, als ſchnell einer Speiſekarte habhaft zu werden und nach genommener Abendmahlzeit ſich ſchleunigſt auf das ſtille Zimmer zurückzuziehen.

Der folgende Tag war einer Partie nach Hallein und Berchtesgaden gewidmet. Am frühen Morgen fuhren wir ab; der Weg ging wieder an Hellbrunn vorüber, immer in dem ſchönen Thale der Salzach hin. In Hallein ließen wir den Wagen zurück, um den angrenzenden Dürrenberg zu beſteigen und von da in das Salzbergwerk einzufahren. Der Weg auf den Berg bot eine großartige Ausſicht gegen den mächtigen Untersberg, den man hier in der verſchiedenen Färbung ſeiner ungeheuern rothen, weißen und grauen Marmorbrüche ganz nahe vor ſich hatte. Marmor iſt in dieſer Gegend der gewöhnlichſte Stein; Häuſer und Kirche des Knappendörfchens, das auf dem Gipfel des Dürrenberges liegt, ſind von Marmor, ſelbſt die Chauſſee iſt mit Marmorſteinen überſchüttet. Im Dörfchen hatte ſich bereits eine anſehnliche Geſellſchaft von Herren und Damen eingefunden, um das Bergwerk zu ſehen. Wir wurden nach den beiden Geſchlechtern in verſchiedene Zimmer abgeführt, wo wir eine weiße leinene Kleidung über die unſrige anzuziehen hatten, nicht ſowohl um bergmänniſch auszuſehen, als um unſere Kleider zu ſchonen. Welche Szene, als ſich nun die Geſellſchaft wieder zuſammenfand! Das Ausſehen der Herren ging an, aber die Damen hatten gleichfalls mit ihrer vollſtändigen Kleidung in Hoſen ſchlüpfen müſſen, wodurch ſie denn meiſt eine Taille bekommen hatten, die bis an die Kniekehlen reichte; unten zeigten ſich ein Paar kurze Elephantenbeine, kaum im Stande, einen Schritt zu machen.

Die Friſur war durch eine Kappe gänzlich verdeckt. Man hatte Mühe, die Perſonen wieder zu erkennen. Nach bezahlter Taxe (ich denke, ſie betrug für die Perſon zwei Gulden) bekam man ein Licht in die Hand und nun ging's an den erſten Stollen. Mit der rechten Hand, die mit einem dicken Handſchuh bewaffnet worden war, ſollte man das Seil nehmen, in der linken das Licht halten und nun auf dem Balken auf gut Glück in die Finſterniß hinabrutſchen. Voraus fuhr ein Führer; dieſer nahm die Damen zunächſt hinter ſich, von denen die erſte ſich an ſeiner Schulter hielt, die nächſte an der Schulter ihrer Vorgängerin und ſo fort. Ich war der letzte der Herren. Bis ich mich ſetzte, war der Zug ſchon unten, und da ſaß ich nun allein. Alles will gelernt ſein, auch dieſe Rutſchpartie. Das war ſicher, ließ ich das Seil los, ſo ſtürzte ich, Gott weiß, in welche Tiefe hinab; denn ich hatte keinen Vormann mehr; hielt ich es aber feſt, ſo ging's nicht vorwärts und ich blieb auf dem Fleck ſitzen; es mußte alſo die Mitte zwiſchen Feſthalten und Loslaſſen getroffen werden. Beim zweiten Stollen ging's ſchon beſſer; dieſer war faſt ſenkrecht hinab gerichtet und man fuhr im Fluge hinunter. Beim dritten und vierten war Alles ſchon gewöhnt. Wir fuhren auf einer Fähre über einen kleinen Salzſee im Bergwerke, der mit einer Anzahl von Lichtern beleuchtet war. Man darf ſich das Alles nicht ſo großartig vorſtellen, als es manche Reiſeſchilderungen geben. Der See erſchien mir etwa in der Breite eines kleinen Saales; von einem beſonderen Schimmern und Blitzen des Salzes an den Wänden, von einem feenartigen Eindruck habe ich nichts verſpürt. Der Salzſtein, in welchen die Stollen gehauen ſind, iſt überall grau oder röthlich; ein Schimmern und Blitzen bei Beleuchtung nirgends. Nun mußten wir eine Art Fuhrwerk beſteigen, wie man es bei uns zu Lande Wurſt nennt, und einige arme Kerle von Bergknappen zogen uns im Trabe auf einer Eiſenbahn etwa eine Viertelſtunde in der Finſterniß durch einen langen Gang dahin. Von weitem ſah man das Tageslicht wie einen Stern in den Gang hereinſchimmern. Man durfte weder Kopf noch Arme nach irgend einer Seite wenden, um nicht von den angrenzenden Seitenwänden verletzt zu werden. Endlich kamen wir völlig heraus; die keuchenden Burſche verabſchiedeten ſich; man gab

ihnen gerne ein freiwilliges Trinkgeld, ſie dürfen es jedoch, wie ich ſpäter erfuhr, nicht behalten, ſondern müſſen es zur gemeinſchaftlichen Kaſſe liefern. Weiter präſentirte eine Frau, nachdem man ſich ausgekleidet hatte, ein grünes Blättchen, worauf das Maß der Tiefe und Breite der Gänge in Steindruck angegeben war; dann kam noch der Mann, welcher die Hüte gebracht hatte: genug, nach einigen Trinkgeldern befand man ſich endlich wieder in Gottes ſchöner, freier Natur, und zwar unten am Berge, von deſſen Gipfel man eingefahren war. Aber mein werther Freund, ſagte ich beim Abſchied zu dem Bergbeamten, der den Zug angeführt hatte, wo iſt denn nun eigentlich das Salzbergwerk. Ich erwartete nichts Geringeres, als in einen Salzpallaſt hinabzuſteigen, wo beim Flimmern der Lichter viele Menſchen arbeiten; nun aber ſind wir blos durch lange finſtere Gänge gekommen und ſehen Niemand, als einmal zwei nackte Kerle, die in einer Niſche mit dem Aushauen von Salzſtücken beſchäftigt waren?—Ja, zu den Arbeitern kommen die Fremden nicht, entgegnete der Mann, da müßten Sie einen ganzen Tag hier zubringen und noch viel tiefer hinabſteigen.—Alſo das war es! Unterirdiſche, in Stein gehauene Gänge, wie wir ſie zu Hauſe in Nürnberg vom Rathhauſe nach der Burg auch haben, Gänge, wo man ſich Stunden lang in gepreßter Stellung hindurchdrückt, hier mit keinem weiteren Troſt, als daß man eben zur Rechten und Linken Salzwände habe; hie und da dann wieder eine Rutſchpartie hinab, etwas Schmutz an den Füßen und Kleidern: das iſt Alles. Einmal wohl mag man ſo Etwas ſehen, es iſt intereſſant, ſich ſo tief in der Erde zu fühlen, lebendig begraben, fern von dem Leben der Menſchen, und die nimmer raſtende menſchliche Thätigkeit anzuſtaunen, die auch in dieſe finſteren Tiefen hereindringt; aber ein zweites Mal würde ich zum Vergnügen einen ſolchen Maulwurfszug nicht mehr mitmachen.

Wir begrüßten das fröhliche Licht und alsbald auch die bereits aufgetragenen Karbonaten, die unſerer im Gaſthauſe warteten. Dann ging es raſch wieder, etwa in einer Länge von zwei Stunden, den ſchönen Weg zurück, bis wir links in ein enges Thal einbogen und hart am Fuße des Unterberges an einem klaren, luſtigen Bächlein hinfuhren.

Näher und näher rückten wir dem gewaltigen Watzmann, der ſeine beiden ſteilen, beſchneiten Gipfel bald über dieſen, bald über jenen vorliegenden waldigen Bergrücken herüberſchauen ließ. Das öſtreichiſche Mauthhaus machte uns diesmal an der bairiſchen Grenze wenig zu ſchaffen, unſere Chaiſe war total leer, da wir ja an demſelben Abend nach Salzburg zurückkehren wollten. Im erſten bairiſchen Dorfe ſtand eine elegante ſechsſpännige Chaiſe, mehrere Jokeys, nette Burſche in blauen, mit Silber verzierten Jacken, engen, weißen, ledernen Hoſen und kurzen, blanken Stiefeln, machten ſich mit den Pferden zu ſchaffen; die ſechs armen Thiere hatten heute ſchon einen Weg von zwei Stunden mit der Chaiſe zurücklegen müſſen, und es iſt kein Wunder, daß über ſolcher Anſtrengung ſie und die Jokeys gewaltigen Durſt bekamen. Der König von Baiern war mit dem Erbprinzen von Modena hieher gefahren, um eine Fußpartie auf die nächſten Berge zu unternehmen. Wie vortheilhaft zeichnete ſich die Eleganz dieſes Geſpannes vor den kaiſerlichen Fuhrwerken und Livreen in Wien aus! Dort muß Alles einen Anſtrich der hochwohlehrwürdigen Perückenzeit haben, und nur der Dreimaſter kann würdig repräſentiren. — Bald hatten wir Berchtesgaden erreicht, den durch ſeine Arbeiten in Holz und Bein, wie durch ſeine reizende Lage weltberühmten Markt. Hier reſidirte ſonſt ein gefürſteter Probſt, jetzt bringt der König von Baiern in der Regel den Spätſommer in dem Schloſſe zu. Das Gebäude iſt groß, aber nicht großartig. In der Nähe ſind die bedeutendſten bairiſchen Salinen; ich hatte jedoch keine Luſt zu einer zweiten Grubenfahrt. Merkwürdig iſt es, daß die Grenze zwiſchen Oeſtreich und Baiern auch noch unter der Erde ihr Recht ausübt; es iſt unter der Erde abgeſchieden, wie weit Oeſtreich und wie weit Baiern graben darf; die Nationen ſind ſich oft unter der Erde ſo nahe, daß ſie einander hören; aber keine wagt es, das Gebiet der anderen zu verletzen.

In Berchtesgaden ließen wir unſere Chaiſe zurück, um das halbe Stündchen an den Königsſee zu Fuße zu machen. Der Weg führte durch gelichtete Waldpartien, wo vereinzelte Felsblöcke, wie Ueberbleibſel aus einem Kampfe der Rieſen, zerſtreut umherlagen. Zuletzt ging es ſanft bergein und ein Stück des Sees mit einer Anzahl Kähnen am

Ufer und einigen Fiſcherhütten unter hohen Bäumen lag vor uns. Wir mietheten einen Kahn und ließen uns in den grünen Waſſerſpiegel hinausrudern. Erſt wenn man die vom Ufer aus letzte ſichtbare Spitze umfahren hat, gelangt man durch eine Wendung in die eigentlich großartige Abtheilung des Sees. Der Eindruck iſt jedoch kein angenehmer und erreicht den bei weitem nicht, wie ihn z. B. der vierwaldſtädter See mit ſeinen großen, aber freundlichen Umgebungen hervorbringt. Man ſieht ſich plötzlich auf allen Seiten zwiſchen ſteilen Bergen eingeſchloſſen, welche direkt in das Waſſer herabſteigen, aber nichts weniger als jene ſchönen Abwechſelungen von grünen Matten und Felſengruppen bieten, wie die ſchweizer Berge. Sämmtlich tragen ſie die einförmige Erdfarbe, nur hie und da zeigt ſich ein Bischen Wald und überall rinnen kahle Furchen der Regenwaſſer-Strömungen die lebloſe, ſchroffe Bahn gleichförmig in das Waſſer herab. Dabei herrſcht in dieſem von Waſſer gefüllten Thale mit ſeinen kahlen Bergufern eine Todtenſtille, kaum daß man einen Vogel erblickt. Ich kam mir vor wie auf dem todten Meere. Die Pröbſte haben hier zuweilen durch ihre Jagden ein eigenthümliches Leben hervorgebracht. Man mußte ihnen das Wild die Berge heruntertreiben, und wenn es ſich nun in der Verzweiflung in den See ſtürzte, ſo waren die geiſtlichen Herren in Nachen bereit, die des Schwimmens ungewohnten, vom Laufen abgehetzten Thiere niederzuſchießen. Und da hatten weder ſie, noch ihre Zeit eine Ahnung, daß ein ſolches Vergnügen gewiß nicht chriſtlich, ja nicht einmal menſchlich ſei! Heut zu Tage iſt der See am belebteſten einmal im Jahre, wenn das Holz von den Bergen in das Waſſer herabgeſtürzt wird. Da verſammelt ſich immer eine große Anzahl von Fremden, namentlich Salzburger, um den Sturz mit anzuſehen.—Nachdem wir auf einer Inſel und noch an einem anderen Platze gelandet hatten, wo aus einer Schlucht ein mäßiger Waſſerfall herabſtürzt, kehrten wir zu den Fiſcherhütten am Ufer zurück.

Es wurde Abend; wir fuhren daſſelbe ſchöne Thal entlang, das wir hereingekommen waren, nach Salzburg zu. Der grüne Bach murmelte luſtig neben uns her, der Salzach zueilend. Das friſche Grün zur Rechten und Linken war ſo wohlthuend auf den Anblick der kahlen

Digitized by Google

Berge des Königsſees. Die Straße bog bald rechts, bald links um den hervortretenden Fuß der Anhöhen, welche der Untersberg vorſchob, deſſen Geklüfte zu unſerer Linken neben uns aufſtieg, und zeigte bei jeder Wendung eine neue hübſche Anſicht. Das Mauthhaus hielt uns diesmal etwas länger auf; wir ſollten einige Kleinigkeiten aus Berchtesgaden bei uns haben; aber dem war nicht ſo, und die Nachforſchungen in unſerer Chaiſe waren vergeblich. Als wir aus der Thalfurche unſeres geſelligen Bächleins heraus in das breite Thal der Salzach traten, war es ſchon ziemlich dunkel geworden. Der Mond ſtand wieder am Himmel und beleuchtete, wie geſtern, die ſchöne Gegend. In der Ferne lagen die dunklen Umriſſe der guten Stadt, und die Burg leuchtete freundlich aus der Mitte hervor. Morgen ſollte ich ſie verlaſſen, um über Iſchl und Linz meinen Weg nach Wien weiter fortzuſetzen. Noch einmal athmete ich in tiefen Zügen dieſe ſelige Luft, noch einmal öffnete ich mein Herz in ſeinen ganzen Weiten, um den ſeligen Frieden dieſer großartigen Natur in daſſelbe einſtrömen zu laſſen! O daß alle Menſchen ſo glücklich wären, als ich es war in dieſem Augenblick!

Geologiſche Studien.

Die Umgegend von Neapel, in Beziehung auf vulkaniſche Erzeugniſſe und Erdbeben.

Es iſt hier von zwei Erſcheinungen zu reden, welche eigentlich nur eine, die Aeußerungen derſelben Naturkraft ſind: von den Erdbeben und der vulkaniſchen Thätigkeit. Unſre deutſche Natur iſt ſo zahm, daß wir in der Gegenwart von dieſen Erſcheinungen wenig wahrnehmen. Mächtige Aeußerungen des Neptunismus, Ueberſchwemmungen, bieten unſre Flüſſe zwar bisweilen dar, es erman-

gelt dieſe zerſtörende Naturkraft aber der großartigen, furchtbaren Schönheit des Vulkanismus.

Es gibt der größeren und überall in ihren Hauptverhältniſſen wiederkehrenden vulkaniſchen Erſcheinungen vorzugsweiſe zwei, nämlich ganz im Allgemeinen Erdbeben und vulkaniſche Ausbrüche. Beide Erſcheinungen, wiewohl weſentlich zu einander gehörig, zeigen ſich nichts deſto weniger ſo auffallend verſchieden in der Art ihres Auftretens und ihrer Wirkungen, daß wir eine jede derſelben hier einer geſonderten Betrachtung unterwerfen müſſen.

Unter dem Namen der Erdbeben verſteht man Bewegungen einzelner Theile der feſten Erdoberfläche, welche durch eine von innen nach außen wirkende Kraft erzeugt werden, deren Werkſtätte unſern Sinnen entzogen iſt. Meiſtens äußern ſich ſeine Wirkungen in raſch vorübergehenden, unregelmäßigen Schwankungen und Erſchütterungen des Bodens von unbedeutender Stärke. Es ſind bei weitem vorwaltend nur leiſe Erbebungen, welche nur von aufmerkſamen Beobachtern und unter beſonders günſtigen Umſtänden bemerkt werden und keine Spuren hinterlaſſen.

Meſſina iſt eine der Städte, welche am häufigſten erſchüttert werden; daher die Fundamente der Häuſer ſo dick gebaut ſind, daß ſie halb ſo viel koſten als der Oberbau. Während meines achttägigen Aufenthaltes daſelbſt fanden zwei Erdſtöße ſtatt, aber ſo ſchwach, daß ſie während lebhafter Unterhaltung nicht bemerkt wurden.

Zuweilen aber, wenn die Kraft, welche die Erdſtöße erzeugt, zu größerer Bedeutſamkeit ſich entwickelt, entſtehen Aufregungen des Bodens, welche, indem ſie die Werke der Menſchen zerſtören, ja die Bodengeſtaltung ganzer Länder verändern, den ſpätern Geſchlechtern unvergeßlich bleiben. In Süd-Italien, wo ſo viele Erfahrungen über Erdbeben vorliegen, unterſcheidet man drei verſchiedene Arten von Bewegungen des Bodens: 1) moto undulatorio, wenn die Erſchütterungen horizontal in einer Linie fortgehend den Boden zuerſt aufheben, dann wieder ſenken; 2) moto succussorio, wenn die Schwankung mehr ſenkrecht ſtattfindet, ſo daß wie durch eine Mine die Gegenſtände in die Höhe geſchleudert werden; 3) moto vorticoso, der wirbelnde,

drehende Stoß, die Verbindung beider Bewegungen, wie ein von unregelmäßigen Wellenschlägen beunruhigter Meeresſpiegel.

Die erſtgenannte Art der Schwankung, die undulirende, iſt die unſchädlichſte und häufigſte; ihr gehören die unzähligen, ſpurlos vorübergehenden Erdſtöße an. Gefährlicher und erſchreckender iſt die ſuccuſſoriſche Wirkung; die wirbelnde aber kommt ausſchließlich bei den heftigſten Erdbeben vor, wie die von Liſſabon, Kalabrien, Karrakas; es iſt die Kraft, welche blühende Städte dem Boden gleich macht, welche die Berge ſpaltet und in die Thäler wirft.

Sind die Bewegungen des Bodens einfach wagerecht und wellenförmig, ſo folgen ſie meiſt einer beſtimmten geradlinigen Richtung, und um dieſe zu ermitteln, hat man Apparate angegeben, welche Seismometer (Erdbebenmeſſer) genannt werden. Das zweckmäßigſte iſt wohl das von Cacciatore in Palermo angegebene und auf der Sternwarte daſelbſt aufgeſtellte Werkzeug. Es beſteht daſſelbe aus einem flachen hölzernen Becken, deſſen Seitenwände in gleicher Höhe und gleichen Abſtänden von acht Löchern durchbohrt ſind.

Das Becken umgibt ein ringförmiger Wulſt, der von acht, den Löchern entſprechenden Rinnen durchfurcht iſt. Jede Rinne führt in einen kleinen, unten aufgeſtellten Becher. Man füllt das Becken genau bis zum Rande der Löcher mit Queckſilber, und ſtellt es horizontal und nach den Himmelsgegenden gerichtet auf. Der geringſte Erdſtoß ſchleudert nun Queckſilber in die Rinnen und von da in einen Becher, wodurch die Richtung des Erdbebens beſtimmt wird; zugleich gibt die Menge des herabgefloſſenen Queckſilbers Aufſchluß über die Stärke des Stoßes.

Es iſt durch zahlreiche Vergleichungen bewährt, daß eine große Anzahl gerade der anſehnlichſten Erdbeben ſich an der Oberfläche strahlenförmig um einen gewiſſen Mittelpunkt verbreitete. So war 1783 bei dem Erdbeben von Kalabrien das Städtchen Oppido der Mittelpunkt, und ringsum in einer Entfernung von fünf Meilen wurde Alles verwüſtet; ebenſo bei dem Erdbeben von Liſſabon, wo das Zentrum dicht bei der Hauptſtadt lag.

Dieſe konzentriſchen Erdſtöße haben meiſt die wirbelnde, unheil-

Digitized by Google

volle Bewegung. Dolomieu, in ſeinem Bericht über das Erdbeben von Kalabrien, bezeichnet ſehr treffend den Unterſchied der Verwüſtungen ſolcher Stöße von den durch lineare hervorgebrachten, indem er ſagt: „Während in Reggio und Meſſina doch noch das Skelet, die Mauern ſtehen geblieben waren, und man noch einen Plan der Stadt wahrnahm, war Poliſteno, das im Bereich jenes Herdes lag, von dem ſich die Stöße, immer ſchwächer werdend, ſtrahlenförmig ausgebreitet, nur noch ein Steinhaufe, der keine Idee mehr gab von dem frühern Zuſtand dieſes Ortes.“

Ungemein häufig bemerkt man gleichfalls, daß die Fortpflanzung der Erdbeben geradlinig iſt, und zwar folgen ſie meiſtens den Bergketten.

Dieſes Verhältniß zeigt ſich unendlich großartiger, als in unſeren Ländern, in den Aequatorial-Gegenden, wo die Andenkette von S. nach N. und die große Küſtenkette von Venezuela von O. nach W. die Richtung der häufigen und furchtbaren Erdbeben von Süd-Amerika bezeichnen. Nur ſelten kreuzt die Richtung der Erdbeben die der Gebirge und nur bei unbedeutenden Ketten.

Die Dauer der Erdſtöße iſt im Verhältniß zu ihren Wirkungen äußerſt gering, und es ſcheint, als ob beide Größen zu einander im umgekehrten Verhältniß ſtünden. Die verheerendſten Stöße ſind faſt immer das Werk eines Augenblicks, und um ſo fürchterlicher iſt der Schrecken, den ſie in den Gemüthern der Menſchen zurücklaſſen. Die Stadt und Provinz Karrakas wurde nach Humboldt's Zeugniß durch drei kräftige Stöße, deren jeder drei bis vier Sekunden anhielt, zerſtört. Das Ganze drängte ſich in den Zeitraum von weniger als einer Minute zuſammen, und koſtete 20,000 Menſchen das Leben. In Calabrien waren es am 5. Februar 1783 etwa zwei Minuten, während welcher in einem Kreiſe, deſſen Durchmeſſer 11 Meilen betrug, Alles niederſtürzte; ja, es iſt wahrſcheinlich, daß in ſolchen Fällen die Zeit noch beträchtlich länger angegeben wurde, als ſie war.

Der ſchrecklichſte Fall iſt, wenn ſolche heftige Stöße ohne alle Vorboten eintreten, wie dies in Liſſabon der Fall war, wo der erſte Stoß durch Einſturz der Kirchen, in welchen gerade das Allerheiligen-Feſt gefeiert wurde, 30,000 Menſchen das Leben koſtete.

Gewöhnlich pflegen jedoch einige kleine Erzitterungen des Bodens unmittelbar vorherzugehen, welche die mit ihrer Bedeutung bekannte Bevölkerung warnen und ihr Zeit laſſen, aus dem Bereich der Häuſer zu flüchten.

Eine Erſcheinung, welche faſt immer Erdbeben begleitet und ſie vorher ankündigt, iſt ein unterirdiſches Geräuſch, das mit dem Rollen des Donners oder dem Raſſeln eines Wagens über holperiges Steinpflaſter verglichen wird. Es pflanzt ſich in bedeutender Tiefe unter der Erde fort und wird in Bergwerken, welche in ſeiner Verbreitungslinie liegen, am ſtärkſten vernommen, ſowie es auch laut aus tiefen Brunnen hervortönt. Das Merkwürdigſte dabei iſt aber, daß dieſes Geräuſch ſich nicht nach den gewöhnlichen Geſetzen des Schalles verbreitet, ſondern faſt gleichzeitig an verſchiedenen Orten bemerkt wird, wie 1812 in Venezuela auf einem Flächeninhalt von mehr als 2000 □ Meilen. Auch auf dem Meere iſt der Donner hörbar. Das unterirdiſche Gewitter ſtellt ſich auch zuweilen ohne nachfolgende Erſchütterungen lebhaft ein, und war laut Ariſtoteles ſchon den Alten bekannt. — Es gehört zur Karakteriſtik der Erdbeben, daß, ſo vorübergehend auch das Auftreten ihrer Wirkungen iſt, ſie dennoch da, wo ſie einmal begonnen haben, ſo bald nicht wieder aufhören. So dauerte 1766 nach dem Erdbeben von Kumana das Erzittern des Bodens noch 14 Monate an; in Liſſabon 18 Tage; 1783 zählte man in Kalabrien 900 Erdſtöße, darunter 100 heftige.

Aus der Thatſache, daß die Verbreitung der Erdbeben unabhängig von der geologiſchen Beſchaffenheit der Erdoberfläche vor ſich geht, hat man auf die große Tiefe ihres Herdes geſchloſſen; ihre Wirkung dagegen wird durch dieſe Beſchaffenheit bedingt, und natürlich leidet angeſchwemmtes Land mehr darunter, als Felſengrund, — ein Verhältniß, das ſich beſonders bei Seeſtädten, welche an einem felſigen Ufer hinaufgebaut ſind, kenntlich macht, wie Meſſina, Kingston auf Jamaica, Point-à-Pitre auf Guadeloupe, wo die Straßen nach dem Meere zu ganz verſanken, während die übrige Stadt nur beſchädigt wurde.

Beiſpiele von ungleichförmiger Fortpflanzung der Erdbeben, ſo daß ſie bald nur in Bergwerken, nicht auf der Oberfläche, bemerkt wurden,

bald das umgekehrte Verhältniß ſtattfand, werden gleichfalls berichtet. Daß in Ländern, welche nur aus locker über einander geſchütteten Gebirgsarten beſtehen, die Wirkungen der Erdbeben vollkommen verloren gehen, davon gibt die norddeutſche Ebene ein auffallendes Beiſpiel; denn nur ſelten ſind hier ſehr ſchwache Erſchütterungen bemerkt worden, obgleich ſolche nach allen Seiten hin an den ihr zunächſt liegenden Bergländern (Skandinavien, England, Harz, Erzgebirge) auftraten. Ein Stoß muß ſich leichter in einer gleichmäßigen und dichten, alſo elaſtiſchen Maſſe fortpflanzen, als in einer ungleichförmigen, von Höhlen und Spalten durchſetzten. Schon Ariſtoteles und Plinius kannten dieſen Satz, und ſchon ſie gründeten darauf den Vorſchlag, bei Bauten dieſes Verhältniß künſtlich nachzuahmen. Sie hoben bereits das Entweichen der Dämpfe dabei hervor, die ſie, merkwürdig genug, ſchon als Urſache der Erdbeben betrachteten. Nach Vivenzio wurde das Kapitol durch tiefe, in den kapitoliniſchen Hügel gegrabene Brunnen vor Erdbeben geſchützt, und ſelbſt in Perſien iſt die Schutzkraft der Erdhöhlen bekannt. So litt ferner Kapua, das an Brunnen reich iſt, obgleich im engen Thal des Vulturnus gelegen, nie durch Erdbeben, und in Neapel iſt der Pallaſt von Capo di Monte und das königliche Schloß auf künſtlichen Höhlen erbaut.

Es gehört ferner zur Karakteriſtik der Erſcheinungen des Erdbebens, daß die Schwankungen des Bodens ſich auch dem Meere auf eine auffallende Weiſe mittheilen.

Bei dem Erdbeben von Liſſabon, zwei Stunden nachdem die heftigſten Stöße vorüber waren, erhob ſich plötzlich das Meer an den Mündungen des Tajo, und obgleich Ebbezeit war und der Wind vom Lande her wehte, ſtieg es ſehr ſchnell 40' über den Stand der höchſten Fluth, es drang in die Straßen ein, zerſtörte einen neugebauten Hafendamm, auf den ſich 3000 Menſchen geflüchtet hatten, welche ſämmtlich umkamen, floß dann ebenſo ſchnell zurück und kehrte noch 3—4mal mit verminderter Heftigkeit wieder, bevor es ſeinen gewöhnlichen Stand einnahm. Am heftigſten aber und ausgezeichnetſten wurde dieſe Erſcheinung zu Cadiz beobachtet. Der Felſen, auf welchem die Stadt liegt, hatte die erſten Stöße des Erdbebens von Liſſabon faſt

gleichzeitig mit dieſer Hauptſtadt empfunden, ſie dauerten dort etwa 3½ Minute, ohne großen Schaden anzurichten. Als die Bewohner ſich von ihrem Schreck erholt hatten, bemerkten ſie vom Meere herkommend, eine andere furchtbare Erſcheinung.

Etwa ſechs geographiſche Meilen von der Küſte hatte ſich eine Welle von 60′ Höhe über dem Meeresſpiegel gebildet, welche ſich mit ungeheurer Schnelligkeit der Stadt näherte. Ein Theil ihrer Kraft brach ſich an den vorliegenden Klippen, ſie zerſtörte dann die ihr entgegenſtehenden Wälle, wobei ſie ſchwere Kanonen hundert Fuß weit zurückrollte; in der Stadt ſelbſt überſchwemmte ſie nur die nächſten Straßen und richtete ſonſt unbedeutenden Schaden an.

Doch bei Lima, in Peru, waren 1746 die Wirkungen des Meeres in der That furchtbarer als ſonſt irgendwo; als nämlich der erſte Erdſtoß 10½ Uhr Nachts vorüber war, erhob ſich in derſelben Nacht in dem Hafen von Callao das Meer 80 Fuß über ſeine mittlere Höhe, drang in die Stadt ein und zerſtörte ſie ſo völlig, daß nur einige Reſte von Befeſtigungen daran ſichtbar blieben. 5000 Menſchen wurden vertilgt, nur 200 Bewohner der Stadt gerettet.

Von 23 grade in dem Hafen befindlichen Schiffen wurden 4 über die Mauer der Feſtung eine Stunde weit ins Land geſchleudert und ſo ihre Mannſchaft gerettet, alle andern gingen unter.

Die Bewegung des Meeres war ſo heftig, daß viele, welche ſich auf Balken zu retten ſuchten, durch das Zerbrechen derſelben ihren Tod fanden. Doch nicht nur an den Küſtenrändern, ſondern häufig auch im offenen Meere hat man die Erſchütterung der Erdbeben empfunden. Während des Erdbebens von Liſſabon ſegelte ein engliſches Schiff 36 Meilen von der Küſte entfernt, und ward plötzlich ſo erſchüttert, daß das obere Verdeck dadurch litt. Der Schiffshauptmann glaubte aufgefahren zu ſeyn und ließ ſchnell das große Boot ausſetzen, um die Mannſchaft zu retten, doch bald überzeugte man ſich, daß man fern von aller Gefahr im offenen Meere ſey. Eine gleiche Erſcheinung wurde 1826 auf zwei Schiffen beobachtet, von denen das eine 120, das andere 270 Stunden weſtlich von Liſſabon entfernt war. Der engliſche Reiſende Shaw empfand auf einem algieriſchen Schiffe an

einer Stelle, wo das Meer über 200′ tief war, 1724 drei heftige Stöße, und *Schouten* berichtet, daß in den Molukken, wo bekanntlich zahlreiche Vulkane ſind, die Schiffe häufig Erdbeben an ſolchen Stellen empfinden, wo der Meeresgrund mit den gewöhnlichen Mitteln nicht zu erreichen iſt, gleich als ob ſie geſtrandet wären.

Ich übergehe die atmoſphäriſchen Erſcheinungen bei Erdbeben, die Wirkung derſelben aufs Barometer, weil hier noch keine feſte Regel aufgefunden worden iſt und viele Streitfragen ſtattfinden.

Dagegen ſind ſehr häufige Begleiter von Erdbeben *materielle Veränderungen der Atmoſphäre*. Dieſe werden hervorgerufen durch das Aufſteigen von Gasarten und Dämpfe, theils von niederer Temperatur, theils entzündet und mit Rauch und Flammen verbunden. Während des erſten Erdſtoßes von Liſſabon brachen an der Mündung des Tajo helle Flammen aus der Erde und eine dicke Rauchſäule ſtieg auf.

Bei dem Erdbeben in den Abruzzen 1702, das die Stadt *Aquila* zerſtörte, riſſen ſich auf den Feldern in der Umgegend mehrere Oeffnungen auf, und warfen durch die Kraft der aus ihnen hervorbrechenden Gasarten Waſſer und Steine in ſolcher Menge aus, daß die umliegenden Aecker nicht mehr beſtellt werden konnten. Das Waſſer ſpritzte höher, als die Bäume der Nachbarſchaft, und aus den umliegenden Bergen ſah man drei Tage lang Flammen und dichte Dampfwolken hervorbrechen. Solche Spaltungen der Erde führen oft zu den angenehmſten Ueberraſchungen. 1811, bei dem Erdbeben von Catania, öffnete ſich plötzlich die Decke eines Zimmers, daß die freundlichen Sterne herein ſchienen, und ſchloß ſich augenblicklich wieder feſt. Eine andere hierher gehörige, ſehr intereſſante Thatſache beobachtete man im Hafen von *Callao*, bei Lima. Ein dort an zwei Ankerketten feſtliegendes Schiff erlitt eine heftige Erſchütterung. Das Meer erhitzte ſich und ziſchte; todte Fiſche ſchwammen umher. Das Fahrzeug gerieth in heftiges Schwanken, gleichzeitig erfolgte auf dem Feſtlande der heftige Stoß, der die Stadt in Trümmer ſtürzte. Man lichtete ſogleich die Anker, und fand, daß eine der Ketten, welche auf weichem Schlammgrund gelegen hatte, in ziemlicher Ausdehnung geſchmolzen war. Die

Kettenglieder, welche gegen 2 Zoll lang waren, zeigten ſich an dieſer Stelle in die Länge gezogen, ſo daß ſie 3 — 4 Zoll lang und viel dünner geworden waren. Die Kette des andern Ankers hatte gar nicht gelitten und ebenſo wenig eins der andern, in der Nähe liegenden Fahrzeuge. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß ein Theil des Gaſes, welches auf dem Lande das Erdbeben veranlaßte, hier auf dem Meeresgrund unter bedeutender Hitzentwickelung entwichen ſey, und zwar aus einer kleinen Oeffnung. Bedenkt man nun, daß, um Eiſen zu ſchmelzen, über 6000° R. nöthig ſind, daß dieſe Wärme dazu noch in einem engen Raum abgeſchloſſen ſeyn muß, ſo kann man auf die Hitzentwicklung ſchließen, welche hier ſtattfand.

Durch ähnliche Erſcheinungen erklärt A. v. Humboldt das Vorkommen der Palmenwälder und Elephantenreſte in Gegenden des Nordens, denen man zu keiner Zeit ein ſo warmes Klima zuſchreiben kann. Er ſagt: „Wo in der Vorzeit die tiefgeſpaltene Erdoberfläche Wärme aufſtrahlte, da konnten vielleicht Jahrhunderte lang in ganzen Länderſtrecken Palmen, baumartige Farrenkräuter und Thiere der heißen Zone gedeihen.“ —

Die Entweichungen irreſpirabler Gasarten und Dämpfe um die Erdbeben-Perioden kommen oft ganz allmälig und ſind lange anhaltend, und von ihnen giebt uns die Beunruhigung Kunde, welche beim Herannahen des Erdbebens ſo häufig die Thiere empfinden, beſonders die, welche in Erdhöhlen wohnen, wie Ratten und Mäuſe, Maulwürfe, Eidechſen, Schlangen, Alligatoren, Ameiſen, Grillen, und diejenigen größern Säugethiere, welche einen ſcharfen Geruch haben, oder ſehr gebückt zur Erde gehen, Hunde, Ziegen, Schweine, beſonders die letztern. Poli ſchildert die Unruhe der Thiere, welche 1800 dem Erdbeben in Neapel vorherging, folgendermaßen: „An alle Orten, wo die Wirkungen des Erdbebens ſehr fühlbar wurden, fingen einige Minuten vor dem Eintreten der Stöße die Rinder und Kühe laut an zu brüllen, die Schafe und Ziegen blöckten, und beunruhigt durcheinander ſtürzend, ſuchten ſie das Flechtwerk ihrer Hürden zu durchbrechen, die Hunde heulten fürchterlich, die Gänſe und Hühner geriethen in Verwirrung und machten großen Lärm. Die Pferde tobten in den Ställen, riſſen

ſich wüthend los, die aber gerade auf den Straßen liefen, ſtanden plötzlich ſtill und ſchnaubten in ganz ungewöhnlicher Weiſe. Die Katzen liefen erſchreckt davon und ſuchten ſich zu verbergen oder ſträubten wild das Haar. Man ſah Maulwürfe aus ihren Löchern kommen, die Vögel wurden von ihren Ruheſtätten aufgeſcheucht und die Fiſche ſchwammen ans Ufer, wo ſie in großer Zahl erhaſcht wurden. Selbſt die Ameiſen und Reptilien verließen am hellen Tag in großer Unordnung ihre Erdlöcher ſchon viele Stunden vor dem Erdbeben; die Heuſchrecken ſah man in großen Schwärmen während der Nacht durch Neapel gegen das Meer kriechen, geflügelte Ameiſen flüchteten ſich bei dunkler Nacht in das Innere der Häuſer. Es gab Hunde, welche ihre Herren wenige Minuten vor dem Erdbeben aufweckten und dadurch retteten."

Am Schluſſe dieſer Betrachtung will ich als ein Beiſpiel der Ausdehnung eines Erdbebens die Verbreitung des vom Jahr 1755 ſchildern, das 700,000 Quadratmeilen, alſo ein Zwölftel der Erdoberfläche, nach andern ſogar ein Achtel betraf.

Man nennt es gewöhnlich das Erdbeben von Liſſabon, es wurde aber am 1. November in demſelben Augenblick die ganze pyrenäiſche Halbinſel erſchüttert, bei Angoulème entſtand eine ſechs Stunden lange Spalte, Brieg, im Wallis, ſtürzte zum Theil ein, der Murtner-Neuenburger- und Comer-See geriethen in heftige Bewegung und trübten ſich, der erſtere veränderte ſeinen Waſſerſtand, Mailand ſchwankte an demſelben Tage wie Liſſabon ſo heftig, daß man ſeinen Einſturz befürchtete, Turin dagegen wurde erſt am 9. November erſchüttert.

Dem natürlichen Antagonismus zwiſchen Erdbeben und vulkaniſcher Thätigkeit zufolge, hörte der Veſuv, der einige Tage vorher heftig zu rauchen angefangen, im Augenblick jenes Erdſtoßes, der in Liſſabon die Kirche einſtürzte, plötzlich zu dampfen auf, die Quellen in Töplitz trübten ſich, hörten in einer Minute zu fließen auf und brachen dann ſtärker hervor, der Wenern-See in Schweden fluthete heftig. Eine Stunde nach jenem Stoß in Liſſabon ſtieg die Elbe bei Hamburg um einen Fuß und ſank wieder; die Bewegung der Oſtſee wurde bis Abo in Finnland empfunden, an der Küſte von Cornwallis erhob

ſich das Meer um 10 Fuß und die ſchottiſchen Seen traten über. Auch außer Europa waren die Stöße fühlbar.

Gleichzeitig mit der Verwüſtung von Liſſabon war der Untergang eines Dorfes bei Marokko; an den canariſchen Inſeln ſtieg das Meer einigemal fünfzehn Fuß über ſeine gewöhnliche Höhe. An den Antillen, welche in grader Linie 900 Meilen von Liſſabon liegen, ſtieg die Fluth 20 ſtatt 2 Fuß hoch und das Meerwaſſer war ſchwarz wie Dinte, durch das Erdpech, das die empörten Wellen vom Grunde heraufgebracht hatten. Durch ganz Nordamerika bis an die großen Seen von Canada wurde der Stoß empfunden. — Es liegt wohl auf der Hand, wie ſehr ſolche Erſchütterungen die Geſtalt der Erdoberfläche verändern können, und ich will unter den unzähligen Beiſpielen davon nur eins anführen, das durch ſein räthſelhaftes Weſen lange den Scharfſinn der Gelehrten beſchäftigt hat. In jener geſegneten und nicht nur für vulkaniſche Erſcheinungen klaſſiſchen Gegend, wo Küſte, Vorgebirge und Inſeln einen Krater bilden, einen Blüthenkranz, der vor Fülle riß, wie A. Grün ſo ſchön ſagt, wo Lieblichkeit und Schrecken ſo nahe bei einander liegen, daß die Alten ihr Elyſium und den Eingang zur Unterwelt dort dicht neben einander fanden, an dem Golf von Neapel ſtehen bei Pozzuoli, etwa 100 Schritte vom heutigen Meeresrande entfernt, die Trümmer des Serapis-Tempels. Es iſt ein längliches Viereck von etwa 60 Schritt im größern Durchmeſſer.

In dem hinteren Theile deſſelben ſtehen gegenwärtig noch die ſchönen, etwa 40 Fuß hohen Marmorſäulen aufrecht auf den Poſtamenten und zeigen etwa 15 Fuß über dem jetzigen Meeresſpiegel einen drei Fuß breiten Ring von Löchern, wie ſie die Bohrmuſcheln bilden. Wie kommen dieſe Muſcheln dahin? Da die Bohrmuſcheln ſtets nur in der Nähe der Oberfläche des Meeres leben und die Felſen nur unter dem Waſſerſpiegel durchlöchern, ſo mußte man annehmen, daß das Meer einſt bis zu dieſer Höhe der Säulen, alſo mindeſtens 18 Fuß über ſeiner gegenwärtigen Höhe, müſſe geſtanden und hier hinlängliche Zeit verweilt haben, um den Bohrmuſcheln Zeit zu ihrer Anſiedlung zu geben. Dieſer Erklärung widerſpricht der Umſtand, daß das Gebäude nicht

Digitized by Google

18 Fuß unter dem Meeresſpiegel kann erbaut worden ſein; es iſt daher nur die Annahme möglich, daß das Meer urſprünglich hier geſtanden und ſich ſpäter zurückgezogen habe, d. h. daß das Land ſich erſt geſenkt, dann wieder gehoben habe. Dieſe doppelte Lagenveränderung ſchien eine ſo gewagte Annahme, daß man verſchiedene andere Erklärungen verſuchte, deren eine auch von Göthe angenommen wurde. Und dennoch iſt jenes Senken und Heben der Küſte jetzt als die wahre Urſache unwiderleglich nachgewieſen. Der Tempel muß nach dem Urtheil der Baukundigen noch im vierten Jahrhundert nach Chriſto unverſehrt aufrecht geſtanden haben, indem ſeinem hinteren Theile ein Bauwerk zugefügt iſt, das den Karakter dieſer Zeit trägt. Das Sinken hat in den folgenden Jahrhunderten angefangen, wo eine traurige, verwilderte Zeit uns jede Nachricht darüber in andern Büchern, als in dem der Natur, entzog.

Die Erhebung aber fand höchſt wahrſcheinlich 1538 ſtatt, als die Ebene ganz in der Nähe ſich erhob und den Monte Nuovo von 400 Fuß bildete.

Was dieſer Erklärungsweiſe einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gibt, iſt der Umſtand, daß überhaupt an den Küſten des Golfs von Bajä die mannichfaltigſten Höhenveränderungen von Land und Meer vorgefallen ſind. Faſt der ganze Umkreis derſelben iſt voll römiſcher Bauwerke, welche ſich jetzt in Lagen befinden, in denen ſie urſprünglich nicht erbaut ſein können. Man ſieht nämlich bei ſtillem Wetter die Unterbaue vieler Häuſer 10 — 15 Fuß unter dem Waſſer, von denen aus Treppen noch tiefer führen; und ſogar zwei Römerſtraßen verlieren ſich unter dem Meeresſpiegel; ja, man hat an den Pfeilern der Brücke des Kaligula dieſelben Spuren von Bohrmuſcheln, wie am Serapistempel, 4 — 10 Fuß hoch über dem Waſſer, an den Felſen der Inſel Niſida 32 Fuß hoch gefunden. Auch außerhalb des Golfs von Neapel kommen ähnliche und noch viel großartigere Erſcheinungen vor; ſo an der Grotte von Mardolce bei Palermo, deren Eingang jetzt 180 Fuß über dem Meere liegt. Noch 10 Fuß über dem Eingang finden ſich Streifen von Bohrmuſcheln, die Felſen ſind innen durch den Wellenſchlag ausgewaſchen und geglättet; ſie iſt mit Konchylien, die den jetzi-

gen ganz ähnlich ſind, und mit Meerſand ausgefüllt; das Meer muß alſo hier einſt 200 Fuß höher geſtanden haben, als jetzt.

Wie erwähnt, iſt dieſe Gegend der klaſſiſche Boden der Vulkane. Sie hat an dem Veſuv einen thätigen Vulkan, an der Solfatara einen zwar geſchloſſenen und ruhenden Krater, unter dem aber die vulkaniſche Thätigkeit noch fortdauert, was ſich durch den gänzlichen Mangel der Vegetation an dem aus Schwefelmineralien beſtehenden Kraterrand, durch die Hitze des Bodens, die an manchen Stellen das angeſammelte Regenwaſſer ſieden läßt, und durch den dumpfen, hohlen Ton eines aufgeworfenen Steines verräth. 1198 hat die Solfatara ihren letzten Ausbruch gemacht, man kann daher bei ihrem latenten vulkaniſchen Leben dem Frieden nicht trauen; denn auch der Veſuv hat zweimal mehrere hundert Jahre geruht, das erſtemal von der hiſtoriſchen Zeit an bis 79 nach Chriſto, das zweitemal von 1306 — 1631, alſo über 300 Jahre, wo der Krater mit Bäumen bewachſen war. Jedenfalls würde eine neue Eruption der Solfatara für die in ihrem Krater errichtete Alaun- und Schwefelſäure-Fabrik ſehr ſtörend ſein.

Die Seen Agnano und Averno, das Thal Aſtroni ſind ehemalige, nun mit Pflanzenwuchs bekleidete und mit Waſſer gefüllte Krater. Kalte Gas-Ausſtrömungen finden ſich in der Hundsgrotte an dem Agnano, warme in den Stufe di St. Germano, in der Nerogrotte und mehreren anderen Höhlen am Meeresſtrande. Endlich iſt der Monte Nuovo eines der ſeltenen Beiſpiele von Bergen, die ſich unter den Augen des Menſchen gebildet haben. Der Veſuv dankt einen Theil ſeines Ruhmes dem Umſtande, daß die meiſten Reiſenden früher nach Neapel, als nach Sizilien kommen; denn ſeit in der großen Eruption des Jahres 79, wo er für die archäologiſche Nachwelt zwei Städte wohlerhalten aufbewahrte, ſein Gipfel eingeſtürzt iſt, ſpielt er eine kleine Rolle gegen den Aetna, deſſen Höhe er nur zu ⅓ erreicht; der Veſuv hat nur eine, der Aetna 49 □ Meilen mit ſeinen Produkten bedeckt. Wenn die Lava des Veſuvs Häuſer zerſtört, ſo liefert ſie auch gleich Stoff zu neuen Bauten. Wilde Feigenbäume faſſen leicht Wurzel auf den oberen verwitterten Schichten und ſprengen mit ihren ſtarken

Wurzeln die Blöcke, welche dann zum Straßenpflaſter von Neapel und der Gegend weiter bearbeitet werden.

Seit ſeinem Einſturz hat der Veſuv zwei Gipfel, von denen die niedrigere, ſeitliche Spitze, ein Reſt des Standes vom Erhebungskrater, Somma genannt wird, während der hohe, ſtumpfe Ausbruchskegel im eigentlichen Sinne Veſuv heißt.

Dieſe Unterſcheidung rührt von Leopold v. Buch her.

Man verſteht unter Erhebungskrater den der urſprünglichen Bergbildung angehörigen Rand, aus deſſen Schoße ſich bei einem Ausbruch der Aſchen- und Ausbruchskegel erhoben hat, welcher bei jeder Eruption ſeine Geſtalt ändert und ausſchließlich aus neuer vulkaniſcher Maſſe beſteht.

Beſtiegen wird der Veſuv am beſten von Torre del Greco aus und ſeit die Eiſenbahn hierher reicht, kann man die Partie bequem in einem neapolitaniſchen Vormittag, der freilich bis fünf Uhr dauert, ausführen. Anfangs reitet man einen bequemen, nicht ſteilen Weg zwiſchen Weinbergen hinan, kommt dann auf eine mit ſchwarzem vulkaniſchem Sand und Lavaſtrömen der verſchiedenſten Zeiten, welche ſich durch ihre Farben unterſcheiden, bedeckte Ebene, an deren unterm Ende das Haus des ſogenannten Eremiten ſteht, der eigentlich ein Dieb von Handwerk iſt und ſich abwechſelnd hier oben und im Gefängniß in Neapel aufhält. Von dieſer bis jetzt höchſten Wohnung auf dem Veſuv — denn im nächſten Frühjahr wird das noch höher gelegene magnetiſche Obſervatorium eröffnet — zieht ſich ein krummer Weg, mit ungeheuren ſcharfen Lavablöcken beſäet, welche die Pferde ſchon zu vermeiden wiſſen, an der Somma aufwärts; endlich langt man am Eruptionskrater an, deſſen äußerſt ſteilen, mit ſcharfen, zum Theil heißen Lavaſtücken bedeckten Abhang man auf eigenen Füßen etwa in einer Stunde erklettern muß. Man bekommt von der Einſiedelei einen Gensdarmen mit, der am Fuß des Kegels bei den Pferden zurückbleibt; dennoch wurden noch im vorigen Jahre einige deutſche Reiſende oben angefallen, verwundet und ausgeplündert. Hat man die Höhe des Aſchenkegels erreicht, ſo kommt man zuerſt an den alten, dann an den neuen, jeder Eruption eignen Krater. Dieſer bietet zu verſchiedenen Zeiten

einen verſchiedenen Anblick dar. Als ich ihn vor fünf Jahren ſah, war eine Zeit der tiefſten vulkaniſchen Ruhe und der Krater bot wenig Intereſſe. Die mit Schwefelmineralien bedeckten Kraterwände entſendeten aus Spalten Dämpfe, welche Alles verhüllten und nur wenn ſie durch den Wind auf einen Augenblick zerſtreut wurden, den Boden des Kraters enthüllten. Im vorigen Jahre dagegen war der Berg in großer Thätigkeit. In der Mitte des Kraters hatte ſich ein neuer Ausbruchskegel gebildet, und rings um ihn waren ſeine Nachbildungen im Kleinen, ſchwefelgelbe Fumarolen gruppirt; alle dieſe Oeffnungen entſandten reichliche weiße Waſſerdämpfe, während der übrige Theil des Kraters offen vor dem Auge lag. In kurzen regelmäßigen Pauſen entſandte der neue Kegel im Grunde des Kraters, der tief unter dem Kraterrand liegt, auf dem wir ſtanden, bis zu einer bedeutenden Höhe Steine, die ſenkrecht herabfielen. Jeder Steinwurf war von einem Donner begleitet, den die Kraterwände wiederhallten. Im Grunde des Kraters aber quoll Lava hervor, die erkaltete hatte ſchon Schollen gebildet, wie das Eis an unſern Brunnen, die flüſſige öffnete bald hier, bald da eine glühende Spalte. — Herrlich erſcheint der Veſuv im Winter aus der Ferne, wo in der Morgen- und Abendbeleuchtung der violette Berg mit ſilbernen Schneeſtreifen ſeine roſenrothen Wolken in den tiefblauen Himmel ſendet. Ich beſtieg ihn das erſtemal in der Jahreszeit, wo Schnee dicht neben rauchenden Spalten lag und wo die lockere Aſchenmaſſe, über die man in zehn Minuten von dem Aſchenkegel herabſpringt, in einen höchſt ſchwierigen, glatten und feſten Abhang verwandelt war. Wer den Veſuv nicht thätig geſehen, der kann auf der Ueberfahrt nach Meſſina ſicher darauf rechnen, eine vulkaniſche Erſcheinung wahrzunehmen.

Der *Stromboli*, eine der Liparen, iſt nämlich beſtändig thätig; fortwährend fließt ein Lavaſtrom herab, von dem man bei den Wendungen des Schiffes verſchiedene Anſichten hat, und bald höher, bald ſchwächer flammt das Feuer in ſeinem Schlote auf. Beſonders ſchön iſt es, wenn eine Wolke darüber ſteht, welche dann für einen Augenblick erleuchtet iſt. Wie es Quellen von Waſſer und Gas vulkaniſchen Urſprungs gibt, ſo iſt der Stromboli als eine *Lavaquelle* zu be-

trachten. — Der Aetna hat die dreifache Höhe des Veſuvs, am Fuß einen Umfang von vierzig Meilen; ſein Anſehen iſt das eines Gebirgs, ſo viele Zacken zeigt er, Seitenkrater, die er durch ſeine Thätigkeit gebildet. Man zählt deren ſiebenzig, und ⅔ ſeiner Ausbrüche kommen aus dieſen Kratern, nur ⅓ aus der Spitze. Der Aetna ſcheint überhaupt der letzte der hohen Vulkane zu ſein, der Zentralausbrüche macht; ſchon der tauſend Fuß höhere Pik von Teneriffa hat nur Seiteneruptionen. Den ſchneeweißen Gipfel des Aetna ſieht man auf der Straße von Palermo nach Catania, drei Tagereiſen von ihm entfernt, über alle Gebirge hinausragen.

Kommt man in die Ebene von Catania, ſo zeigt die furchtbare Kraft des Vulkans immer mehr ihre Spuren. Ganze Thäler ſind mit vulkaniſchem Sand erfüllt, Lavaſtröme von der Breite einer Viertelſtunde durchkreuzen mit ihren mannshohen ſchwarzen Schollen, auf denen ungeheure Kaktus und Aloe wachſen, die Landſtraße und ziehen ſich nach einem Dorfe hin, das ſie zerſtört. In Catania ſelbſt ſieht man die Spuren jenes Ausbruches von 1688 noch überall. Statt der Häuſer bildet zuweilen eine graue, mit ſparſamem Pflanzenwuchs bekleidete ſenkrechte Lavawand die Seite der Straße; das früher im Meer ſtehende Hafenkaſtell iſt dadurch mit dem Lande verbunden und die Geſtalt des Hafens ſelbſt durch einen neuen, von Lava gebildeten Molo verändert worden. Das prächtige, reiche Benediktinerkloſter rühmt ſich, damals durch ein Wunder erhalten zu ſein, indem der Lavaſtrom dicht vor ſeinen Mauern zu fließen aufhörte. Es erklärt ſich dies leicht durch die Waſſerdämpfe, welche aus der glühenden Lava ausbrechen und deren Spannung, wenn ihnen nur eine Spalte zum Entweichen bleibt, ſo zunimmt, daß der Strom dadurch zurückgehalten wird, beſonders wenn abſpringende Schlackenſtückchen allmälig oben eine Decke bilden, wodurch der Austritt des Gaſes noch mehr gehemmt wird. Dieſelbe Erſcheinung fand ſich auch an einem ganz unheiligen Gebäude, an dem Hafenkaſtell. Ich will bei dieſer Gelegenheit eine kleine Berichtigung in Bezug auf die ſehr bedeutende Eruption des Aetna von 1843 einſchalten. Man erinnert ſich noch, daß dabei eine große Menge Menſchen umkam. Die Urſache davon war nach Bei-

Digitized by Google

tungsnachrichten ganz unbegreiflich; es ſollte nämlich Lava in einen Teich gefloſſen und dadurch umhergeſchleudert worden ſein. Wirklich hat ſich, einem Briefe eines Augenzeugen, des frühern ſächſiſchen Miniſters v. Lindenau zufolge, die Sache ganz anders zugetragen. Der breite Lavaſtrom floß nämlich über eine bedeckte Ziſterne, drückte durch ſeine Wucht das Gewölbe ein und nun wurde das Waſſer in Dämpfe verwandelt, und explodirte, da es nicht anders entweichen konnte, indem es mit der Kraft eines ſpringenden Dampfkeſſels die glühende Lava weit umherſchleuderte.

Um uns die Entſtehung der Vulkane zu erklären, müſſen wir die Fälle betrachten, wo ſolche ſich unter unſern Augen ſelbſt gebildet haben. Es ſind dies entweder neue Berge des Meeres, die wir Inſeln nennen, oder neue Berge auf dem Feſtlande. Die erſtere Erſcheinung iſt ſchon dreimal in dem azoriſchen Meere, ſehr häufig im Archipelagus, wie alte Sagen, Namen und die Form vieler Inſeln beweiſen, beobachtet worden, einigemal auch in den ſizilianiſchen Gewäſſern, wohin auch der neueſte Fall dieſer Art gehört, der aber ganz unerwartet an der ſüdlichen Seite von Sizilien ſich ereignete, während Aetna, Volcano und Stromboli nördlich liegen. Zwiſchen Sciacca und der Inſel Pantelaria erhob ſich nämlich acht Meilen von der Küſte unter Gas- und Dampfausſtoßung im Juli 1831 ein Kegel, der aus einer Meerestiefe von 600 Fuß allmälig über das Waſſer hervortrat, eine Feuerſäule von 2000 Fuß emporſandte und ſich durch ſeine Auswürflinge allmälig bis 200 Fuß erhöhte. Den 12. Auguſt 1831 hörten die Ausbrüche auf; kurz darauf wurde die Inſel von England wegen Malta's, von Neapel wegen Siziliens Nähe in Anſpruch genommen, aber ein gutes Geſchick verhinderte, wie ſpäter bei der Schwefelfrage, damals den Krieg zwiſchen beiden Mächten dadurch, daß die Wellen ſchon im Dezember 1831 die locker zuſammengeſchüttete Inſel weggeſpült und aus der Reihe der geographiſchen Weſen geſtrichen hatten. — Das für uns zugänglichſte Beiſpiel auf dem Feſtlande iſt der im Jahre 1538 entſtandene Monte Nuovo am Golf von Bajä. Nach zweijährigen Erderſchütterungen, wobei der Veſuv nicht ausbrechen konnte, ſuchten ſich die ausdehnenden Kräfte des Erdinnern einen andern Ausweg. Nahe

am Meeresufer, dicht am Averner See, brach am 28. September die Erde auf. Man ſah feurige Erſcheinungen und vielfache Zerreißungen des Bodens, aus welchen Waſſer hervorſprudelte.

Am folgenden Abend begann eine Eruption und während derſelben erhob ſich in zwei Tagen die Erde blaſenförmig zu einer Höhe von 427 Fuß über dem Meeresſpiegel. Der Umfang des Berges am Fuß beträgt jetzt 8000 Fuß, der ſeines Kraters, deſſen Grund 50 Fuß über dem Meere liegt, 1500 Fuß. Zu Spallanzani's Zeit hatte der Boden des Kraters noch eine erhöhte Temperatur, die jetzt verſchwunden iſt. Ich beſtieg dieſen Berg im März 1844. Er iſt ſehr ſteil, voll Steine und Geſtrüpp; der ſchwierige Weg belohnt ſich aber durch eine Ausſicht, welche ſelbſt am Golf von Neapel zu den ausgezeichnetſten gehört. Der Krater, wild und zerriſſen, fällt furchtbar jäh ab; aus ſeinen Ritzen ſteigen Dämpfe auf, die ſich vermehren, wenn man brennenden Zunder davor hält.

Ein viel großartigeres Seitenſtück bieten wieder die Tropengegenden dar. Es iſt dies die von Humboldt beſchriebene Entſtehung des Torullo, der ſich 1759 auf einer Hochebene vor Meriko in der Art bildete, daß ſich 3—4 Quadratmeilen Landes zu einer Erdblaſe von 500 Fuß erhoben, zuſammenſtürzten und nebſt ſechs kleinen Bergen den Kegel des Torullo aus ſich hervorbildeten, der ſich 3700 Fuß über das Meer, 1600 Fuß über die Hochebene erhebt.

Gehen wir nun zu den vulkaniſchen Ausbrüchen über, ſo bezeichnet man damit im gemeinen Leben die ungewöhnliche Thätigkeit der Feuerberge, und ſagt in dieſem Sinn: der Veſuv hat ſeit hiſtoriſchen Zeiten dreiundfünfzig, der Aetna neunundfünfzig Ausbrüche gehabt. Eine ſcharfe, wiſſenſchaftliche Trennung iſt aber zwiſchen den Erſcheinungen der ſchlummernden und der aufgeregten vulkaniſchen Thätigkeit nicht möglich, vielmehr beſteht eine ununterbrochene Kette von Erſcheinungen von der heißen Quelle bis zum Lavaſtrom. Die gewöhnliche Aeußerung des ſchlummernden vulkaniſchen Lebens ſind die Fumarolen, der aufſteigende Waſſerdampf, welcher, aus vielen Spalten quellend, zu einer Dampfwolke ſich vereinigt. Eine eigenthümliche Erſcheinung zeigt in dieſer Beziehung der Pik von Tene-

riſſa, der an ſeinem Gipfel Höhlen hat, aus denen die Dämpfe, wegen der niedern Temperatur derſelben, tropfbar-flüſſig herauskommen, daher dieſe Kanäle den bezeichnenden Namen der Naſenlöcher des Piks führen. Dieſe Abkühlung hat Breislak, der frühere Direktor der oben erwähnten Fabrik in der Solfatara bei Neapel, auf künſtlichem Wege nachgeahmt. Er ließ die Waſſerdämpfe in einen 50 Fuß hohen Thurm aufſteigen und oben durch zahlreiche Metallröhren ſtreichen. Auf dieſe Weiſe gewann er das für die Arbeiter und den Betrieb der Fabrik nöthige Waſſer. Auf ähnliche Weiſe wird in der Eifel die aus einem Erdſpalte ausſtrömende Kohlenſäure bei einer Bleiweißfabrik benutzt. Solche Ströme von Kohlenſäure heißen Moſetten. Außer der Kohlenſäure werden mit den Waſſerdämpfen noch andere ſaure Gaſe ausgeſtoßen. So war bei der Bildung jener beſtrittenen Inſel, ſüdlich von Sizilien, die Ausſtrömung von Schwefelwaſſerſtoffgas ſo ſtark, daß in dem acht Meilen entfernten Sciacca das Silber ſchwarz wurde. Dieſe Schwefelaushauchungen bilden bei großer Hitze und bei Berührung mit der Luft mancherlei Verbindungen, wie Schwefelmetalle, Gips, Alaun, welche alle Schattirungen von Gelb und Roth durchlaufen, ſo daß ein ſolcher mit Dämpfen, mit Schwefelkruſten und Salzen erfüllter und bunt bekleideter, zum Theil durch Chlordämpfe gebleichter Krater einen eigenthümlichen Eindruck macht. — Solche beſtändig thätige Schwefelwerkſtätten in den Kratern ſchlummernder Vulkane nennt man Solfataren, nach der älteſten bekannten bei Neapel. Nach Humboldt gibt es in Hochaſien deren von fünfzehn Stunden im Umfang, — eine Größe, welche die Einbildungskraft nicht zu faſſen vermag. Auch Salzſäure wird ausgehaucht, und dadurch in manchen Vulkanen Salmiak in ſolcher Menge gebildet, daß eine ganze chineſiſche Provinz in dieſem Salz dem Kaiſer ihren Tribut bezahlt. Auf dieſelbe Weiſe kommt Kochſalz zu Stande, und der Veſuv hat davon im Jahre 1822 eine Maſſe von mehreren Zentnern auf einmal ausgeworfen. Auch Metalloxyde, am häufigſten Eiſen, kommen vor.

Um die Reihenfolge der Erſcheinungen bei vulkaniſchen Paroxysmen aufzufaſſen, wollen wir den intereſſanteſten aller Ausbrüche,

den des Veſuvs vom Jahre 79 benutzen. Strabo, der kurz vorher lebte, beſchreibt den Veſuv folgendermaßen: „Ueber Herkulanum erhebt ſich der Veſuv, ein Berg, welcher von fruchtbaren Ländereien umgeben iſt, mit Ausnahme ſeines Gipfels, welcher unfruchtbar und von aſchgrauer Farbe iſt. Er hat viele Höhlungen, iſt voll von Riſſen und von Steinen, welche dunkel gefärbt ſind, wie es durch die Wirkung des Feuers zu geſchehen pflegt.“ Im Jahre 63 verheerte ein Erdbeben, heftiger, als alle vorhergegangenen, Campanien; Pompeji und Herkulanum, auch Neapel und Nocera litten bedeutend. Es war gleichſam, als habe die Kraft, welche im Innern des Berges aufwallte, erſt eine Schranke durchbrechen müſſen, ehe ſie durch das Zerſprengen der hemmenden Maſſen ihre Freiheit erreichte. Pompeji und Herkulanum wurden wieder aufgebaut, aber die einmal thätig gewordene Maſſe verfolgte unaufhörlich drängend den im Innern der Erdkruſte aufgebrochenen Weg. Wenige Tage vor dem Ausbruch begannen die Schwankungen des Bodens, und in der Nacht auf den 24. Auguſt 79 erfolgte ein heftiger Stoß, während gleichzeitig das Meer von der Küſte zurücktrat. Die Rauchſäule verſtärkte ſich, und nun erfolgte unter fortwährendem Donner das ſtoßweiſe Auswerfen feſter Stoffe. Glühende Steinklumpen von verſchiedener Größe wurden mit praſſelndem Geräuſch in die Höhe geſchleudert und ſenkrecht austretend zertheilte ſich die Rauchſäule garbenförmig in der Luft, wie Raketenbüſchel, ſo daß das Ganze das Ausſehen einer Pinie bekam, wie Plinius ſich ausdrückte. Der Wiederſchein der glühenden Lava warf ſein Licht in die Dampfwolke und gab ihr zur Nachtzeit das Ausſehen einer Gewitterwolke im Abendroth; Blitze fuhren von ihr in den Krater nieder und von dieſem aufwärts, — eine Erſcheinung, die man aus der entgegengeſetzten Elektrizität beider erklärt hat. Durch ſolche Blitze wurden in Island einmal eilf Pferde und zwei Menſchen erſchlagen. Bei weitem der größte Theil der Auswürflinge beſteht aus Schlacken oder aus losgeriſſenen, oft zentnerſchweren Theilen der flüſſigen Lava, welche fortgeſchleudert werden und in der Luft eine unten runde, oben langgezogene Geſtalt annehmen, daher ſie, je nach der Größe, vulkaniſche Thränen oder Bomben genannt werden. Beim Niederfallen ſind ſie

Digitized by Google

noch weich und man kann Münzen und dergleichen darin abdrücken. L. v. Buch machte ſich mit einer eiſernen Form Beſuchskarten aus der Lava des Veſuv. Aus der Wurfzeit ſolcher Bomben kann man auf die Höhe ſchließen, zu der ſie emporgeſchleudert werden; man berechnete ſie beim Aetna auf 6600 Fuß. Durch eine bedeutende Gasentwickelung wird die flüſſige Lava plötzlich unendlich fein zertheilt und bildet dann die vulkaniſche Aſche, welche verderblicher iſt, als Lava, wie das Beiſpiel Pompeji's beweiſt. Bei Feuchtigkeit wird ſie beſonders ſchädlich, weil ſie dann die Blätter aller Pflanzen mit einer undurchdringlichen Hülle bedeckt, ſo daß ganze Pflanzungen abſterben. Auf der andern Seite macht ſie den Boden fruchtbarer durch ihren geringen Gehalt an Säure. Die Dauer des Aſchenregens betrug ſchon bis zwölf Tage; vom Veſuv wurde ſie fünfzig Stunden weit bis Calabrien, vom Aetna bis Malta geſchleudert. Amalfi liegt in gerader Linie 3½ Meilen vom Veſuv. Dort wollte es am 22. Oktober 1822 nicht Tag werden, man mußte mit Laternen herumgehen, und die Bewohner, denen der 4000 Fuß hohe Berg S. Angelo den Veſuv verbirgt, erkannten aus dem endlich herabkommenden Aſchenregen den Ausbruch deſſelben. Der Lavaſtrom kommt ganz einfach durch Ueberfließen der geſchmolzenen Maſſe über den Kraterrand zu Stande. Die Lava wird, wie man beobachtete, von den Dämpfen getragen und, je mehr deren Spannung ſteigt, höher gehoben. Man ſieht aber dabei einen Rhythmus, indem ein Theil der Dämpfe durch Spalten als Rauch durchbricht, worauf die Lava etwas ſinkt, ſogleich aber wieder höher als früher gehoben wird. Die Schnelligkeit des Fluſſes wechſelt nach der Beſchaffenheit des Bodens und der Breite des Stroms; die beiden äußerſten Punkte ſind das Fließen der Lava des Veſuvs ins Meer in drei Stunden und der Erguß der Aetna-Lava eine halbe Meile abwärts in zehn Jahren. Fließt Lava über ebenen, nicht zu ſteilen Boden, ſo bildet ſich, da ſie auf allen Seiten kältere Körper berührt, eine feſte Röhre aus, in der die flüſſige Maſſe ſich fortwälzt, welche zuweilen den Panzer ſprengt und daraus hervorziſcht. Dieſer Umſtand dient zur Rettung nicht nur einzelner Beobachter, welche von einem Lavaſtrom, der ſich getheilt hatte, und unter ihnen ſich wieder vereinigte, einge-

ſchloſſen waren, ſondern 1794 eilten mehrere Tauſende der entflohenen Bewohner von Torre del Greco zwei Stunden nach dem Ausbruch über den noch fließenden Strom nach ihren Wohnungen, um zu retten, was das Feuer verſchont hatte. Auf der andern Seite hindert dieſe Decke die leichte Beweglichkeit der glühenden Maſſe und läßt ſie auf einer verderblichen Richtung beharren, bis ſie das Hinderniß überwunden hat. So erreichte 1669 die aus dem Monte rosso des Aetna ausfließende Lava nach mehreren Tagen die 3½ Meilen entfernten feſten, 50 Fuß hohen Mauern von Catania. Sie bäumte ſich langſam an ihnen auf und drohte ſie zu überſteigen, als man zu einem verzweifelten Mittel griff. Vierzig Männer, in naſſe Felle gekleidet, brachen mit Hacken und Hämmern die Seite der Schlackenkruſte auf und ſuchten die glühende Maſſe längs der Mauer nach dem Meere hinzuleiten. Einige Zeit gelang es, endlich aber überſtieg der Lavaſtrom dennoch die Mauer und brach in die unglückliche Stadt ein, die er faſt in ihrer ganzen Breite durchfloß und zerſtörte. Ueber die Hitze der flüſſigen Lava laſſen ſich unmittelbare Verſuche natürlich nicht anſtellen. Spallanzani hat in einen ſchon ¾ Stunden gefloſſenen, alſo bedeutend erkalteten Lavaſtrom Schlackenſtücke geworfen, welche augenblicklich ſchmolzen. Aehnliche Schlackenſtückchen konnte er nur im Reverberirofen in Fluß bringen. Man muß alſo annehmen, daß die Wärme der Lava den Schmelzpunkt des Eiſens, 6060 °R., überhaupt alle künſtliche Hitze, weit übertrifft. Die Lava des Veſuvs von 1766 rauchte noch nach fünf Jahren; dieſe Erſcheinung wird aber wieder in den Tropengegenden weit übertroffen, indem die Lava des Xorullo von 1759 nach fünfundſechzig Jahren noch dampfte. — Von den Erſcheinungen, welche das **Eintreten eines Lavaſtromes in's Meer** hervorbringt, gibt es frühere pomphafte Beſchreibungen von weithin ſiedendem Meere, todten Fiſchen u. ſ. w., welches alles aber nach neueren, zuverläſſigen Beobachtungen aus keiner Anſchauung geſchöpft, ſondern am Schreibtiſch ausgemalt ſcheint. Allerdings wird das Waſſer für den Augenblick heftig erhitzt und ziſcht, aber ſogleich bildet ſich eine kalte Kruſte, welche die flüſſige Maſſe langſam vor ſich herdrängt, ſo daß die beiden feindlichen Elemente gar in keine langdauernde und aus-

gedehnte unmittelbare Berührung mit einander kommen. Iſt die Lava erkaltet, ſo erſcheint ſie als eine harte, klingende Maſſe. Auf der Oberfläche zeigen ſie große unregelmäßige Blaſen, tiefer hinein dagegen werden dieſe immer kleiner und ſeltener, bis ſie endlich im Innern ganz fehlen. Man muß daher einen großen Theil der Lava abſchleifen, um die glatten, dichten Tiſchplatten, Briefbeſchwerer, Armbänder, Spangen u. ſ. w. verfertigen zu können. In der Regel haben die Luftblaſen der Lava, wie alle durch eine dichte Maſſe aufſteigenden, eine birnförmige Geſtalt, mit der Spitze nach unten, ſie werden aber durch das Fließen in ihrer Form verändert und durch eine genaue Betrachtung dieſer Geſetze iſt man dahin gekommen, aus den Luftblaſen Jahrtauſende alter Laven zu beſtimmen, aus welcher Richtung ſie gekommen und über welchen Boden ſie gefloſſen. —

Auf den mineralogiſchen Karakter der Laven kann ich hier nicht eingehen; ich bemerke nur, daß ſie unzählige Verſchiedenheiten an chemiſcher Zuſammenſetzung (ausnahmsweiſe enthielt die Aſche des Veſuvs vom Jahre 1828 auch Gold), Feſtigkeit und Farbe darbieten. Die Farbe geht vom Schneeweißen durch alle Spielarten von Gelb, Grau und Braun zum tiefſten Schwarz. Man bringt die Laven nach dem Ausſehen ganz im Allgemeinen unter zwei Klaſſen und bezeichnet dieſe als Stein- und Glaslaven. Von der erſten iſt der Baſalt der bekannteſte, von der zweiten der Bimsſtein, ein ſehr poröſes Glas. Das Wort Lava ſelbſt iſt in der weichlichen neapolitaniſchen Mundart aus l'acqua, das Waſſer, entſtanden.

Meiſterwerke deutſcher Dichtkunſt.

Friedrich von Schiller's Lied von der Glocke.

Von Gottfried von Leinburg.

> Wiederholen zwar kann der Verſtand, was da ſchon geweſen;
> Was die Natur gebaut, bauet er, wählend, ihr nach.
> Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere.
> Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur!
>
> Fr. v. Schiller.

Unter den lyriſchen Gedichten Schiller's hat das Lied von der Glocke die größte Berühmtheit erlangt; — es fand ſchon bei ſeinem Erſcheinen allgemein beifällige Aufnahme, und iſt nunmehr unter den lyriſch-didaktiſchen Dichtungen Deutſchlands wohl die bekannteſte und beliebteſte. — Jeder findet rührende Töne darin, denn ſie iſt das Lied des Lebens, und das allgemeine Schickſal der Menſchen geht innig an's Herz. Und ſie wird forthallen, die Glocke, ewig in Allen, an deren geiſtiges Ohr ihr voller Ton ſchlug! —

„Lange,“ ſo erzählt uns ſeine Schwägerin, die Frau Caroline von Wolzogen, „hatte Schiller dieſes Gedicht in ſich herumgetragen und mit uns oft davon geſprochen, als einer Dichtung, von welcher er große Wirkung erwarte.

„Schon bei ſeinem Aufenthalte in Rudolſtadt [1]) ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt ſpazieren, um von dieſem Geſchäfte eine Anſchauung zu gewinnen.“

[1]) Im Jahre 1786.

Und wie der große Todte überhaupt gern alte Stoffe wieder hervorſuchte, ſo ging er auch im Jahre 1797 an die Ausführung jenes Gedankens; er ſchrieb damals, am 7. Juli, an ſeinen Geiſtesfreund Göthe: „Ich bin jetzt an mein Glockengießerlied gegangen, und ſtudire ſeit geſtern in Krünitzens Enzyklopädie, wo ich ſehr viel profitire. Dieſes Gedicht liegt mir ſehr am Herzen, es wird mir aber mehre Wochen koſten, weil ich ſo vielerlei verſchiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Maſſe zu verarbeiten iſt.“ — Aber Stimmung und Zeit wollten ſich nicht finden, und am 30. Auguſt klagt er, daß die Glocke noch lange nicht gegoſſen ſei. Doch tröſtet er ſich wieder, indem er ſagt: „Indem ich dieſen Gegenſtand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe iſt, erſt ſeine wahre Reife erhalten.“ — Göthe aber antwortete ihm ſehr artig, die Glocke müſſe nur um ſo beſſer klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ſei. —

Wir ſehen hieraus Schiller's Art zu dichten; die Poeſie war ihm kein Spiel. Erſt nach ſorgfältigem Sammeln und mühevollem Ringen mit dem Stoffe löſte er ſeinen Liedern die Fittige. Er war zu ſehr Dichter, um nicht tiefer in die Welt der Empfindung hinabzuſteigen, zu ſehr denkender Philoſoph, um ſich dem Eindrucke des Augenblicks hinzugeben. Was überhaupt jedem Beobachter an Schiller am meiſten, als karakteriſtiſch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höhern und prägnanteren Sinne, als vielleicht je bei einem Anderen, der Gedanke das Element ſeines Lebens war. Jedes ſeiner Gedichte wurde in der Ehe ſeiner ſittlichen Natur und ſeines Kopfes empfangen und durch den Genius nur geboren und gebildet, weswegen auch jedes von der Mutter das tief Empfundene und Gemüthliche, vom Vater das ſtreng Gedachte und hoch Verſtändige hat.

„Wenn die Romantik Mondſchein wäre,“ ſagte Jean Paul, „ſowie die Philoſphie Sonnenlicht, ſo wirft Schiller über die beiden Enden des Lebens und Todes, in die beiden Ewigkeiten, in die Welt vor uns und die Welt hinter uns, kurz über die unbeweglichen Pole der bewegten Welt ſeinen dichteriſchen Schein, indeß er über der

Digitized by Google

Mitte der Welt mit dem Tageslichte der Reflexionspoeſie ſteht, wie die Sonne, nur an beiden Polen wechſelnd, nicht untergeht und den ganzen Tag wie der Mond ſchimmert." — Das Lied von der Glocke enthält nun die wundervollſte Beglaubigung vollendeten Dichtergenie's. — Keine Sprache weiſt uns ein Gedicht auf, das in einem ſo kleinen Umfange einen ſo weiten poetiſchen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefſten menſchlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyriſche Weiſe das Leben mit ſeinen wichtigſten Ereigniſſen und Epochen, wie ein durch natürliche Gränzen umſchloſſenes Epos, zeigt. — Erſt im Jahre 1799 verwirklichte Schiller ſeine Lieblingsidee. Er reiſte nochmals nach Rudolſtadt und friſchte die lebendige Anſchauung des Werkes in ſeiner Seele wieder auf.

Aus der im Briefe an Göthe erwähnten Enzyklopädie nahm Schiller die Inſchrift:

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

„Ich rufe den Lebenden, töne den Todten Trauerklänge nach und halte die Blitze ab."

Die letzten Worte gehen auf einen frommen Glauben unſrer Väter. Man findet dieſelbe Inſchrift auf der großen Glocke des Münſters zu Schaffhauſen.

Wir müſſen nun vor Allem des Meiſters Arbeitsſprüche, die ſich auf die Verrichtungen des Glockengießens beziehen, von den Betrachtungen unterſcheiden, welche derſelbe an die Verrichtungen knüpft:

Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Friſch, Geſellen! ſeid zur Hand.
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meiſter loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Soll eine Glocke gegoſſen werden, ſo wird eine tiefe Grube gegraben, die Dammgrube genannt, in der man die Form aufrichtet. Sie beſteht aus dem Kerne oder der innern, und dem Mantel oder der äußern Form, zwiſchen welchen ein hohler Raum gelaſſen iſt, in den das Metall fließen muß, um zur Glocke zu werden. Das ſagt uns, in kerniger, kräftiger Sprache, der erſte Arbeitsſpruch. Gar ſchön drücken die männlich gereimten Verſe, wie „von der Stirne heiß Rinnen muß der Schweiß,“ u. ſ. die Beſtimmtheit des Befehles oder des abgerundeten Gedankens aus.

Hieran ſchließt ſich die folgende Betrachtung, welche den Zweck hat, die vielfachen Reflexionen, die dem Meiſter in den Mund gelegt ſind, einzuleiten und zu rechtfertigen:

Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort;
Wenn gute Reden ſie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die ſchwache Kraft entſpringt.
Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.

Der Ausdruck iſt an dieſer Stelle von einer gewiſſen alterthümlichen Einfachheit und Naivität. Wenn der Meiſter ſpäter, von ſeinem Gegenſtande fortgeriſſen, ſich zum höchſten poetiſchen Schwunge erhebt, ſo iſt daran nichts zu tadeln; — es heißt den Grundſatz der Natürlichkeit zu weit treiben und ausdehnen, wenn man, wie Leſſing es that, auch in ſolchen Fällen noch eine ſchlichte, der Bildungsſtufe des Darſtellenden angemeſſene Ausdrucksweiſe verlangt. In der Poeſie iſt Alles, und folglich auch die Sprache, idealiſch; nur der dramatiſche Dichter darf und kann ſich von dieſem Geſetze der Schönheit nicht im-

mer binden laſſen; er ſtrebe immerhin in's Offne, aber — er meide die Klippen! —

Nehmet Holz vom Fichtenſtamme,
Doch recht trocken laßt es ſein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe!

Um dieſen zweiten Befehl an die Geſellen verſtehen zu können, muß man wiſſen, daß neben der Grube, in welcher die Form ſteht, ſich der Gießofen befindet, welcher die Geſtalt eines Backofens hat und das zu ſchmelzende Metall enthält. Hinter dieſem Ofen iſt der ſogenannte Schornſtein, in welchem das Feuer brennt. Man verſchließt die Oeffnung dieſes Schornſteins, ſo daß die Flamme, welche keinen Ausgang nach außen hat, durch ein Loch, welches der Schwalch heißt, in den Ofen hineinſchlagen muß:

„Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein.“

So ſchmilzt in dem Ofen die Glockenſpeiſe, welche hier nur aus Kupfer und Zinn beſteht. Weil nun das Zinn in kurzer Zeit flüſſig wird, ſo wirft man es erſt in den Ofen, wenn das Kupfer bereits geſchmolzen iſt. — Damit dieſe Glockenſpeiſe nun „in der rechten Weiſe fließe,“ iſt es nöthig, das rechte Verhältniß in der Miſchung der Metalle zu treffen. Nachdem der Meiſter dieſes zu thun befohlen hat, ſetzt er die erſte Betrachtung alſo fort:

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenſtube
Da wird es von uns zeugen laut.

Noch dauern wird's in ſpäten Tagen,
Und rühren vieler Menſchen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und ſtimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das wechſelnde Verhängniß bringt,
Das ſchlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Es iſt dieſe Betrachtung, gleich der erſten, noch von allgemeinerer Art. — Die Beſtimmung der Glocke wird vorläufig überhaupt angegeben, wiewohl in epiſchen Gedichten gleich im Beginne ein Theil des Inhaltes in allgemeinen Umriſſen angedeutet wird.

Die Einleitung hat alſo zwei Theile: ſie gibt das Motiv der folgenden Betrachtungen an und nennt die Beſtimmung der Glocke im Allgemeinen. Sie ſpricht den Gedanken aus, daß es ſich für den Menſchen zieme, bei jeder Handlung und Arbeit immer deren Bedeutung und Zweck vor Augen zu haben, und wendet denſelben auf die Glocke an, welche den Wechſel des Lebens mit ihren Tönen begleite. Es gibt keinen ſolchen Wechſel, worin nicht der göttliche Wille erkennbar wäre. So knüpft die Glocke die ſinnliche Welt an die überſinnliche an. —

Der Meiſter richtet den dritten Spruch an die Arbeiter:

Weiße Blaſen ſeh' ich ſpringen;
Wohl! die Maſſen ſind im Fluß.
Laßt's mit Aſchenſalz durchdringen,
Das befördert ſchnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Miſchung ſein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme ſchalle.

Sobald nämlich das Metall durchgängig im Fluſſe iſt, zeigt es einen weißen Schaum, und nun wird eine beſtimmte Quantität Aſchenſalz (Potaſche) — es wird bekanntlich durch das Auslaugen der Pflanzenaſche gewonnen — hinzugeworfen, denn:

„Das befördert ſchnell den Guß.“

Auch muß die Miſchung während des Schmelzens wenigſtens zweimal abgeſchäumt werden,

„Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme ſchalle.“

Die letzten Worte bilden den Uebergang zu dieſer Betrachtung:

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenſchooße
Die ſchwarzen und die heitern Looſe;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen gold'nen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeſchwind.
Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe;
Er ſtürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderſtabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſteh'n.
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus ſeinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und iſt von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönſte ſucht er auf den Fluren,
Womit er ſeine Liebe ſchmückt.
O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit!

Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit!
O daß ſie ewig grünen bliebe
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe! —

Die im Fluge geſchilderte Kindheit und die ſeelenvoll ausgemalte Jugendliebe verzweigen ſich in uns längſt bekannte Vorſtellungen. Es begegnen uns in dieſer einzig ſchönen Schilderung Gedanken, die wir bei Schiller öfter antreffen. Ich erinnere bei den Verſen:

„Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen —“

nur an das herrliche Epigramm: Der ſpielende Knabe [1]). — So trennt ſich in dem Gedicht: Die Geſchlechter [2]), „von der holden Scham die feurige Kraft;“ der Jüngling ſtürmt, wie hier, in's Leben hinaus und wird durch die Liebe wieder zurückgeführt. Nur die Bilder ſind verſchieden, und die tiefe Empfindung geht in der Glocke zur Wehmuth über. Wer denkt nicht bei den Worten:

„Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſteh'n“

[1]) „Spiele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf der glücklichen Inſel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht;“ u. ſ. w.
[2]) „Sieh' in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, ſie deckt beide die Knoſpe noch zu.
Leiſe löſt ſich das Band, es entzweien ſich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet ſich feurig die Kraft; ff.
Reizende Fülle ſchwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht ſtreng, wie der Gürtel, den Reiz. ff.
Trotzig ſchauet und kühn aus finſteren Wimpern der Jüngling;
— — — — — — — — — auf die ſtäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brauſende Muth. ff.
Siehe, da finden ſie ſich, es führet ſie Amor zuſammen, ff.
Göttliche Liebe, du biſt's, die der Menſchheit Blumen vereinigt.“

an Max Piccolomini, wie er liebeſtolz und ſelig zum erſten Male des Friedens Segen preiſt:

„O ſchöner Tag, wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen ſich entfalten, ff.
Da ſchüttelt, froh des noch erlebten Tag's,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in ſein Eigenthum, ff.
Und ſchamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einſt an der Amme Bruſt verließ." ff. [1])

Man könnte es auffallend finden, daß Schiller über die Kindheit ſo hinwegeilt, während er hier die Zeit der erſten Liebe ſo ausführlich darſtellt. Dabei iſt indeß zu bedenken, daß es augenſcheinlich ſein Plan war, die erſte Hälfte des Gedichtes der Darſtellung des Familienbundes zu widmen, daher zuerſt die Liebe, als Stifterin dieſes Bundes, hervorgehoben werden mußte.

Nach dieſen Gedanken wendet ſich der Meiſter wieder an ſein Geſchäft:

Wie ſich ſchon die Pfeifen bräunen!
Dieſes Stäbchen tauch' ich ein;
Seh'n wir's überglaſ't erſcheinen,
Wird's zum Guſſe zeitig ſein.
Jetzt, Geſellen, friſch!
Prüft mir das Gemiſch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn aus zwei Zeichen entnimmt er, daß die Miſchung „zum Guſſe zeitig ſei," was gewöhnlich der Fall iſt, wenn die Metalle zwölf Stunden im Ofen gelegen haben. Er ſieht, daß die ſechs am Schornſtein ſich befindenden Zuglöcher oder Windpfeifen, die man öffnen und verſchließen kann, gelb werden; — er ſieht, „wie ſich die Pfeifen

---

[1]) „Die Piccolomini," 1. Aufzug, 4. Auftr.

bräunen" — taucht einen Stab in's Metall, und findet ihn bei'm Herausziehen wie mit einer feinen Glaſur überzogen, — ſieht ihn „überglaſ't" erſcheinen. — Er fordert daher die Geſellen auf, das Gemiſch zu prüfen; die Prüfung beſteht aber darin, daß man etwas von der Maſſe in einen ausgehöhlten, warmen Stein ſchöpft und es nach dem Erkalten zerbricht. —

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,

fährt der Meiſter fort,

Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
Ach! des Lebens ſchönſte Feier
Endigt auch des Lebens Mai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei.
Die Leidenſchaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben,
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Da ſtrömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Habe;
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden,
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohen Blick
Von des Hauſes weitſchauendem Giebel
Ueberzählet ſein blühend Glück,
Siehet der Pfoſten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen;
Rühmt ſich mit ſtolzem Mund:
Feſt, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauſes Pracht!
Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ſich'rer Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.

Und wie dieſes Gemälde der Ehe und des häuslichen Glückes aus der frühern Schilderung der „ſchönen Liebezeit“ natürlich hervorgeht, ſo bereitet ſich durch des Hausvaters bethörte Sicherheit und durch die Worte:

„Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ſich'rer Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell“

das Folgende vor. —

Auch hier finden ſich Anklänge aus anderen Dichtungen Schiller's. „Ach, allzuſchnell, nach kurzem Lenze, entfloh die ſchöne Liebezeit!“ ruft er in den Idealen aus. Das Weib hat der Liebling der Frauen durch manches Wort geiſtiger, gefühlvoller Huldigung verherrlicht. Tief durchdrungen von dem Werthe reiner Weiblichkeit, rief er Amanda'n zu:

„Ueberall weichet das Weib dem Manne; nur in dem Höchſten
Weichet dem weiblichſten Weib immer der männlichſte Mann.“ ff.[1])

Nie iſt das weibliche Geſchlecht zarter und würdiger beſungen worden, als in der „Würde der Frauen“ [2]) und der „Macht des Weibes“ [3]). —

Den Seelenſtolz, mit welchem ſich der Glückliche über das Verhängniß erhaben dünkt, hat Schiller mehrmals behandelt. So im „Ring des Polykrates“; ſo in der letzten Scene des erſten Aufzugs von „Wallenſtein's Tod“, wo der Held ſelbſt ſeine Schweſter an des Geſchickes Wandel mahnt:

„Frohlocke nicht,“

ruft er ihr zu,

---

1) „Das weibliche Ideal.“

2) „— mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Scepter der Sitte.“

3) „— durch Anmuth allein herrſchet und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten;
Aber dann haben ſie dich, höchſte der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet nur, weil ſie ſich zeigt.“

„Denn eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte.
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte!“

Später [1]) bittet aber auch ihn ſein Weib, ſein Haupt nicht zu kühn zu erheben:

„O, ſtreben wir nicht allzuhoch
Hinauf, daß wir zu tief nicht fallen mögen!“

Der Meiſter fährt fort:

Wohl! Nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket iſt der Bruch.
Doch, bevor wir's laſſen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Hat alſo der Bruch weder zu große, noch zu kleine Zacken, iſt er „ſchön gezackt,“ ſo kann „der Guß beginnen.“ — Das Zapfenloch wird geöffnet und das Metall ſchießt in eine Rinne, aus welcher es durch die Henkelbogen in die Glockenform geleitet wird. Weil die „feuerbraunen Wogen“ des Metalls durch ihr Uebertreten das Haus, in welchem die Glocke gegoſſen ward, anzünden können, fleht der Meiſter: „Gott bewahr' das Haus!“

Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er ſchafft,
Das dankt er dieſer Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn ſie der Feſſel ſich entrafft,
Einhertritt auf der eig'nen Spur,
Die freie Tochter der Natur.

---

[1]) 3. Aufzug, 4. Auftritt.

Wehe, wenn ſie losgelaſſen,
Wachſend ohne Widerſtand,
Durch die volkbelebten Gaſſen
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente haſſen
Das Gebild der Menſchenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das iſt Sturm!
Roth, wie Blut,
Iſt der Himmel;
Das iſt nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd ſteigt die Feuerſäule;
Durch der Straßen lange Zeile
Wächſt es fort mit Windeseile;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfoſten ſtürzen, Fenſter klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;

Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell iſt die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen

Spritzen Quellen Waſſerwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brauſend ſucht.
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und, als wollte ſie im Wehen
Mit ſich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächſt ſie in des Himmels Höhen
Rieſengroß! —
Hoffnungslos
Weicht der Menſch der Götterſtärke:
Müßig ſieht er ſeine Werke
Und bewundernd untergeh'n.

Das Element bringt, ſich ſelbſt überlaſſen, Unheil und Verderben. Es iſt zwar Bedingung für alles natürliche Daſein und Leben, aber auch zehrende Macht; es iſt offenbar, daß es ſeinen eigenen, wilden, wüſten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat; inſofern nun der Menſch den Beſitz der Erde ergriffen hat und ihn ſich zu erhalten, verpflichtet iſt, muß er ſich zum Widerſtande bereiten und ſich wachſam erhalten; die Elemente ſind als koloſſale Gegner zu betrachten, mit welchen wir ewig zu kämpfen haben und die wir nur durch die höchſte Kraft des Geiſtes, durch Muth und Liſt im einzelnen Falle bewältigen. Die Elemente ſind die Willkür ſelbſt zu nennen. Die Luft, die uns freundlich umhüllen und beleben ſollte, raſt auf einmal als Sturm daher, uns niederzuſchmettern und zu erſticken. — Aus der Wolke ſtrömt Segen auf das Land, aber auch der Blitz zuckt aus der Wolke und zündet; das Feuer ergreift unaufhaltſam, was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen iſt. Dann ſchreckt uns die Glocke auf aus der Ruhe des Lebens, nicht durch harmoniſches Geläute, ſondern durch einförmige, haſtig auf einander folgende Klänge in immer kürzeren Pauſen.

Leergebrannt
Iſt die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben:
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh', ihm fehlt kein theures Haupt.

Die irdne Form iſt endlich gefüllt; aber noch freut ſich der bedächtige Meiſter ſeines Werkes nicht, denn es kann mißlungen ſein:

In die Erd' iſt's aufgenommen,
Glücklich iſt die Form gefüllt;

überlegt er; aber, fährt er zweifelnd fort:

Wird's auch ſchön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunſt vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zerſprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil ſchon getroffen.

Sehr ſinnig knüpft unſer Dichter nun an die Sorge des Meiſters ein wirkliches Unheil, indem er dieſen von ſeinem Gegenſtande wieder zur geiſtigen Betrachtung hinüberſchweifen läßt:

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,

Vertraut der Sämann ſeine Saat,
Und hofft, daß ſie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir, trauernd, in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchönerm Loos [1]).

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgeſang.
Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
Einen Wand'rer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin iſt's, die theure,
Ach! es iſt die treue Mutter,
Die der ſchwarze Fürſt der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die ſie blühend ihm gebar,
Die ſie an der treuen Bruſt
Wachſen ſah mit Mutterluſt —
Ach! des Hauſes zarte Bande
Sind gelöſt auf immerdar;
Denn ſie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauſes Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaiſter Stätte ſchalten
Wird die Fremde, liebeleer.

[1]) Erinnert an Schiller's frühern Lieblingsdichter, den Sänger Gottes, Klopſtock, bei welchem dieſes Bild oft wiederkehrt. Berühmt iſt die Inſchrift auf dem Grabe ſeiner geliebten Meta:

„Saat von Gott geſä't, dem Tage der Garben zu reifen!“

Es iſt dieſer Uebergang in jeder Beziehung bedeutend. Alles hat der Menſch durch der Elemente Wuth verloren, nur die Seinen nicht, — damit ſchloß die vorige Betrachtung. Allein auch dieſe können ihm genommen werden; er verliert das Liebſte. — Daran mahnt den Meiſter das in die Erde gegoſſene Erz, welches in anderer Geſtalt wieder hervorkommen ſoll. Auch der Same wird der Erde anvertraut, um — neu — wieder emporzuſproſſen. Daß gerade die Mutter ſtirbt, iſt bedeutend; denn ihr Leben und Walten iſt vorher in lebendigem Bilde vergegenwärtigt worden.

Und da tönt wieder die Glocke „ſchwer und bang" vom Dome herab. —

Die Glocke begleitet die höhern Bewegungen des Geiſtes; ſie führt uns herein in's Leben, iſt uns in demſelben ſtets zur Seite mit ihren heiligen Tönen und begleitet uns hinüber in unſere Heimath. Sie hat für uns, die wir der höhern Stimme bedürfen, keine geringe Bedeutung. — „Wohl dem!" ruft Staudenmaier ſeinem Jünger zu, „wohl dem, der ihre Stimme, die rufende, warnende, mahnende, tröſtende und verheißende, gehört hat; freudig wird ſie ihm, wenn er von den Feſſeln der Erde ſich befreit, nachklingen in die Wolken; ſanfter und ſanfter wird ſie ihm nachtönen aus immer weiterer Ferne, bis er Himmelslaute vernimmt von den Sternen her, die voller ſtets und voller klingen, bis er zuletzt ſelbſt einſtimmt in der Harmonie ewiger Geſänge."

Hier iſt der wichtigſte Abſchnitt im ganzen Gedichte; der Meiſter läßt ſeine Geſellen ruhen, bis die Glocke ſich verkühlt hat:

Bis die Glocke ſich verkühlet,
Laßt die ſtrenge Arbeit ruh'n.
Wie im Laub der Vogel ſpielet,
Soll ſich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Burſch die Veſper ſchlagen,
Meiſter muß ſich immer plagen.

Es ſcheinen dieſe Worte eben keinen Uebergang zu bilden, allein

ſehr treffend hat der Dichter beide Theile durch die Idee des Feierabends verbunden. Ein ewiges Schaffen und Arbeiten war das Leben des Weibes; nun ruht ſie, und auch — der Glockenguß ruht; dieſelben Töne, welche die Mutter auf ihrem Wege zum Grabe begleiteten, rufen den müden Arbeiter von ſeinem Werke.

— So hat der Dichter durch die Aehnlichkeit der Ideen: Leben und Arbeit, Ruhe im Tode und Feierabend eine Brücke gebaut, und die neue Betrachtung beginnt mit dem Feierabende. Dieſer führt ihn aber auf die Wirkſamkeit des Lebens überhaupt, und wie er bei der Schilderung des häuslichen Lebens beim Kinde anfängt, ſo beginnt er hier bei der früheſten und natürlichſten Lebensweiſe des Menſchen, bei'm Landbau; ſpäter erſcheint, wie dort, die Verbindung der beiden Geſchlechter, die Vereinigung der verſchiedenen Menſchen zu ſtädtiſchem Leben und zu geſetzlicher Ordnung:

Munter fördert ſeine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgeſtirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden ſtiller;
Um des Lichts geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor ſchließt ſich knarrend.

Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Geſetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, ſegenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten,
Und das theuerſte der Bande
Wob, en Trieb zum Vaterlande [1])!

Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in munter'm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund [2]).
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der heil'gen Freiheit Schutz.
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis;

[1]) Gegenſtand des „eleuſiſchen Feſtes."

[2]) Näher gerückt iſt der Menſch an den Menſchen. Enger wird um ihn
Reger erwacht, es umwälzt raſcher ſich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte;
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tauſend Hände belebt ein Geiſt, ff.
„Der Spaziergang;" V. 71 ff.

Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſer Stadt!
Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieſes ſtille Thal durchtoben;
Wo der Himmel,
Den des Abends ſanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande ſchrecklich ſtrahlt!

Die Erwähnung des Krieges deutet ein neues Lebensmoment, welches aber wieder an einen ihm vorausgeſchickten Arbeitsſpruch geknüpft iſt:

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Abſicht hat's erfüllt,
Daß ſich Herz und Auge weide
An dem wohlgelung'nen Bild.
Schwingt den Hammer, ſchwingt,
Bis der Mantel ſpringt;
Wenn die Glock' ſoll auferſtehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Dieſe Verrichtung bildete das Symbol der kommenden Staatsumwälzung, wenn gleich der Uebergang zur Schilderung des Aufruhrs ſchon ohne die techniſche Apoſtrofe des Meiſters wohl durch die vorhergehende Berührung der Kriegesſchrecken gebahnt wurde:

Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe wenn in Flammenbächen

Das glüh'nde Erz ſich ſelbſt befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen,
Zerſprengt es das geborſt'ne Haus,
Und wie aus off'nem Höllenrachen
Speit es, Verderben zündend, aus.
Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh, wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe, ſchrecklich, greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.

Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Länder ein.

Das Menſchenleben im Volke, im Staate iſt ein geiſtiger Organismus, ein gegliedertes Leben. — Alles iſt in dieſem Reiche gegenſeitiger Rechte und Pflichten geſetzlich beſtimmt. Aber der Menſch iſt, indem er im Volke, im Staate lebt, ein freies Individuum, und weiß ſich als ſolches. Um dieſer ſeiner Selbſtheit willen kann er ſich dem Geſetze und der Ordnung entziehen, kann dieſe ſtören; *Freiheit und Gleichheit* iſt Freiheit und Ordnung ohne Geſetze, welche Freiheit ſich geltend macht, ſobald Recht und Geſetz, ſtatt als Wohlthat, vielmehr als eine Feſſel empfunden wird, in welche der Geiſt eingeengt ſei. In dem Wahne, als wäre alles Recht ein unbefugtes Vorrecht, welches dem Geiſte und ſeiner Freiheit zuwider ſei, ſtürzt ſie alle Ordnung um und verbreitet Schrecken um ſich her.

Wenn kein Menſch vor dem andern etwas voraus haben ſoll, ſo iſt kein Stand, kein Eigenthum möglich. Erſt dann ſind die Menſchen einander gleich, wenn ſie *Nichts* ſind und *Nichts* haben. — Es bleibt daher nichts Anderes übrig, als der Tod, um die Möglichkeit aller Ungleichheit für immer zu beſeitigen. Erſt der Tod macht Alles gleich. Aber vor dieſer Gleichheit erſchrak der Menſch. Die Zeit der *Freiheit* und *Gleichheit* war die Schreckenszeit.

Die Freiheit ohne Recht und Geſetz, ohne Sitte und Religion, iſt der Tod alles Lebens. Das Leben kann ohne Ungleichheit nicht ſein, ohne Unterſchied des Standes und der Verhältniſſe nicht beſtehen. In der Welt iſt Ungleichheit aller Art, die nur im Glauben, in der Religion ein Ende nimmt. Dieſe Gleichheit iſt die Gleichheit vor Gott, die wahre Gleichheit, welche die Ungleichheit in der Welt nicht aufhebt und zerſtört, ſondern trägt.

Bei dieſer Schilderung ſcheint Schiller die franzöſiſche Revolution vorgeſchwebt zu haben; denn die Anſpielung auf den Loſungsruf: **liberté, égalité!** ſo wie auf die pariſer Fiſchweiber in den Worten:

Digitized by Google

„Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entſetzen Scherz; ff.“

iſt nicht zu verkennen. — In einem ſchönen allegoriſchen Bilde hat Schiller den unſinnigen Freiheitstaumel im „Spaziergange“ beſungen:

„Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde;
Von der heil'gen Natur reißen ſie lüſtern ſich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom;
In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küſte verſchwindet,
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt ſich, entmaſtet, der Kahn,
Hinter Wolken verlöſchen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend iſt nichts mehr, es irrt ſelbſt in dem Buſen der Gott ff.“ [1])

Der Meiſter fährt fort:

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein gold'ner Stern
Aus der Hülſe, blank und eben,
Schält ſich der metall'ne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's, wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahr'nen Bilder.

Jeder fühlt, daß hier das Bild der Glocke klar vor unſre Phantaſie tritt. Der Hauptgrund liegt wohl in dem, was Jean Paul Aufhebung genannt hat. Eine Geſtalt vergegenwärtigt ſich nämlich dem innern Sinne mit größerer Lebhaftigkeit, wenn man ihm zuerſt die Hülle, die Decke derſelben zeigt und alsdann die Umhüllung wegzieht und ihm die Geſtalt derſelben zeigt.

Und nun wird die Glocke nach altem Gebrauche geweiht, getauft und emporgewunden:

---

[1]) V. 141 ff.

Herein! Herein!
Geſellen alle, ſchließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia ſoll ihr Name ſein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammle ſie die liebende Gemeine.
Und dies ſei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meiſter ſie erſchuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll ſie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, ſchweben
Und grânzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme ſein von oben,
Wie der Geſtirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer, wandelnd, loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernſten Dingen
Sei ihr metall'ner Mund geweiht,
Und ſtündlich mit den ſchnellen Schwingen
Berühr' im Fluge ſie die Zeit.
Dem Schickſal leihe ſie die Zunge;
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der, mächtig tönend, ihr entſchallt,
So lehre ſie, daß nichts beſtehet,
Daß alles Irdiſche verhallt [1].

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,

---

[1]) Rauch iſt alles ird'ſche Weſen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen." ff. „Das Siegesfeſt."

Daß ſie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt ſich, ſchwebt!
Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſei ihr erſt Geläute!

Das Hervorheben des religiöſen Elementes am Schluſſe iſt gleichſam die himmliſche Weihe der verſchiedenen Lebensbetrachtungen, ſowie eben die Glocke ſelbſt durch die Taufe geweiht wurde; denn nachdem alle Kreiſe des menſchlichen Lebens durchlaufen ſind, hat der Dichter ſeinen Standpunkt über dem ganzen menſchlichen Weſen in dem ewig bleibenden genommen; denn Eines nur unterliegt nicht dem Wechſel der Zeiten, es iſt das nimmer Vergängliche an uns, es iſt unſer beſſeres Selbſt, die Seele.

Wie Schiller das Jahr „bekränzt" darſtellt, ſo theilten die Griechen den Horen Palmkränze zu. — Die Worte:

„Friede ſei ihr erſt Geläute!"

ſo wie die Schilderung des Aufruhrs und die Ode an die „Eintracht" in dieſem Liede erſcheinen erſt recht in ihrer vollen Bedeutung, wenn man erwägt, daß die Entſtehung des Gedichtes in eine Zeit fiel, da ſich ganz Deutſchland nach der Beendigung der langwierigen Kriege mit Frankreich ſehnte; denn nicht lange Zeit ſpäter fragte der Dichter:

„— — Wo öffnet ſich dem Frieden,
Wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert iſt im Sturm geſchieden,
Und das neue öffnet ſich mit Mord.

Und das Band der Länder iſt gehoben,
Und die alten Formen ſtürzen ein; ff.[1])

So zerfällt dieſe lyriſche Univerſaldichtung in eine einleitende Betrachtung, in ein Gemälde des häuslichen und ein Gegenbild des öffent-

[1]) „Antritt des neuen Jahrhunderts."

lichen Lebens, und ſchließlich in eine Skizzirung der religiöſen Beſtimmung der Glocke. — Ihr Guß iſt das Motiv der Arbeitſprüche, ihr Klang das Motiv der Betrachtungen. Aber jene Schilderungen bilden nur den Hintergrund und gleichſam die Fortſetzung dieſer vor unſre Augen geſtellten wechſelnden Thätigkeit, dieſer ſich ſzeniſch entwickelnden Handlung.

Was endlich die Wahl des Gegenſtandes betrifft, ſo iſt hier ſchon der Aberglaube romantiſch, welcher den Guß der Glocken, als der heiligſten Werkzeuge, die uns aus dieſer Welt in die andre rufen und uns in der jetzigen immer auf Herkules Scheideweg anredeten, gewöhnlich von feindſeligen Geiſtern bekämpft annahm.

Die Glocken gehören zu den ausgezeichnet poetiſchen Gegenſtänden. — Aus der Höhe, von den Gränzen der Sternenwelt ſchallen ſie in milden, in donnernden Klängen, bald an die wichtigſten Momente des irdiſchen Daſeins, freudige und trauervolle, bald an die geiſtigere Welt erinnernd.

Eine ſchöne Darſtellung, unendlich rührend zugleich durch ihre tiefe Wahrheit, — eine unnachahmliche Schilderung der Macht, welche die Glockentöne auf das menſchliche Herz ausüben, hat uns der größte Dichter aller Zeiten und Nationen im Anfange ſeines Fauſt geliefert. Möge die Stelle nun den Schluß bilden:

Fauſt, von nicht zu befriedigendem Wiſſensdurſte getrieben und von den Feſſeln der Erde ſich eingeengt fühlend, ſteht eben im Begriffe, die verderbliche Phiole an die Lippen zu ſetzen und ſeinem trüben Daſein ein ſchleuniges Ende zu machen, als Glockenklänge des heiligen Oſterfeſtes erſte Stunde verkünden, in welche die Engel des Himmels mit Chorgeſang einſtimmen:

„Welch tiefes Summen, welch ein tiefer Ton,"
Zieht,"

ruft er, ergriffen, aus,

„mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken ſchon
Des Oſterfeſtes erſte Feierſtunde?" ff.

„Was ſucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?" ff.

— — — — — — — — — — — —

— — „an dieſen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft ihr auch jetzt zurück mich in das Leben u. ſ. w."

Quellen.

Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, Thl. 3. S. 161. 271 ff.
Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt, Vorerinnerung, S. 9 ff.
Göthe, Joh. Wolfg. v., zur Meteorologie, Bd. 51. S. 283 ff.
Götzinger, J., deutſche Dichter, Bd. II. S. 243 ff.
Hinrichs, Schiller's Dichtungen, Bd. I. S. 163 ff.
Hoffmeiſter, Karl, Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke, Bd. IV. S. 97 f.; V. S. 356 u. f.
Krünitz, Enzyklopädie, Bd. 19. S. 81 ff.
Richter, Jean Paul, äſthetiſche Vorſchule, Bd. I. S. 138 u. f.
Schwab, Guſtav, Schiller's Leben, S. 659 ff.
Staudenmaier, Geiſt des Chriſtenthums, Bd. II. S. 879 ff.
Viehoff, Heinr., ausgewählte Stücke deutſcher Dichter, Bd. I. S. 65.
Wolzogen, Karoline von, Schiller's Leben, Bd. II. S. 181 ff.

Karakteriſtik der Zeit.

Englands Armennoth [1].

Schon im Jahre 1834, nachdem vorher von Seiten des Parlamentes eine Unterſuchung über die beſtehende Armuth angeordnet worden iſt, hatte der ungeheure Fortſchritt des Elendes die Engländer gezwungen,

[1] Auszugsweiſe nach dem „Geſellſchaftsſpiegel," erſtes Heft, S. 3 bis 9.

an die Stelle der frühern, geſetzlich vorgeſchriebenen Mildthätigkeit eine Art von Strenge gegen die verarmten Arbeiter ins Leben zu rufen, welche von der Beſtrafung ſchwerer Verbrecher ſich nicht unterſcheidet. Man hat nämlich ſeitdem für diejenigen, die der Unterſtützung bedürfen, die neuen Arbeitshäuſer (Workhouses) errichtet, welche ſo beſchaffen ſind und nach der ausgeſprochenen Abſicht der Geſetzgeber ſo beſchaffen ſein ſollen, daß Jedermann es vorziehen muß, den Kelch des Elends bis auf ſeine Hefen zu leeren, als ſich in ein Arbeitshaus einſtecken zu laſſen. Zu dieſer grauſamen Maßregel war man aber wirklich genöthigt, wenn man anders nicht alle Privatinduſtrie durch nationale Werkſtätten, und alle Privateigenthümer durch die Armentaxe nach und nach gänzlich ruiniren wollte. — Wir bemerken hierbei, daß dieſe Anſicht nicht etwa nur unſere Ueberzeugung, vielmehr das Urtheil engliſcher Staatsmänner iſt, die eben durch den Nachweis von der Unhaltbarkeit der beſtehenden Zuſtände ohne Unterdrückung aller Menſchlichkeit gegen die verarmenden Leute aus dem Arbeiter- und Gewerbeſtande ihre ſtrengen Armengeſetze motiviren mußten [1]).

Man iſt in neuerer Zeit bei uns in Deutſchland, wo man Alles theoretiſch und wiſſenſchaftlich zu ergründen ſucht, allmählig zu der traurigen Einſicht gekommen, daß das Verderben eine Art von Armuth, da Armuth überhaupt eben nur der Zuſtand ſei, in welchem der Menſch nicht zur Bethätigung, zum Vollgenuſſe ſeines Lebens oder, was daſſelbe iſt, zur wirklichen Befriedigung ſeiner Lebensbedürfniſſe kommt. Man hat daher auch ſchon eingeſehen, daß die Strafe nicht als eine Sühne oder Buße, ſondern als eine Nothwehr zu betrachten ſei. Die Geſellſchaft, welche heute ſo beſchaffen iſt, daß ſie ſelbſt die Armuth erzeugt, und die daher das ſyſiſche, ſittliche und geiſtige Elend nun einmal nicht verhindern kann, ſucht ſich mittelſt eines heilſamen Schreckens

---

[1]) Trotz der ſyſtematiſchen Grauſamkeit, mit der man ſeitdem, wie wir im Folgenden ſehen werden, die verarmten Arbeiter behandelt, um die Zahl derer, welche öffentliche Unterſtützung beanſpruchen, zu vermindern, muß noch jetzt, wie Sir James Graham im verfloſſenen Monat Februar im Unterhauſe geſtand, der zehnte Theil der Bevölkerung von England aus öffentlichen Mitteln unterſtützt werden.

ſo gut, wie ſie eben kann, zu ſchützen. — In England iſt man zu derſelben Anſicht von der Armuth und vom Verbrechen durch die Praxis des geſellſchaftlichen, wirklichen Lebens gekommen. Man hat die Armuth als Verbrechen beſtrafen müſſen, obgleich man zugeben mußte, daß der Arbeiter nicht durch ſeine eigne Schuld, ſondern durch Verhältniſſe, welche er als Einzelner nicht ändern kann, ins Elend geräth.

Die engliſchen Arbeitshäuſer ſind für das Elend, welches aus Mangel an Arbeit oder aus Unzulänglichkeit des Arbeitslohnes entſpringt, ein Gefängniß, und zwar ein Gefängniß der härteſten Art; nur die raffinirte Grauſamkeit des Zellengefängniſſes, welcher man in Europa erſt ſeit Kurzem nachzuſtreben ſucht, übertrifft die Härte, mit welcher man die armen Leute in den engliſchen Arbeitshäuſern behandelt. Dieſe werden mit Einem Worte ganz ſo wie die zur Zwangsarbeit verurtheilten Verbrecher behandelt. Erſtens werden ſie hier von ihrer Familie getrennt. Die Trennung der Geſchlechter wird im Arbeitshauſe ſo ſtreng wie in irgend einem Gefängniß der ziviliſirten Welt durchgeführt. Man muß die Wirkungen kennen, welche dieſe ſtrenge Sonderung der Geſchlechter in unſern Gefängniſſen erzeugen, um die Grauſamkeit dieſer Maßregel in ihrem ganzen Umfange begreifen zu können. Dazu kommt, daß die Männer und Frauen in der Regel ſchon Familie haben, wenn ſie, von einer maßloſen Noth gezwungen, in das Arbeitshaus gehen müſſen, daß ſie mithin von ihrer eignen Familie getrennt werden, der Mann von der Frau, die Frau von ihrem Manne, die Kinder von ihren Eltern, Mutter und Vater von ihren Kindern! — Wie die Gefangenen, dürfen ſodann dieſe Elenden ihr Gefängniß auch nicht verlaſſen; ſie ſind eingeſperrt. — Wie die Gefangenen ſind ſie gekleidet; Männer, Weiber, Kinder, ſie alle haben ihre vorgeſchriebene Uniform. — Wie die Gefangenen werden ſie genährt; ihre Nahrung iſt ſchlecht und unzureichend; ſie beſteht durchſchnittlich aus einem Haferbrei oder Kartoffeln und Waſſer zum Trinken; zweimal in der Woche Speck. — Wie den Gefangenen, iſt ihnen allen ihre Arbeit vorgeſchrieben, und die Art der Arbeit iſt dieſelbe, wie die eines zu Zwangsarbeiten verurtheilten Verbrechers; die Männer z. B. müſſen in der Tretmühle gehen. — „Ich habe," ſagt Buret, „in mehrern Arbeitshäuſern Maſchinen dieſer

Art geſehen; ſie waren faſt ſämmtlich ohne Bedienung, weil die Meiſten die Arbeitshäuſer wieder verließen, nachdem ſie einige Zeit dort zugebracht hatten — und ich habe mich überzeugt, daß die ſchrecklichſten Leiden dem Aufenthalte im Arbeitshauſe vorzuziehen ſind [1])".

Zur Zeit der Cholera verurſachte die Furcht vor dieſer Seuche, daß die wohlhabendern Bewohner der großen Städte Englands daran dachten, ſich von dem Anſteckungsſtoffe zu befreien, der aus den Wohnungen des Elends zu ihnen hindrang. Sanitäts-Kommiſſionen beſuchten die bis dahin ſich ſelbſt überlaſſenen Quartiere, welche der Armuth und dem Laſter als Zufluchtsorte dienten. Aber die Schreckniſſe, welche trotz Allem, was in neuerer und neueſter Zeit in Betreff der Wohnungen der armen Volksklaſſen geſchehen iſt, in dieſer Beziehung nach wie vor beſtehen, ſind wohl der ſprechendſte Beweis dafür, daß ein Zuſtand, der ſich täglich aus innerer Nothwendigkeit von Neuem erzeugt, nicht von Außen durch geſetzliche oder polizeiliche Maßregeln, oder gar durch die Mildthätigkeit geändert und verbeſſert werden kann.

Die Stadtquartiere in Mancheſter, welche von der ärmern Bevölkerung bewohnt werden, ſind erſt in der neueſten Zeit entſtanden. Die Straßen ſind größtentheils breit und gradlinicht gebaut; der äußere Anblick der Wohnungen des Elends iſt daher auch ziemlich anſtändig. Dieſe Straßen ſehen ſich wie eine Stadt an, welche urſprünglich gut gebaut, aber ſchlecht unterhalten und immer mehr heruntergekommen iſt. — Unter den großen Volksmaſſen, welche die Induſtrie plötzlich herangezogen hatte, befanden ſich viele Irländer, welche Keller, Kuh- und Pferdeſtälle bezogen, um billiger zu wohnen. Die engländiſchen Arbeiter wurden ſodann von der Noth gezwungen, in ähnlicher Weiſe zu leben, ihre Lebensbedürfniſſe auf die Erhaltung des nackten thieriſchen Daſeins einzuſchränken. Nachdem die Arbeiter keine beſſere Wohnungen mehr bezahlen können, baut man auch keine ſolche mehr. Die

---

[1]) Eugène Buret, de la misère des classes laborieuses en Angletterre et en France. Wir folgten bei obiger Beſchreibung der engliſchen Zuſtände größtentheils dieſem Werke, welches mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit und ſteter Angabe der Quellen abgefaßt iſt und deſſen Verfaſſer ſelbſt England zu dem Zweck bereiſte, um ſeine Zuſtände kennen zu lernen.

Häuſer, welche die heutigen Bau-Unternehmer zum Vermiethen an die ärmern Volksklaſſen aufführen, haben Wände von der Dicke eines halben, höchſtens eines ganzen Ziegelſteins. — Es gibt in Mancheſter ein Stadtviertel, welches „Klein Irland" heißt. Dieſer Stadttheil vereinigt alle Schreckniſſe in ſich, die in Menſchenwohnungen anzutreffen ſind. Jede größere Stadt in England hat ihr „Klein Irland" und täglich wächſt die Bevölkerung dieſer „ſchlechten Viertel" der größern engliſchen Städte. Hier ſind die Häuſer, mit welchen das Geſetz nur in Berührung kommt, wenn es Verbrecher, die ſich dort aufhalten, einzufangen hat. Hier ſchlafen Menſchen von verſchiedenem Alter und Geſchlecht zuſammen unter denſelben Lumpen, die ihnen als gemeinſame Decke dienen, und auf demſelben Stroh. „Ich habe," ſagt der genannte Buret, „in London ſolche Schlafſtellen geſehen, wo das Nachtlager den ganzen Zimmerraum einnahm. Lumpen, zerriſſene Kleidungsſtücke und Fetzen lagen ausgebreitet auf dem Boden eines Kämmerchens, welches unter andern acht Proſtituirten zum Nachtlager diente."

Die Stadt Leeds, deren Induſtrie mit jener von Mancheſter rivaliſirt, bietet noch troſtloſere Schauſpiele als Mancheſter dar. Eine Unterſuchung, welche dort im Jahre 1837 über die Lage der ärmeren Volksklaſſen angeſtellt wurde und beinahe ein ganzes Jahr dauerte, gibt die genaueſten, zuverläſſigſten Belehrungen. Dieſe Stadt, welche 586 Straßen zählt, hat 276 Straßen, die Jahr aus Jahr ein mit der Wäſche ihrer Bewohner behangen ſind, ſo daß man, um durchzukommen, die naſſen Lumpen, die auf den Wanderer heruntertropfen, bei jedem Schritte in die Höhe heben muß. Solche Straßen, die gleichſam geſperrt und für das Elend reſervirt ſind, trifft man überall in den größern engliſchen Städten, in London, Liverpool, Mancheſter u. ſ. w. In Leeds dienen auch, wie anderwärts, die Keller als Wohnungen, und der Eingang zu denſelben iſt ſo gefährlich, daß während der Unterſuchung ſelbſt fünf Perſonen beim Beſuche dieſer Wohnungen die Beine gebrochen haben. Die Thüren dieſer Keller ſtehen immer offen, weil ſie ihren Bewohnern zugleich als Fenſter und Luftlöcher dienen müſſen. — In Liverpool, einer der reichſten engliſchen Städte, wo ganze Straßen mit palaſtähnlichen Häuſern bedeckt ſind, in Liverpool gibt es

Digitized by Google

7862, ſage ſiebentauſend achthundert und zweiundſechszig bewohnte Keller. Und darunter ſind weder diejenigen Kellerlokale mit einbegriffen, welche als Wirthsſtuben, noch überhaupt die, welche nur des Tages benutzt werden. Die Zahl der Menſchen, die dieſe dunkeln, feuchten, engen und kothigen Löcher bewohnen, wird von Witty, dem Oberkonſtabler, auf 39,300 geſchätzt. — In den andern Fabrikorten und größern Städten Englands ſind ganz ähnliche Verhältniſſe. Wir heben als beſonders karakteriſtiſch für London nur dies Eine noch hervor, daß hier die Herren Kapitaliſten und Spekulanten in den von der arbeitenden Volksklaſſe bewohnten öſtlichen Stadttheilen eine Menge von bretternen Hütten aufgeführt haben[1]). „Der Anblick dieſer ſogenannten londoner Gärten," ſagt Buret, „iſt unbeſchreiblich. Hier ſind weder Straßen noch Abzugskanäle; der Boden iſt nicht geebnet. Bald ſtößt man auf Erde oder Dreckhügel, bald ſinkt man in eine mit ſtinkendem Waſſer angefüllte Grube. Hier iſt keine Straßenbeleuchtung, hier wird kein Dreck weggeſchafft, hier geſchieht überhaupt nichts von Seiten der Polizei; ſie verordnet nichts und verbietet nichts. Der engliſche Gentleman, der ganz Europa durchreiſt, um ſich zu amuſiren, hat niemals einen Fuß in die Quartiere von London geſetzt, wo die arme arbeitende Bevölkerung dieſer Stadt wohnt; höchſtens hat ihn ſeine Neugierde einmal in das berüchtigte Elend von Saint-Gilles geführt, jetzt ein Vergnügungsort, ein Eldorado, verglichen mit den öſtlichen Stadttheilen, wo das neue Elend zu Hauſe iſt."

Die großen Städte Schottlands, wie Edinburgh, Glasgow, Paisley u. ſ. w., bieten in ihren von der ärmern Volksklaſſe bewohnten Quartieren noch mehr Elend und Entblößung dar, als die ärgſten Quartiere der engliſchen Städte. Die Lage derer, die in den ſogenannten Wynds[2]) wohnen, übertrifft ſowohl in Anſehung ihrer Wohnun-

[1]) Die Wohnungen der Armen bringen den Eigenthümern mehr ein, als die eleganteſten und beſtunterhaltenen Häuſer. In Liverpool koſtet eine Kellerwohnung vier Schilling Miethe die Woche.

[2]) Wynds werden in Schottland die ſchlechten Viertel genannt, wegen der *Windungen* oder Krümmungen ihrer Straßen.

gen, als ihrer Lebensweiſe und förmlichen Verthierung Alles, was die Fantaſie ſich darüber vorſtellen kann. Ein Mann, der die Lage der Handweber in den drei Königreichen zu unterſuchen beauftragt war, ſchildert den Zuſtand dieſer Leute in einer gräßlichen Weiſe. Der offizielle Karakter ſeiner Schrift unterdrückt übrigens jeden Zweifel in Betreff ihrer Wahrheit und Treue. Wir müſſen einige Worte des Verfaſſers zitiren, damit man uns nicht der Uebertreibung beſchuldigt: „Die Glasgower Wynds,“ ſagt Symons[1], „umfaſſen eine Bevölkerung, die zwiſchen 15- und 30,000 Individuen ſchwankt. Dies Quartier beſteht aus einem Labyrinth von Gäßchen, in welche eine unzählige Menge Gänge münden, die in kleine viereckige Höfe führen, in deren Mitte gewöhnlich ein in Fäulniß übergehender Dreckhaufe ſich befindet. Schon der äußere Anblick dieſer Wohnungen empört alle Sinne, und doch gibt er uns noch keine Ahnung von den Abſcheulichkeiten, welche dem Beſucher im Innern entgegentreten. Wir haben in einigen dieſer Wohnungen, die wir in der Nacht beſuchten, eine Schicht von menſchlichen Weſen gefunden, die bis zu fünfzehn und zwanzig Perſonen auf dem Fußboden ausgebreitet lagen, die Einen angekleidet, die Andern nackt; Männer, Frauen, Kinder, Alles durch einander. Ihr Lager beſtand aus faulem Stroh, das auf dem Fußboden lag und mit Lumpen untermiſcht war. Es befanden ſich hier in der Regel wenige oder keine Möbel. Der einzige Komfort, der hier angetroffen wird, iſt ein Feuer. Die Erwerbsquelle, zu welcher dieſe Bevölkerung am Ende faſt ohne Ausnahme ihre Zuflucht nimmt, iſt der Diebſtahl und die Proſtitution. — Die lange Inſpektion, welche ich in den ſchlechteſten Quartieren andrer Städte, ſowohl Englands wie des Kontinents, gemacht habe, bot nichts dar, das nur zur Hälfte dem gleich kam, was ich hier geſehen habe, ſowohl bezüglich des tiefen fyſiſchen und moraliſchen Verderbniſſes, wie bezüglich ſeiner Ausdehnung.“

Dieſe wenigen Worte ſind wohl hinreichend, die Lage der armen Arbeiter in Schottland zu karakteriſiren, und wir bemerken nur, daß die Wohnungen der untern Volksklaſſen aller großen Städte Schott-

---

[1]) Symons, Arts and artisans at home and abroad. Pag. 116.

lands denen der Glasgower Wynds faſt in jeder Beziehung ganz gleich ſind. — Selbſt Irland hat nach dem, was wir ſoeben berichtet haben, im Allgemeinen nichts Neues mehr darzubieten. Die „Klein-Irlands" der engliſchen und ſchottiſchen Städte gleichen in jeder Hinſicht dem großen. Die Häuſer, Gäßchen und Schlupfwinkel, in welchen die ärmern Volksklaſſen Dublins wohnen, ſind in einem ſo elenden, unſaubern Zuſtande, daß nur die armen Bewohner dieſer Orte in dieſelben eintreten können. Wir müßten Alles, was wir über England und Schottland in dieſer Beziehung geſagt haben, wiederholen, wollten wir uns in Einzelnheiten einlaſſen. Dem Leſer genüge daher die Bemerkung, daß Irland das Modell, das vollkommene Vor- und Urbild alles Elends iſt und die ſchlechten Viertel der großen Städte anderer Länder eben nur Abbilder von ihm ſind[1]).

Im Allgemeinen kann man ſchon von der elenden Lage der arbeitenden Klaſſe und dem ſchrecklichen Zuſtande ihrer Wohnungen einen Schluß auf ihren Geſundheitszuſtand machen. Die ſchönſten und ſtärkſten Leute gerathen in Siechthum und verkrüppeln. Schottland, lange Zeit wegen der Schönheit und Kraft ſeines Volkes berühmt, liefert dieſen traurigen Beweis vielleicht am ſchlagendſten. „Die Einwohner von Glensheil in der Gegend der Stadt Dundee," heißt es im **Rapport on the pauperism of Dundee, by Fullarton and Baird, p. 45,** „zeichneten ſich ehedem vor allen ihren Nachbarn durch ihren ſchönen Körperbau aus. Die Männer waren von hoher Statur, ſtämmig, thätig und kühn, die Frauen waren anmuthig, und die beiden Geſchlechter beſaßen einen auffallenden Geſchmack für Poeſie und Muſik. — Und jetzt! Eine lange Prüfung des Elends, der Mangel an hinreichender Nahrung und nöthiger Bekleidung hat dieſen ſchönen Volksſtamm zu Grunde gerichtet u. ſ. w."

Die Fieber, welche das arme Volk der größeren ſchottiſchen und

[1]) Wir werden im nächſten Hefte dieſe allgemeine Karakteriſtik des Zuſtandes der arbeitenden Volksklaſſen fortſetzen und alle Länder der ziviliſirten Welt, Nordamerika nicht ausgenommen, vor und nach durchnehmen. Bei dieſer Gelegenheit werden wir auch noch auf Irland zu ſprechen kommen.

engliſchen Städte heimſuchen, ſind wahre Epidemieen, die ſich immer häufiger wiederholen und permanent zu werden drohen. Die in Edinburgh zur Unterſtützung der armen Kranken errichtete Geſellſchaft, welche nur nach einer ſtrengen Prüfung ihre Hülfe gewährt, hat während der Jahre 1814, 1815 und 1816 ungefähr 3200 Kranke jährlich unterſtützt. In den Jahren 1836—38 betrug die Zahl der jährlich unterſtützten Kranken ſchon 10,570. Außerdem ſuchten mehr als 4000 Kranke ihre Zuflucht im dortigen Spital (Royal infirmary). — In Glasgow überſtieg die Zahl der Fieberkranken, welche im dortigen Spital ſich befanden, vor 1815 nicht 150 jährlich. Nach der langen induſtriellen Kriſe von 1825 bis 1828 betrug ſie ſchon 1178 jährlich, und im Jahre 1837 hatte das Spital 1387 Fieberkranke. Von den ſpätern Jahren fehlen uns ſtatiſtiſche Notizen [1]).

Das Verhältniß der Sterblichkeit der Wohlhabenden zur Sterblichkeit unter den Armen iſt faſt überall wie eins zu zwei, d. h. unter den armen Leuten ſterben doppelt ſo viel, als unter den Reichen oder Wohlhabenden. Eine Zuſammenſtellung der Sterblichkeit in den verſchiedenen Stadttheilen Londons liefert folgendes Reſultat: Während in White-Chapel $3^{908}/_{1000}$ auf hundert, ſterben in Sainte-George-Hannover square, dem Quartier der Reichen, $1^{785}/_{1000}$ auf hundert, alſo noch etwas weniger als die Hälfte, wobei nicht zu überſehen, daß auch in dem größtentheils allerdings von reichen Leuten bewohnten Quartier Sainte-George-Hannover square doch auch noch viele Arme wohnen, ohne welche die Sterblichkeit in dieſem Stadtviertel gewiß noch geringer ſein würde.

Wir wollen zum Schluß noch die Lage verarmter Familien aus den arbeitenden Volksklaſſen in London nach der Beſchreibung eines glaubwürdigen Augenzeugen unſern Leſern mittheilen.

„Eine Hütte, die nur ein einziges Zimmer gleicher Erde hat, ſteht neben andern ähnlichen, welche die londoner „Gärten" bedecken. Man

---

[1]) Die obigen Notizen ſind dem Werke: On the management of the poor in Scotland entnommen.

hätte ſie für einen auf einen Dreckhaufen hingeworfenen Haufen Holz halten ſollen; der Verſchlag, der ſie von den andern Hütten trennt, beſteht aus Bretterſtücken, die ſtellenweiſe von altem Eiſen oder Blech zuſammengehalten werden, das Ganze ſo zerfallen und kothig, wie nur immer denkbar. Der Fußboden liegt einige Zoll tiefer, als der Dreckhaufen des kleinen Vorhofs. — Hier lebt eine Familie von zehn Perſonen. Der ganze innere Raum der Hütte, der kaum zehn Fuß im Quadrat groß und ſieben Fuß hoch iſt, koſtet dieſer Familie wöchentlich einen Schilling ſechs Pence (ungefähr einen halben Thaler) Miethe. Der Zuſtand der Familie, die hier ihr Leben zubringt, läßt ſich nicht ſo leicht wie die Wohnung ſchildern. — Der Hausvater zitterte vor Fieberfroſt. Krankheit und fortgeſetztes Faſten hatten ihn bis auf's Aeußerſte abgemagert und nur der ſchmerzliche Ausdruck ſeines vom Fieberfeuer glänzenden Blickes verrieth noch Leben. Dieſer Mann, ſiebenunddreißig Jahre alt, Engländer von Geburt, früher Seidenweber, konnte, wie er ſagte, als er noch Arbeit hatte, wohl fünfzehn Schilling wöchentlich verdienen; aber ſeit ſechs Monaten hatte er keine Arbeit mehr. Der mich begleitende Armenvogt verſicherte, daß er ſich ſtets muſterhaft betragen und daß weder Faulheit noch Laſter ihn in dieſe Lage gebracht habe. — Seine Frau, die am verfallenen Kamine niedergekauert ſaß, hielt ein kleines Kind in ihrem Schooß; noch drei andere ſehr kleine Kinder waren halb nackt und ohne Fußbekleidung außerhalb der Hütte. Die übrigen Kinder waren ausgegangen, um, wie der Vater uns geſtand, etwas durch Betteln oder auf eine andere Weiſe zu bekommen. Er hatte ſeit fünf Monaten kein anderes Exiſtenzmittel, als was die Mildthätigkeit ihm gab und was ſeine Kinder ihm brachten. Trotz dieſes äußerſten Mangels wollte die Familie nicht in das Workhouse gehen.

„An andern Orten fanden wir Familien, die wo möglich noch elender waren. Wir fanden z. B. eine, welche aus acht Perſonen beſtand und in einem ziemlich geräumigen und hellen Zimmer des erſten Stockwerks wohnte. Eine morſche, dunkle Treppe, deren Stufen uns unter den Füßen krachten, führte uns in dieſe Wohnung. Als wir ins Zimmer traten, war die ganze Familie da. Der Vater war ein

Sammtweber, noch jung und Engländer von Geburt. Er konnte zehn Schilling die Woche verdienen, als die Arbeit noch gut ging. Seine Wohnung koſtete ihm zwei und einen halben Schilling die Woche, aber ſeit zwei Monaten konnte er die Miethe nicht bezahlen. Das einzige Möbel im Zimmer war ein Webſtuhl, ſonſt weder Tiſch, noch Stuhl, noch Bett. In einer Ecke lag ein großer Haufen Häckſel, theilweiſe mit Lumpen bedeckt, und in dieſes Häckſel hatten ſich, als wir eintraten, drei Kinder verkrochen, welche auch nicht einen Lumpen zur Bedeckung ihrer Blöße hatten; ſie waren nackt, die Thierchen! Die Frau kehrte uns den Rücken zu und bemühte ſich vergebens, die Fetzen ihrer Kleidungsſtücke ſo zu ordnen, daß ſie ſich ſehen laſſen konnte. Der Mann hatte einen blauen Rock an, aber kein Hemd, empfing uns höflich und ſetzte uns im Verlaufe der Rede das Schreckliche ſeiner Lage wehmüthig, aber ruhig aus einander. Auf die Frage des Armenvogts, warum er nicht mehr in die Kirche gehe, zeigte er auf ſeine nackte Bruſt — auf ſeine Frau, die ſich vor Scham gar nicht herumzudrehen wagte und unbeweglich in einer Ecke des Zimmers ſtehen blieb — auf ſeine Kinder, die ſich an einander ſchmiegten, um ſich unſern Blicken zu entziehen — und antwortete, daß er bald nicht mehr ausgehen könne, um Arbeit zu ſuchen. — Der Armenvogt hatte dieſer ehrbaren Familie ſchon mehremal Kleidungsſtücke gegeben, aber der Mangel an Arbeit hatte den Vater genöthigt, Brod dafür zu kaufen, um mit ſeiner zahlreichen Familie nicht ganz zu verhungern. — „Dieſes Zimmer,“ ſagte der Unglückliche zu uns, „war nicht immer ſo leer, wie Sie es jetzt ſehen; es gab eine Zeit, wo ich Ihnen einen Stuhl hätte anbieten können, aber Alles iſt fort ins Leihhaus gewandert.“

„Die beſchriebenen Familien, obgleich ſie zu den elendeſten gehörten, die ich fand, ſind doch keine Ausnahmen in dieſem Stadtviertel. In den wenigſten Wohnungen findet man hier Möbel. Die meiſten Familien, Vater, Mutter und Kinder, ſchlafen durch einander auf einem Strohhaufen. Und es iſt nicht etwa ein einziges Stadtviertel in London, welches das Privilegium dieſes Elendes hat. Die Stadtviertel Shoreditch, Wite-Chapel, Shadwell, Saint-Gilles, Saint-Olawe bieten auf jedem Schritt ähnliche Szenen, wie die beſchriebenen, dar.

Faſt die ganze Klaſſe der Weber, ſowohl die Seiden- wie die Sammtweber, ſind in einer ſo verzweifelten Lage [1])."

Das iſt England mit ſeinen Volksfreiheiten, mit ſeiner Induſtrie, mit ſeinen Kolonien, mit ſeinen Flotten, welche das Weltmeer beherrſchen, mit ſeinem Handel, der die Erde umfaßt und den Neid unſerer liberalen Bourgeois erregt! —

Länder- und Völker-Kunde.

Die Marienburg in Preußen.

Von Max Roſenheyn.

Lernt denn der Menſch nur aus Büchern des Menſchen Geſchichte? — Nein, auch die Steine reden von des Menſchen Größe in der Weltgeſchichte, dem, der die Steine verſteht.

Die Marienburg, einſt die ſtattlichſte Hochburg des deutſchen Ordens und der ehrwürdigſte Stützpunkt germaniſcher Bildung in Preußen, war durch die Ueberlieferung an Polen 1457 in den tiefſten Verfall gerathen. Der ſtolze Hochmeiſterſitz ſank nach der Vertreibung des letzten Meiſters, Ulrichs von Elrichshauſen, ſchmachvoll herab zum Wohnſitze eines polniſchen Staroſten und erhielt ſeinem Aeußern nach ſich nur durch die Feſtigkeit ſeiner Steinmaſſe. Was von dem Schloſſe ſpäter noch bewohnbar blieb, wurde als Kaſerne oder zu Getreideſpeichern und zum Theil zu einer Spinnerei benutzt und dadurch immer mehr verunſtaltet. Dem gänzlichen Einſturze that Friedrich der Große Einhalt. Aber erſt die erweckte Theilnahme des jetzt regierenden, kunſtliebenden Königs Friedrich Wilhelm IV. trug dazu bei, daß das Ganze aus ſeinem Schutte hervorgezogen und in ſeiner alterthümlichen Herr-

[1]) Buret, de la misère etc. Livre 2. Chap. 3.

lichkeit wieder hergeſtellt wurde. Dem Tage, wo Preußens König, damals noch Kronprinz (und ſeit 360 Jahren zum erſten Male wieder ein deutſcher Fürſt) im Remter des Schloſſes ein Feſt feierte und, den Pokal in der Hand, den Wunſch ausſprach: „Alles Große und Wahre erſtehe, wie dieſer Bau!" — dieſem Tage — es war der 20. Juni 1822! — verdankt die alte, herrliche Burg eigentlich ihre Auferſtehung. Zwei Jahre waren nothwendig, um ſie aus ihren Trümmern zu erheben, ſo daß nun die Mittelburg wenigſtens vollendet daſteht, in ihrer alten Pracht und Würde prangend.

Den großartigſten Eindruck gewährt dies Schloß, von der Nogatſeite aus betrachtet. Links unten die acht großen farbigen Fenſter des Convent-Remters in ſchönharmoniſcher Form, oben in gefälliger Bogenwölbung zugeſpitzt, über ihnen der Kranz ſtolzer Zinnen, rings um die Burg herum, zur Vertheidigung, wie zum Schmucke! Dort über einander gethürmt im ſinnigſten Einklange der Kunſt die vier Etagen im hervorſpringenden Flügel, ein ſteinernes Zellengewebe, als des Meiſters Wohnung; ein Theil des großen fürſtlichen Remters, gleichfalls mit acht hohen Fenſtern, voll der herrlichſten Glasmalerei und künſtlichem Bildwerke prachtvoll geſchmückt! — und weiter aufwärts die alten grauen Bruſtwehren! Je höher der Bau hinaufſteigt, deſto größer die Kühnheit, und je kühner das Geſtein dort oben zu ſchweben ſcheint, deſto leichter und gefälliger wird's mit all ſeiner ungeheuren Maſſe. Man wird wohl ſelten an einem weltlichen Baue ſo viel Größe und Würde, ſo viel Maſſe und Kraft, vereint mit Freiheit und Leichtigkeit im kühnſten Aufſchwunge, beiſammen finden. Ich ſelbſt kenne der herrlichen deutſchen Dome mehre und weiß ſie zu würdigen in ihrem großgedachten Karakter; — aber durch dieſe ganze Ordensburg geht doch ein anderer Gedanke, in Allem ſpricht hier ein eigener Geiſt. Dort in den Domen iſt die Kirche in einer großſinnigen Idee verkörpert und die Idee geht einzig nur auf die Kirche; — hier iſt die Kirche mit der Welt vereinigt und Religion und Leben wie in ein großes ſchönes Bild gebracht.

Wie der Ritter, der des Ordens Glied war, das Kreuz mit dem Schwerte vereinigte und das Schwert durch das Kreuz heiligte, ſo

auch in dieſem ganzen Ordenshauſe eine Vereinigung des Heiligen und Weltlichen, des Glaubens und des Menſchenlebens. Das Haus war Burg, eine Landeswehr gegen Feindesgewalt, und gleichzeitig Wohnſitz des Fürſten; es war aber auch Kirche mit geheiligten Stätten, denn außer des Meiſters ſtiller Kapelle in dem mittleren Hauſe, gab es der Kapellen noch zwei in der Vorburg, und in dem durch den Schloßplatz getrennten obern Hauſe befindet ſich die Kirche mit der St. Annenkapelle, der Begräbnißſtätte der Hochmeiſter und dem wunderthätigen hohen Marienbilde, welches, in einer Niſche der äußern Mauer der Kirche ſtehend, ſeine Blicke, gleich Strahlen des Segens, weit in das Land hinein wirft.

Nicht minder die Seele erhebend und das Auge labend iſt der Anblick, wenn wir, von der Zugbrücke des Schloßgrabens aus, die eigentlich wahre Prachtſeite des großen Remters in gerader Richtung vor uns haben und den ganzen Bau im vollen Bilde von ſeinen unterſten Räumen und Bodenlagen an bis hinauf an die hochragenden Zinnen in's Auge faſſen. Wiederum ein Bild voll würdiger Größe und Erhabenheit! Die gewaltige Kraft des unerſchütterlichen Mauerwerks in der Grundlage, der Ernſt in den Anſtalten der Vertheidigung, die heitere Anſprache der Kunſt und die Pracht in dem rings umher gewundenen Kranze der Fenſter mit ihrem Ausputze, die Freiheit der ſchlanken Strebepfeiler im durchbrochenen Mauerwerke, die Kühnheit der Zinnenbrüſtung, der Einklang, in welchem Alles zu einander ſteht, und die Würde endlich und der Stolz, den der ganze Bau in ſeinem Innern verkündigt; — in Wahrheit, es iſt ein ſelten großes Bild, welches hier der Betrachtung ſich darbietet.

Doch der Gedanke, welcher die Marienburg aus dem Staube ſchmachvoller Entweihung wieder emporrichtete, war unfehlbar tiefer und ernſter, als der bloße Wunſch des hochherzigen Preußenkönigs als eines Kunſtfreundes, der ein ausgezeichnetes Denkmal deutſcher Baukunſt nicht untergehen laſſen wollte. Stünde die Marienburg da, ohne daß ihre Bedeutung und Geſchichte bekannt wäre, oder hätten ihre Gemächer und Bogenſäle keine andere Beſtimmung gehabt, als einem bedeutungsleeren Wohlleben zum prächtigen Schauplatze zu dienen, —

man würde das großartige Gebäude wohl gelegentlich anſtaunen, aber dabei unmöglich überſehen, daß ihm, als **reines Kunſtwerk** aufgefaßt, allerdings noch Vollkommenheit mangele, und am allerwenigſten wäre auf einen allgemeinen Anklang in dem Herzen des Volkes zu rechnen geweſen, wenn man es unternommen hätte, das bedeutungsloſe Gebäude mit ſo großen Koſten wieder herzuſtellen [1]). Jetzt aber iſt es anders! Der Sonnenglanz einer großen, gehaltvollen Vorzeit umſtrahlt zauberiſch die alten Mauern der Hochmeiſterburg. Die Erinnerung an das tief eingreifende Leben und Wirken einer ernſten, wichtigen Vergangenheit ſpricht mahnend aus den großartigen Formen des ehrwürdigen Gebäudes. Die Umgeſtaltung eines heidniſchen Landes in ein **chriſtliches**, die Begründung eines **deutſchen** Lebens am Bernſteinmeere, die Grundlage der Verfaſſung des heutigen Preußenvolkes; — alles führt die Erinnerung auf die Marienburg, wie auf einen großen Brennpunkt, zurück. — Hier walteten die Fürſten des Ordens, der mit ſeinem Schwerte den Acker furchte, auf welchem chriſtlich-deutſches Leben emporblühen ſollte, und mit ſeinem ſtarken Kreuzesſchilde die Stürme abwehrte, die der jungen Pflanze Gefahr drohten; von hier ging der mächtige Wille aus, der mit reißenden Strömen kämpfte und ihnen fruchtbare Fluren abgewann; der Städte gründete und Dörfer baute, und den edlen Geiſt deutſchen Bürgerſinnes und freier Bildung wohlthätig verbreitete. Hier waltete und herrſchte eine Reihe von großen und vortrefflichen Fürſten, deren Helme Lorbeer und Oelzweig in gleicher Schönheit umkränzen; hier ruht Winrich von Kniprode von ſeinem ruhmvollen Tagewerk aus; hier ſchläft der edle, verkannte Plauen in dem ſtillen Grabgewölbe, das ſeine Heldenfauſt vor polniſcher Entweihung ſchirmte. Und ſtünde die Marienburg, mit Künſtleraugen betrachtet, auch bei weitem nicht ſo herrlich und ſchön da, als jetzt, unterſchiede ſie ſich durch keine großartige Eigenthümlichkeit, durch keine Bewunderung erregende Kühnheit von andern Bauwerken des Mittelalters; — ſchon als **geſchichtliches**

---

[1]) Die Wiederherſtellung der Marienburg allein koſtete bis jetzt 165,000 Rthlr., und jährlich ſind 900 Rthlr. noch ausgeſetzt zum weitern Ausbau.

Denkmal hätte ſie es verdient, wiederhergeſtellt und erhalten zu werden. Ja, auf ihre Wiederherſtellung und Erhaltung zu dringen, wäre Pflicht für Jeden geweſen, dem die wahren Quellen eines innern und innigen Volkslebens nicht fremd geblieben. Ein Volk ohne Geſchichte iſt kein Volk, und höchſtens mit einem ſeelenloſen, nur pflanzenartig lebenden Körper zu vergleichen. Die Geſchichte des Volks iſt ſein Leben, ja mehr als dieſes, ſeine Seele. In ihr beruht nicht blos das Gedächtniß des Volkes, — auch Beurtheilung, auch Wille des Volkes, hat in ihr ſeinen Sitz, und ſelbſt der religiöſe Glaube und der ſittliche Karakter zieht aus ihr die edelſte Nahrung. Aber die Geſchichte eines Volkes, ohne Denkmäler der Vorzeit, iſt einem Unterricht in der Naturlehre zu vergleichen, wo der Schüler die großen Kräfte der Natur allein durch Beſchreibung kennen lernen ſoll. Wie das Volk ſein Leben erſt von der Geſchichte empfängt, ſo wird dieſe erſt recht lebendig, wo die unmittelbare Anſchauung ſie an vorhandene Denkmäler knüpft. Gefühlt iſt dieſe Wahrheit von allen edeln Völkern, zu allen Zeiten. Maler, Bildhauer und Baumeiſter gebrauchen bei Griechen und Römern ihre Kunſt, um die Großthaten ihres Volkes — nicht blos der Nachwelt zu überliefern, wie dies auch der Griffel des Geſchichtsſchreibers vermag — ſondern ſie dem ſpätern Geſchlechte lebendig und anſchaulich vor das Auge zu ſtellen. Und wo etwa das Leben eines Volkes zu erlöſchen oder in Flachheit und Gemeinheit unterzugehen droht, — an der Erinnerung ruhmvoller Vorzeit vermag es ſich am leichteſten wieder zu entzünden, durch Denkmäler einer beſſern Vergangenheit am eheſten wieder die hohe Fluth zu gewinnen, die im Stande iſt, es ſtolz und kräftig durch Jahrhunderte fortzutragen. — Aber ſtumm und todt ſteht das Denkmal da, wo die Geſchichte ſchweigt; und der Geſchichte beredter Mund findet mühſam den Weg zum Herzen, wo ihr Finger nicht auf das Denkmal hinzuweiſen vermag. — Der Geiſt, der aus Büchern ſpricht, wird nur dem lebendig, der die Sprache des Buches verſteht; aber die Sprachkenntniß bleibt ein todter Schatz, wo ſie weder Menſchen findet, noch Bücher, die ihr Anwendung geſtatten.

Dieſer Gedanke nur kann es geweſen ſein, der das große Unternehmen wagte, die Marienburg von entſtellendem Wuſte zu reinigen

und das Ehrendenkmal der Vorzeit vor den Augen des Volkes wieder klar und herrlich hinzuſtellen. Die Geſchichte des Vaterlandes, bis dahin nur das Eigenthum einiger Liebhaber und einiger Gelehrten, ſollte, wie es ſich gebührt, Gemeingut des Volkes werden. Der edle Sinn, welcher in dieſem Volke lebt und in des Vaterlandes Drangſal zur heiligen Opferflamme aufloderte, die Preußens Feinde verzehrte und Thron und Land in erneutem Glanze ſtrahlen ließ, — dieſer Sinn war es werth, daß er durch die Geſchichte ſich begreifen lernte und unvergängliches Leben gewänne. Stand die Marienburg erſt wieder in Pracht und Herrlichkeit da, ſo rief ſie zur Frage auf nach ihrer Bedeutung, und die Geſchichte ließ auf die Antwort nicht warten. Sie mußte erzählen, — und daß das Volk mit liebender Aufmerkſamkeit zuhören würde, ließ ſich nicht bezweifeln. Die alten Mauern wurden dann lebendig und ſprachen ſelbſt von Großthaten der Vorzeit. Mit Heldengeſtalten füllten ſich die Hallen und Gemächer der Burg, und durchzogen weit und breit das Land, um ſelbſt in die dunkelſte Dorfſchule den Glanz ruhmvoller Vergangenheit erwärmend hineinzubringen und die Herzen der Knaben mit Liebe zum heiligen Boden des Vaterlandes zu entzünden. — Noch ein höheres Ziel ſollte erſtrebt werden. Durch eigenes Verſchulden, wie durch die Ungunſt des Geſchickes, auseinander geriſſen, ſtanden das öſtliche und weſtliche Preußen Jahrhunderte lang ſich fremd und getrennt gegenüber. In jenem war das urſprüngliche deutſche Leben geſichert, in dieſem aber wurde es durch ſlaviſchen Geiſt mehr und mehr beengt und erdrückt. — Des unſterblichen Friedrich's Hand vereinte wieder, was nie hätte geſchieden werden ſollen. Aber die lange Getrennten hatten ihres Urſprungs vergeſſen und ſich als echte Brüder zu betrachten verlernt. Als zwei Provinzen ſtanden die Lande, die doch nur Ein Land ſind, um ihres Königs Thron. Der Oſtpreuße legte ſich gerne den ehrenden Namen „Altpreuße“ bei, um ſich von dem Bruder zu unterſcheiden, der einſt, in thörigem Sinne, das gemeinſame Familienband zerriſſen hatte. Mit der Vereinigung unter einem Herrſcherſtab war die Vereinigung zu Einem Volke noch nicht bewirkt. Sollte dieſes geſchehen, ſo mußte das Volk auf die Vorzeit, mußte in ſein Vaterhaus zurückge-

führt werden. Die Marienburg mußte wieder daſtehen in ihrer Herrlichkeit, um, wie ein Vater, den Preußen aus Oſt und Weſt zuzurufen: „Sehet, ihr ſeid Brüder!“

Leiteten ſolche Gedanken die wiederherſtellende Hand, ſo durfte auch nicht zu ängſtlich darauf gerückſichtigt werden, gerade mit Peinlichkeit Alles ſo herzuſtellen, wie es vor Jahrhunderten mochte beſtanden haben. Sollte die Marienburg zum Mittelpunkte eines geſchichtlichen Lebens in Preußen und zugleich zu einem Vereinigungs- und Ausſöhnungspunkte des lange Getrennten dienen, ſo mußten ihr auch deutliche Beziehungen auf die Gegenwart nicht fehlen; ſie mußte als Denkmal ruhmvoller Wiedervereinigung die Spuren der jetzigen Zeit an ſich tragen und gewiſſermaßen Eigenthum des lebenden Volkes werden. Was der Kunſtfleiß unſerer Tage, ohne dem Geiſte des alten Bauwerkes ſtörend zu widerſprechen oder neue Lappen auf ein altes Gewand zu flicken, zu leiſten vermochte, mußte ſichtbar werden an dem heiligen Denkmal. Darum iſt in den Fenſtern des großen Remters der Landwehrmann neben dem Ritter in Wehr und Waffen ſtehend; darum ſind die Jahreszahlen unter den Wappenſchilden der adeligen Familien ganz an ihrem Platze; darum verdient es nur Lob, wenn des Künſtlers Hand ſich bemühte, allenthalben in der Glasmalerei ſo viel als möglich Vollkommenes zu leiſten, und nicht die rohe Kunſt früherer Jahrhunderte geſchmacklos nachzuahmen. Altes und Neues gatten ſich jetzt auf die erfreulichſte Weiſe allenthalben. Das Alte iſt dadurch verſchönert in Gegenwart übergetreten, verheutigt. Auch für den Kunſtfreund hat die Burg dadurch doppeltes Intereſſe erlangt, da er hier das neunzehnte Jahrhundert dem vierzehnten die Hand reichen ſieht. Und noch höhere Bedeutung erlangt ſie hierdurch beim Volke. Alles Große, was die Erinnerung an eine ruhmvolle Vorzeit, und alles Erfreuliche, was die Gegenwart in ſich trägt, vereinigt ſich ihm nun in der Marienburg.

Eins nur fehlt noch. Die Marienburg ſollte nicht bloß wie ein alter, ehrwürdiger Greis, der ſein Schaffen und Wirken im muntern Treiben des Lebens längſt beendet hat, müßig und unthätig daſtehn, wartend bis einer komme, der die Kunde alter Zeiten von ihr vernehmen will. Trägt ſie auch den Schmuck des Alters auf ihrem Haupte,

ſo laſſen doch die kräftigen glatten Mauern, die unverſehrten Gewölbe ihrer Hallen und Säle nicht das Mindeſte von Altersſchwäche an ihr wahrnehmen. Eine jugendliche Greiſin, lebenskräftig, friſch ſteht ſie da und blickt fragend umher, ob die Jetztwelt ſie immer müßig und unbenutzt werde ſtehen laſſen? Ein doppeltes Leben würde ſie erhalten, wenn auch die Gegenwart ſie mit irgend einer großen Bedeutſamkeit ſchmückte. Iſt ſie ſchon als geſchichtliches Denkmal ein Vereinigungspunkt für das Volk, wie viel mehr würde ſie es werden, wenn es ihr geſtattet würde, das Volk wirklich von Zeit zu Zeit um ſich verſammelt zu ſehen? Ein herrlicher Gedanke waren die beiden Muſikfeſte, die in dem großen Remter zur Ausführung kamen. Der Art ſollte mehr geſchehen und die alte Burg zum Mittelpunkte von preußiſchen Volksfeſten gemacht werden! Ein Feſt auf der Marienburg kann kein Hambacher Feſt werden! Auch wenn ihre Hallen, in denen vor Jahrhunderten des Landes Wohl berathen wurde, ſolcher Berathung von Neuem geöffnet ſtünden, wenn in ihnen der Landtag zuſammenträte, — auch dieſes würde ihr unmittelbar Leben und eine höhere Bedeutung im Treiben der Mitwelt geben. —

Die Deutſchen in der Krym.

Tauſende, beſonders Rheinländer und Schwaben verlaſſen immer noch alljährlich die Scholle, auf der ſie das Licht der Welt erblickten, und ziehen nach einem fremden Lande, um dort das Eldorado zu finden, nach dem ſie vergebens ſtreben. Und dieſe Auswanderer ſind nicht etwa Leute, die hier wie dort nichts zu verlieren haben und ſich nur auf das Spiel ſetzen, um reich zu werden oder unterzugehen; im Gegentheil, es ſind größtentheils betriebſame, ordentliche Deutſche, die ſich und ihre Familie dem ungewiſſen Schickſal in einem fremden Lande ausſetzen. — Die Unglücklichen bedenken in der Regel nicht den gewichtigſten Schritt in ihrem Leben und die Frau folgt blindlings dem harten Willen ihres Gatten, wohl wiſſend, daß ihr Glück nur mit dem ſeinigen

zuſammenhängt. Aber nur ſehr wenigen iſt es gegönnt, nach Verlauf mehrer Jahre ein Theil von dem zu erreichen, wornach dem Herzen es gelüſtete. Der übrige Theil geht in der Regel auf traurige Weiſe zu Grunde, oder friſtet ſpärlich ein elendes Leben, was ihm vielleicht zu Hauſe nie geworden. Es muß im Durchſchnitt erſt eine Generation vergehen, bevor nur in der Fremde der Zuſtand wiederum eintritt, der zu Hauſe aufgegeben wurde. Gewöhnung des Klima und der Sitten des fremden Volkes, unter denen der neue Wohnort geſucht wird, machen erſt eine Anſiedlung gedeihen und wenn ſchon an und für ſich jedes fremde Klima ſich dem Einwanderer feindſelig zeigt, ſo iſt es dieſes um ſo mehr in einem Lande, dem alle Kultur abgeht. Die ungeſundeſten Orte ſind durch Kultur den Menſchen zugänglich geworden und umgekehrt Gegenden, in denen früher eine hohe Kultur herrſchte, ſind mit dem Untergang derſelben ungeſund geworden. Es ſcheint mir wirklich, als wenn alle die Stoffe, die die Kultur bei Bebauung des Bodens zu ihrem Vortheil benutzt, unbenutzt als ſchädliche Effluvien zum Theil dem Boden entſteigen. Kolchis war in den früheſten Zeiten des Menſchengeſchlechtes durch ſeine Kultur berühmt und ſehr bevölkert; heut zu Tage treibt ſich eine geringe Zahl elender Menſchen, wenigſtens auf beiden Seiten des klaſſiſchen Phaſis (des heutigen Rion) herum, und Miasmen entſteigen dem feuchten Boden, auf dem Tauſende von Ruſſen, wenige andere Europäer begraben liegen.

Auf dieſer meiner Reiſe habe ich es mir beſonders angelegen ſein laſſen, mich mit den deutſchen Kolonien im ruſſiſchen Transkaukaſien bekannt zu machen, und trotz dem dieſen beſonders von der Regierung alles (was freilich in der weiten Entfernung nicht immer redlich ausgeführt wurde) geboten wurde, um einen blühenden Zuſtand ſobald als möglich zu erreichen, ſo waren doch die obwaltenden Umſtände der Art, daß erſt jetzt, nach beinahe drei Jahrzehnten, in den Kolonien, wo ſich deutſcher Fleiß und deutſche Treue erhalten hat, einigermaßen ein Wohlſtand beginnt, wie er im Vaterlande aufgegeben wurde. Mit der ganzen Geſchichte der Kolonien auf das Genaueſte vertraut, erlaube ich mir Einiges herauszuheben und zu Ihrer weiteren Verfügung zu ſtellen; vielleicht gelingt es Ihnen bei Bekanntmachung deſſelben, einen oder

den andern redlichen Deutſchen von einem Entſchluſſe abzuhalten, den er ſpäter nur mit Thränen bereuen kann.

Es gehört nicht hierher, die Gründe zu entwickeln, welche in den Jahren 1816 und 1817 über 1400 Familien beſtimmten, ihr derzeitiges Vaterland (Schwaben und Schwarzwald) zu verlaſſen, um im fernen Oſten, mitten unter moraliſch todten Völkern, ihren neuen Wohnſitz aufzuſchlagen. Es gereicht der ruſſiſchen Regierung zu großem Lobe, daß, wenn ſie auch entfernte Urſache zur beſtimmten Auswanderung gegeben hatte, ſich auf das Eifrigſte der Ausgewanderten annahm und ſelbſt den oft widerſinnigſten Beſchlüſſen der letzteren über Dinge, die ſie gar nicht verſtanden, Freundlichkeit entgegenſetzte. Der größte Theil obengenannter Familien befand ſich in wohlhabendem Zuſtande und war wegen ihres Fleißes und ihrer Ordnungsliebe hochgeachtet; leider verſtanden es aber andere, durch Verſtellung und Scheinheiligkeit die Gunſt der Redlichen und Wohlhabenden ſich zu verſchaffen, und durch dieſe Mittel zur Auswanderung zu erhalten. Und die letztern waren es beſonders, welche die Leitung der Geſchäfte und Religions-Uebungen an ſich zu bringen wußten und dabei auf ſchändliche Weiſe ihre redlichen Mitbrüder betrogen. Beſonders zeichnete ſich in dieſer Hinſicht der zweite große Zug von 1200 Familien im Jahre 1817 aus, während der erſtere ſich während der ganzen Zeit bis zum Ziele in der reinſten Sittlichkeit zu erhalten wußte.

Die Betrügereien ſelbſt, welche ſich die Vorſteher zu Schulden kommen ließen, waren es aber nicht allein, die den Keim der Verderbniß in die Auswanderungs-Geſellſchaft brachten, ſondern weit ſchändlicher waren die ſittlichen Verirrungen. Frauen und Männer hatten in der Heimath ihre reſp. Gatten verlaſſen, weil dieſe ihnen zu wenig chriſtlich, d. h. den eingeführten Neuerungen nicht abhold genug erſchienen, ſchämten ſich aber nicht, in neuer unerlaubter Verbindung zu ſtehen, oder ſogar eine zweite ungeſetzliche Heirath, — denn die erſte war gar nicht getrennt, — einzugehen. Es darf deßhalb nicht auffallen, wenn ſchon der Feind der Zwietracht ſich auf der Durchreiſe durch Ungarn einſchlich und Viele keinen andern Ausweg ſahen, als die Verſprechungen und Lockungen der ungariſchen Edelleute anzunehmen, und bei dieſen ihre bleibende

Wohnſtätte aufzuſchlagen. Je weiter der große Zug nach Oſten kam, um ſo größer wurde das Elend; denn zu den moraliſchen Leiden geſellten ſich die fyſiſchen und ſteigerten ſich alsbald zu einer fürchterlichen Höhe, die allen Glauben des Elendes überſteigt. In Ismail mußten die Auswanderer eine 24tägige Quarantaine halten und ſie erhielten dazu eine Inſel zur Verfügung. Iſt nun ſchon an und für ſich das Klima in den dortigen Gegenden jedem Fremdlinge feindſelig, ſo war es den armen Deutſchen auf der Inſel noch um ſo mehr, zumal ihnen alle Bequemlichkeiten abgingen und ſogar das Nothwendigſte, Nahrung und Kleidung, fehlte. Eine Art gelben Fiebers wurde alsbald epidemiſch und wüthete auf eine furchtbare Weiſe. Mit Schaudern gedenke ich ſelbſt noch der Erzählung eines Schwaben, der mir Alles mit Thränen im Auge berichtete. Ganze Familien lagen krank darnieder und niemand war da, der ſie nur einigermaßen pflegte. Das wenige Geld, das den Redlichen bei der ſteten Unterſtützung der Hülfloſen geblieben, war bald aufgezehrt und man wurde gezwungen, ſich der zum Theil ſelbſt nothwendigen Kleidungsſtücke zu entäußern, um nicht vor Hunger zu ſterben. Man ſollte kaum glauben, daß Wucher hier grade von denen, welchen die Leitung übertragen war, am meiſten getrieben wurde. Für wenige Groſchen kauften ſie einen Mantel oder ein anderes Kleidungsſtück, die ſie für eben ſo viel Thaler wiederum verkauften. Das grenzenloſe Elend mehrte ſich an jedem Tage. Ganze Familien ſtarben aus und Säuglinge verloren Mutter und Vater, bis auch ſie dem hülfloſeſten Zuſtande unterlagen. Bald ſtieg die Anzahl der Todten täglich bis auf hundert und gegen das Ende der beſtimmten Zeit wurde ſogar dieſe Zahl weit überſchritten. Ueber 1200 Mitglieder hatte die Geſellſchaft binnen vierundzwanzig Tagen verloren und kaum die Hälfte zog bleichen Angeſichtes, einem Skelette gleich, dem unſichern Ziele weiter nach. Aber auch auf dem Wege nach Odeſſa unterlagen noch manche dem Gewichte ihrer Leiden, und erſt bei ihren Stamm- und Glaubens-Genoſſen der dortigen Kolonien erholten ſich die Uebriggebliebenen allmälig. Man hätte glauben ſollen, daß ein ſolches Unglück lehrreich geweſen wäre. Ein großer Theil der Zurückgebliebenen widerſtand dem Zureden der Regierung in Odeſſa, ſich in der Nähe anzuſie-

deln, und zog, begleitet von 100 Familien der alten Koloniſten, 500 Familien ſtark, längſt der Nordküſte des ſchwarzen Meeres und über den Kaukaſus nach Tiflis, der Hauptſtadt Gruſiens.

Die erſte Schwierigkeit, welche ſich den neuen Koloniſten darbot, war, ein geeignetes und einigermaßen geſundes Land zu finden, und auch hierbei mußten erſt vielfache Leiden und Mühen überſtanden werden, welche von neuem manches Opfer verlangten. Die ganze erſte Zeit waren ſie gezwungen, in Tartaren-Zelten zu leben und ſogar zu überwintern. Die Regierung hatte ihnen zum großen Theil fruchtbare Gegenden angewieſen, aber einige mußten alsbald wieder verlaſſen werden, weil das Klima mörderiſch unter den neuen Anſiedlern hauſte, anderntheils machten die Eingebornen auf das früher öde, durch den Fleiß der Deutſchen nun kulturfähig gemachte Land alte Anſprüche geltend. So mußte ein Stück Land, das man mit unſäglichen Mühen urbar gemacht hatte, wiederum aufgegeben werden. Jetzt iſt es von neuem öde. Zum zweiten Male wurden dieſelben Mühen nothwendig, um neues Land der Kultur zuzuführen.

So entſtanden die bekannten transkaukaſiſchen Kolonien: Neutiflis, Alexanderdorf, Petersdorf, Marienfeld, Eliſabeththal, Katharinenfeld, Annenfeld und Helenendorf, und erſt jetzt beginnen die Bewohner der meiſten, ſich allmälig von Leiden, Mühen und Entbehrungen zu erholen, während die andern bis jetzt ſich noch nicht einer gewiſſen Wohlhabenheit erfreuen. Trotz der großen Fruchtbarkeit, die den Schwaben faſt mehr wie jedem andern Stamme eigenthümlich iſt, hat ſich die Zahl der Koloniſten nicht vermehrt und die neueſte genaue Zählung bringt nur 500 Familien, alſo gerade ſo viel, als damals auswanderten. Noch jetzt ſieht man auf den Geſichtern der ältern Leute deutliche Spuren der ausgeſtandenen Leiden, und während der Schwabe und Schwarzwälder ohne Zweifel einen ſchönen Menſchenſchlag bildet, findet man dort nur von Gram und Kummer gebeugte und körperlich häßlich gewordene Menſchen. Erſt an den Kindern, die ſeit ſechs bis acht Jahren geboren ſind, ſcheint ſich das Nationale wiederum auszudrücken, und ich habe jetzt in Transkaukaſien eben ſo ſchöne Kinder geſehen, wie ſie mir aus Schwaben erinnerlich ſind. So bedurfte es alſo

hier der langen Zeit von zwanzig Jahren, ehe ſich die Koloniſten zu einem Zuſtande aufſchwingen konnten, von dem aus nun erſt ein gewiſſer Wohlſtand möglich wird. Man frage aber jetzt in den ſich gleichgebliebenen Kolonien, wie z. B. in Helenendorf, ſelbſt die reichſten Bewohner, ob ſie ausgewandert wären, wenn ſie nur zum Theil die ausgeſtandenen Leiden geahnt hätten? Ein großer Theil von ihnen ſehnt ſich ſogar zurück und würde mit Freuden viele Vortheile ſeiner neuen Lage aufgeben, wenn dadurch die Möglichkeit der Rückkehr gegeben würde. Wenn auch bei den Fleißigeren nun allmälig ein materieller Wohlſtand, wie er vielleicht im Vaterlande nicht zu erſchwingen war, eintreten muß, ſo wiegen die damit verknüpften Entbehrungen und die mehr oder weniger unſichere Lage ihrer Exiſtenz doch nicht die Annehmlichkeiten der aufgegebenen Heimat auf. Bei dem beſten Willen nach Belehrung und Unterricht war es lange nicht oder nur im geringen Maße möglich, ſich ſelbſt und die Kinder einigermaßen zu bilden. Das Leſen- und Schreiben-Lernen konnte ſelbſt eine lange Zeit nicht ausgeführt werden, da die Koloniſten im Anfange zu arm waren und ſpäter ſich ſelbſt Lehrer und Schulmeiſter bei ihren eignen geringen Kenntniſſen erziehen mußten. Wenn auch hier wirklich Unglaubliches geſchehen iſt und vor Allem der Schulmeiſter in Helenendorf auch bei uns eine Zierde ſeines Amtes ſein würde, ſo iſt der gänzliche Mangel an Volksſchriften dem höhern geiſtigen Aufſchwung geradezu entgegen. Um nur die wenigen Religionsbücher zu erhalten, müſſen die guten Leute ſchon bedeutende Summen aufwenden. Umgeben von Tartaren, Armeniern und Gruſiern, die aller Kultur feind, auf einer ſehr tiefen Stufe der moraliſchen Bildung ſtehen, iſt ihnen der Austauſch der Gedanken und Ideen unmöglich, und ſo können Jahrzehende, ja vielleicht ein Jahrhundert vergehen, bevor eine nur geringe Verbeſſerung eingeführt wird. Die eigene mitgebrachte Bildung der Koloniſten beſitzt nicht den Grad, um das Beſſere in ihrer jetzigen Lage herauszufinden, und die Bewohner einiger Kolonien, z. B. von Alexanderdorf, haben die obwaltenden Hemmniſſe noch nicht bekämpft. Ihre Lage hat ſich ſeit der langen Anweſenheit in Gruſien um nichts gebeſſert und iſt eben ſo traurig faſt, als vor zwanzig Jahren. Ein gleiches hätte wahrſcheinlich mit Neutiflis

Statt gehabt, wenn nicht die Nähe der Hauptſtadt der geſammten kaukaſiſchen Länder, Tiflis, den Bewohnern zur Bereicherung alle mögliche Mittel geboten hätte. Und doch iſt der Wohlſtand nicht zu der Höhe gediehen, als man den obwaltenden günſtigen Umſtänden nach glauben ſollte, und es ſcheint, daß eben die Nähe der Stadt mit ihren zum großen Theil verdorbenen Bewohnern nicht vortheilhaft auf die Ankömmlinge gewirkt hat. Wenn es auch einzelne ehrbare Ausnahmen gibt, ſo zeichnen ſich die Neutifliſer von ihren Landsleuten durch Hang zur Betrugſucht und Mangel an Ordnungs- und Arbeitsliebe aus. Eliſabeththal, Katharinenfeld und Helenendorf zeichnen ſich, wie geſagt, durch ihren Wohlſtand aus und von ihnen iſt die zuletzt genannte Kolonie am meiſten ſich ſelbſt gleich geblieben. Sie bauen alle ihre Bedürfniſſe ſelbſt und haben Brod, Fleiſch und Wein im Ueberfluß. Aber trotz dem habe ich nicht gefunden, als ich eine Vergleichung mit unſern thüringiſchen und ſchwäbiſchen Dörfern anſtellte, daß dieſe ſich in geringerem Wohlſtande befänden. Wer fleißig und ordentlich iſt, wird auch bei uns, wie jetzt dort, nicht untergehen, und außerdem wird bei uns das Unglück nie ſo überraſchend und ſchnell erſcheinen können, als es dort der Fall iſt. Krankheiten verbreiten ſich raſcher und ſind beſonders bei dem Mangel an Aerzten gefährlicher. Die Zahl der Todesfälle ſind vorzüglich im erſten Kindesalter und kurz nach der Mannbarkeit häufiger, als bei uns, und das war die Urſache, warum in der langen Zeit von fünfundzwanzig Jahren die Bevölkerung in allen Kolonien ſich nur gleich erhalten hat. Ich glaube wohl mit Recht, daß vielleicht kein Dorf in Deutſchland exiſtirt, deſſen Bevölkerung in dieſer Zeit nicht zugenommen hätte. Fälle, wie wir ſie oft gar nicht kennen, treten dort oft urplötzlich auf und der ganze Wohlſtand eines Dorfes iſt mit einem Tage vernichtet. So überfielen im Jahre 1826 die Perſer die beiden Kolonien Helenendorf und Katharinenfeld und verwüſteten dieſe nicht allein auf eine furchtbare Weiſe, ſondern ſchleppten eine große Anzahl der Bewohner Katharinenfelds in ſchmähliche Gefangenſchaft. Wenn die ruſſiſche Regierung es ſich auch nach dem Friedensſchluſſe angelegen ſein ließ, die Unglücklichen zu requiriren und ihre traurige Lage zu verbeſſern, ſo ſind einige doch ſpurlos verſchwunden. Einer wurde nach

und nach durch ganz Vorderaſien und Nordafrika bis nach Algier verkauft und dort erſt durch Verwendung bei ſeinem frühern Landesherrn, dem Könige von Würtemberg, der Freiheit wiedergegeben. Eine ſolche Lehre heilt ſicher und ſo erfreut ſich wohl niemand des erreichten Vaterlandes jetzt mehr, als der frühere Sklave.

Den Werth der Deutſchen kennend, hat ſich die ruſſiſche Regierung bemüht, allenthalben in der Nähe von Hauptſtädten und Bädern deutſche Kolonien anzulegen und ſo iſt eine neue bei Schamachi (Schemache ruſſiſch), der Hauptſtadt der geſchaffenen kaspiſchen Provinz, und in der Nähe der achalziſchen Bäder entſtanden. Die erſtere wurde voriges Jahr von Deutſchen, ſchon in Rußland gebornen, beſonders von der Malaſchne, nördlich von der Krim, bevölkert. Man hatte den Armen nur die ſchönen Seiten Schamachi's, das Vorkommen von Feigen, Granaten, Lotuspflaumen, Wein u. ſ. w., ohne Zuthun einer menſchlichen Pflege, geſchildert, und da ſie, die Arbeit an und für ſich ſcheuend, in ein Land zu kommen glaubten, wo Milch und Honig fließt, ſo überließen ſie ſich, dort angekommen, einem grenzenloſen Leichtſinn. Anſtatt ſich zuerſt Häuſer zu bauen, um in ihnen eine ſichere Zufluchtsſtätte gegen die bisweilen feindſelige Witterung zu finden, erfreuten ſie ſich der ſchönen Jahreszeit mit Nichtsthun. Aber nur zu bald erreichte ſie ein ſchwarzes Verhängniß. Eine Hitze von 28 bis 32 Grad R., des Nachts ſich nur wenig abkühlend, rief eine Gallenfieber-Epidemie hervor und binnen wenigen Monden war die Geſellſchaft von ſechsunddreißig Familien faſt nur noch zur Hälfte vorhanden. So fürchterlich hatte des Todes Senſe gehauſt. Ich habe nicht leicht einen traurigern Anblick gehabt, als den, den mir die Kolonie bei ihrer Beſichtigung darbot. Noch nicht vollendete Häuſer lagen ſchon in Ruinen und der größte Theil der Bewohner brachte noch in den bedeckten Wägen zu. Die Beamten Schamachi's hatten ſich auf die freundlichſte Weiſe der Unglücklichen angenommen und ihnen haben Viele ihre Erhaltung zu verdanken. Traurigen Herzens fuhr ich weiter. Möchte doch Jedermann die Erfahrungen, die eigene Ueberzeugung geſchildert, in's Auge faſſen und lieber in der Heimath ein kleines Uebel ertragen, als ſich in die gemüthlich-kalte, weite Fremde zu wagen und dort Frau und

Digitized by Google

Kind einem Ungefähr, das nur ſelten zum Guten ſchlägt, anzuvertrauen.

Aeltere Sitten und Gebräuche.

Der Knopflochsorden.

Im Jahre 1602, am 27. Juli ſtiftete der in vielen Beziehungen ausgezeichnete, in acht Sprachen bewanderte [1]) Landgraf Philipp zu Butzbach [2]), der Sohn Georg I. von Heſſen-Darmſtadt, eine Geſellſchaft und Orden, den Knopflochsorden genannt, deſſen Statuten noch jetzt vorhanden ſind. Wir entnehmen daraus, als intereſſanten Beitrag zur Sittengeſchichte jener Zeit wörtlich Folgendes:

Von dem Durchlauchtigen Hochgebornen Fürſten und Herrn, Herrn Philippſen, Landgrafen zu Heſſen ꝛc. iſt eine Geſellſchaft oder Orden aufgerichtet worden alſo und dergeſtalt, daß ein Jeder, welcher ſich in dieſen Orden begeben würde, ein Knopfloch am linken Aermel über dem Ellbogen, auf beeden Seiten mit rother Seyden, auch unten und oben mit weißen Ringelln, und daß das Loch bis auf das Hembde durchgeſchnitten ſeye, haben und tragen ſolle, und welcher ſolches zu zweyen Jahren, an allen ſeinen Kleidern, ſo Er anziehen wird nicht hat, der ſoll der ganzen Geſellſchaft Hundert Reichsthaler oder ſein beſtes Pferd zur ohnnachläſſigen Straffe verfallen ſeyn. Von ſolchem Geld aber ein Ringelrennen oder Banquet zu halten, ſoll dem Patronen oder deßen Lieutenant frey ſtehen, und damit auch Keiner, welcher dieſes Ordens iſt, oder ins Künſtige darinnen aufgenommen wird, der

[1]) Er überſetzte die ganze heil. Schrift in das Deutſche.

[2]) Der Prinz verbrannte in einem Schwitzbade, indem ſich der Branntwein entzündete, und der Badende, durch die Gicht gehindert, ſich nicht retten konnte (28. April 1643).

Unwißenheit vermeintlich ſich zu entſchuldigen und ſein Verbrechen damit zu beſchönen heete, iſt hierinnen außdrucklich von den Hochlöblichen Patronen und deßen Lieutenant und andern Ordens Verwandten verabſchiedet und beſchloßen worden, daß dieſer Orden benambſte ſtet, feſt und ohnwiederſprechlich gehalten werden ſoll. Und im Fall einer ſolchen entwann brechen, nicht halten oder ſonſten verachten würde, ſoll derſelbe gleich ohne Erbandnuß in obige Straffe der 100 thlr. oder ſeines beſten Pferds gefallen ſeyn. Ebenermaßen ſoll derjenige, welcher im Verbrechen wegen Vetter- Schwäger- oder Sippſchaft, durch Gunſt, Geſchenk oder andern Urſachen Ihme ſein Verbrechen verdecken und ſolches verſchweigen helffen wolte, ſo ſoll derſelbe Verſchweiger dem Orden in doppelte Straffe gefallen ſeyn. Welches alſo zur Nachrichtung Kürzlich begriffen, damit ſich ein jeder, ſo gedachtem Orden zugethan, habe und wiſſe ſich zu verhalten und auf verbrechen der Unwißenheit ſich nicht zu beſchönen. —

Der Orden zählte bald nach ſeiner Entſtehung 67 Ordensperſonen, darunter 55 Adelige, 6 Gräfliche und 6 Fürſtliche. Die Letzteren waren:

1) Herr Landgraf Philipp, als Ordenspatron.
2) „ „ Ludwig der jüngere [1]).
3) „ „ Friedrich [2]).
4) „ Markgraf Joachim Ernſt zu Brandenburg.
5) „ Fürſt Rudolph zu Anhalt.
6) „ „ Ratzivil Dirzarum Dux è Dubnikis.

Die Gräflichen Perſonen waren:

1) Herr Graf Otto, Wild- und Rheingraf.
2) „ „ Albrecht Otto zu Solms.
3) „ „ Philipp von und zu Hanau.
4) „ „ Emich zu Leinigen, Herrn zu Dachsburg.
5) „ „ Johann der jüngere zu Naſſau.
6) „ „ Samuel zu Sinckelcan.

---

[1]) Als Ludwig V. Regierungsnachfolger Landgraf Georg I.
[2]) Ebenfalls Sohn Georgs I. und Stifter der heſſen-homburgiſchen Linie.

Digitized by Google

Um darüber eine Controle zu haben, ob die einzelnen Ordensperſonen auch wirklich den Statuten gemäß handelten, erging ein Ausſchreiben an alle Beamte in den Aemtern, in welchen dieſelben ſeßhaft geweſen.

Es läßt ſich aus den wenigen Bruchſtücken, welche jetzt noch vorhanden ſind, durchaus nicht entnehmen, welchen Fortgang dieſe Geſellſchaft gehabt und wann und warum ſolche etwa ſich aufgelöſt hat. Vielleicht hat der 1618 ausgebrochene dreißigjährige Krieg auch hier zerſtörend eingewirkt.

(Mitgetheilt von dem Geheimen Archivar ꝛc. L. Baur.)

Moral des Staatslebens.

Geſpräch zwiſchen drei Oſtpreußen über den preußiſchen Staat.

Ich befand mich unlängſt in dem Gaſthauſe einer kleinen oſtpreußiſchen Stadt. Drei Bürger hatten ſich hier eingeſtellt, um bei einem Glaſe Bier den naßkalten Herbſtabend mit einander zu verplaudern. Es war, wie ich vom Wirthe ſpäter erfuhr, ein alter Wachtmeiſter, ein Müller und ein Executor, die hier mit einander disputirten. Leid that es mir, den Anfang des Geſprächs nicht gehört zu haben.

Wachtmeiſter. Sagt, was Ihr wollt, ich bleibe dabei, unſer preußiſcher Staat iſt ein militäriſcher Staat. Friedrichs Ehre, ſagt unſer Hauptmann, ſteht mit Sternenſchrift am Himmel. Da ſollen nicht Ruſſen, nicht Franzoſen und kein Militär der Welt ſie wieder herunterreißen.

Exekutor. Gut, daß Du auf den alten Fritze kommſt, das gibt mir recht Waſſer auf die Mühle. Hat er nicht einſt zum Präſidenten v. Schrötter in Marienwerder geſagt: „Ich bin der erſte Ju-

ſtizkommiſſarius im Lande und muß dem lieben Herrgott Rechenſchaft ablegen, wie Er mir, Schrötter?

Müller. Und hat er nicht dem Müller Arnold beigeſtanden, ſelbſt gegen das hochweiſe Kammergericht, ſo daß ſein Ruhm in alle Weltgegenden gedrungen iſt, ſeiner Gerechtigkeit halber?

Exekutor. Und hat er nicht das Landrecht angeordnet, daß Jedermann Recht und Gerechtigkeit finde?

Müller. Und daß man ohne Plackerei ſein Gewerbe betreiben und ſein erworbenes Gut in Ruhe genießen und für die Kinder mit Sicherheit mehren könne, wenn man es verſteht?

Exekutor. Der preußiſche Staat iſt ein juriſtiſcher Staat, mein' ich.

Müller. Alſo ein Rechtsſtaat?...

Wachtmeiſter. Und ich bleibe dabei: er iſt ein militäriſcher Staat! Wollt Ihr mir meinen Vorrang in der Geſellſchaft beſtreiten? Ei, ſeht doch! wißt Ihr denn nicht, daß faſt die Hälfte aller Einnahmen des Staates auf's Militär verwandt wird? Habt Ihr's nicht neuerdings noch geſehen, daß der König mit ſammt ſeinen Prinzen militäriſch ſich trägt? Iſt Euch nicht bekannt, daß jedes Kind, wenn's keine Marjell [1]) iſt, Soldat werden muß? daß jedes Gewerbe, welches betrieben wird, zur Erhaltung der Soldaten beiſteuert? daß die Pferdezucht begünſtigt wird, um unſere Reiterei und unſer Geſchütz gut zu verſorgen? daß das Schulweſen gehoben worden, um brave Unterofficiere heran zu bilden?

Müller. Komm doch zu Athem, Bruder. Will dir helfen! alſo — die Sonne ſcheint, um den Soldaten den Exercierplatz zu beleuchten: der Regen fällt, um den Soldaten Kühlung zu bringen, — der Winter tritt ein, daß ſie ſich ſchlafen legen können...

Exekutor (lachend). So recht, ſo recht, Müller! ſo kann man ſich ſelber hinſtellen, wo man will, und iſt doch immer in der Mitte der Welt, und der Himmel lagert gleich weit von Einem auf der lieben Erde.

---

[1]) Mädchen.

Wachtmeiſter. Donnerwetter, was iſt unſer Staat denn für einer? doch wohl nicht ein Freiſtaat?

Müller. Was ſoll das, Wachtmeiſter? Du glaubſt deine Ehre angegriffen, weil wir dir nicht zugeben wollen, unſer Staat ſei ein militäriſcher; glaub' aber, ich achte und ehre, ja ich liebe den Soldatenſtand, dem auch ich einmal angehört habe, ja noch angehöre.

Wachtmeiſter. Das iſt eben das Unglück, ſagt unſer Hauptmann; das iſt eben das Unglück, daß es jetzt gar keinen rechten Soldatenſtand bei uns mehr gibt, die Offiziere ausgenommen! Da ſpielt jeder Bauer und Bürger ſo ein paar Jahre Soldatchen mit und dann iſt's aus mit dem Soldatſein. Dabei kann der rechte Heldengeiſt nicht mehr aufkommen. Und die Landwehr nun vollends! Das dünkt ſich Soldat zu ſein: ſieht aus wie Soldat, marſchirt und paradirt mitunter beſſer wie die älteſten Regimenter, und nach vier Wochen, nach abgethaner Revue heißt's wieder: Gevatter Schneider und Ellenmeſſer an dein Handwerk! Bauer hinter deinen Pflug.

Exekutor. Warum mögen doch all' dieſe Einrichtungen gemacht worden ſein? Herr Nachbar, iſt das etwa um den militäriſchen Staat zu vollenden?

Müller. Gibt's keinen rechten Soldatenſtand mehr, die Herrn Offiziere ausgenommen, wie unſer Wachtmeiſter ſagt, und der preußiſche Staat ſoll doch ein militäriſcher Staat ſein; ſo muß es am Ende genauer heißen: er ſei ein Offizierſtaat.

Exekutor. Vom Generalſtaate hab' ich wohl einmal etwas gehört, Müller, aber nichts vom Offizierſtaate, und wenn am Ende unſres Wachtmeiſters militäriſcher Staat zu einem Generalſtaate ſich erhebt oder einſchrumpft, dann bleibt er ſo gut dahinter, wie wir, und gehört nur noch zum Staate, wie der Diener zum Herrn oder der Eſel zum Müller, oder ....

Wachtmeiſter. Herr, bei meiner Ehre, Sie vergeſſen, wen Sie vor ſich haben! darum bitt' ich, nichts von Dienern, Eſeln und dergleichen.

Müller. Ruhig, Freunde! das führt zu Krieg, wenn der Eine ſtichelt und der Andre ſich in die Bruſt wirft. Möchte mir lieber Je-

mand ſagen, was ein militäriſcher Staat iſt, dann würde ſich ja wohl herausſtellen, ob der unſrige ein ſolcher iſt oder nicht.

Wachtmeiſter. Nun, das iſt bald geſagt! Ein militäriſcher Staat iſt ein ſolcher, in welchem der Soldat den oberſten Rang einnimmt. Darum allein iſt der Streit, um die Ehre, um die Ehre! Dem ächten Soldaten geht nichts über die Ehre. Davon lebt er, iſt eins mit ihr. Das Ehrenwort einmal gegeben, darf er nicht zurücktreten, und müßte er ſich ſelbſt eine Kugel durch den Kopf jagen.

Exekutor. Für dieſe Ehre dank' ich. Die ziemt keinem frommen Chriſten, und an Weib und Kind mag ich gar nicht denken! Bin auch Soldat geweſen, hab's eiſerne Kreuz, hab's Pulver gerochen, nicht blos beim Manöver. Aber da hieß es nicht Ehre und blauer Dunſt, ſondern: „Mit Gott für König und Vaterland!" und wenn die Kanonen brummten und die blauen Erbſen hageldick fielen, da gedachten wir an das theure Heimathsland, das die Beute des Eroberers geworden, und vorwärts trieb's; — davon weiß ich zu reden.

Müller. Die Ehre wird man dir nimmer rauben können, welche dir Dein Kreuz da ſichert. Sie werden immer ſeltner, die dieſes Ehrenzeichen tragen. Noch ein 20 Jahr laßt uns ins Land gehen, ſo wird die Erſcheinung eines Greiſes, deſſen Bruſt dieſes Zeichen ſchmückt, der Jugend Thränen der Begeiſterung in die Augen locken, oder mein biedres Volk müßte umſonſt gehärtet ſein durch den Hammer der Noth.

Wachtmeiſter. Aber ſoll denn der Glanz, welchen die Freiheitskämpfe dem Namen Preußens verliehen, dem Militär ganz entzogen werden? Sind nicht in ſeinen Reihen die meiſten von denen zu finden, welche damals ihr Blut für den König verſpritzten?

Exekutor. Mit Gott, für König und Vaterland war der Feldruf, mit dem Preußens Fahnen zur Seine drangen. Mit Gott werde unſer Kampf geführt, das tönte in der Bruſt jeden Kämpfers wieder. Denn von Gott kommt Brod und Recht und Glaube, und wer mir eins raubt, das andre mit Füßen tritt und das dritte höhnt, gegen den kämpft man mit Gott.

Müller. Nun haſt du den alten Sieger von Leipzig ins Feuer

getrieben. Da magſt du ſehen, wie du mit ihm fertig wirſt. Aber mit unſerm Satze kommen wir ſo nicht weiter. Deine Erklärung, was ein militäriſcher Staat ſein ſoll, will mir noch nicht einleuchten. Von den Schweizern weiß ich, heißt's, ſie bilden einen *Bauernſtaat*: unter ihnen gibt es nur Bauern, Edelleute, welche ihrem Adel entſagt haben und in jeder Hinſicht Bauern geworden, aber edel ſind in Geſinnung und That. Auch habe ich von Venedig geleſen, das ſei ein *Kaufmannsſtaat*, weil der Kaufmann hier Herr iſt und ſeinen Vortheilen Alles dienen muß. Von Polen wird erzählt, das ſei ein *Adelſtaat* geweſen, wo zuletzt der König ſo viel galt als der Bauer, und gerade das ſei die Urſache ſeines ſchmählichen Unterganges geworden. Aber von einem *militäriſchen* Staate hab' ich nichts gehört. Soll nun nach deiner Anſicht unſer Staat ein ſolches Ding ſein, ſo müßte er entweder aus lauter Militär beſtehen oder Alles dem Militär dienen und um ſeinetwegen nur da ſein, was eben ſo viel ungefähr heißen möchte, als wenn einer meinte, der Bettelmann ſei um des Staates willen da, welcher ihn gegen die Hunde ſchützt.

Wachtmeiſter. Na, mein Freund, nichts von Stock und Hunden! Das paßt nicht zum Militär!

Müller. Um ſo beſſer aber zum militäriſchen Staate: denn ſollte, was Du vorhin ſagteſt, richtig ſein, daß derjenige ein militäriſcher Staat wäre, in welchem das Militär die meiſte Achtung genöſſe, ſo würde das mehr auf die Zeit vor Anno 7 paſſen, als auf die unſrige. Wenigſtens trommelte damals das Militär faſt mehr auf dem Rücken der Bürger, als auf der Trommel. Aber gerade damals iſt ſchwerlich ein Rekrut abgekommen, ohne hundert mal den Ehrentitel: „du Hund!" erhalten zu haben; und der Stock war bekanntlich das Ehrenzeichen jedes Unteroffiziers. Dank und Ehre unſerm verſtorbenen Könige, der dieſem Unweſen ein Ende gemacht.

Exekutor. Auch Ehre dem jetzigen Herrſcher, der uns den Frieden erhalten will. Er macht's eben ſo wie der alte Fritze: Sorge auf den Wehrſtand gewendet, damit die da draußen Reſpekt haben, und Niemand uns zu nahe treten darf.

Wachtmeiſter. War es nicht Friedrich der Große, welcher in

einem wohlgeübten Militär den ſicherſten Schild des Vaterlandes erkannte?

Müller. Allerdings, das ſteht in ſeiner Lebensbeſchreibung. Da findet Ihr auch ſein Teſtament, und in dem iſt nichts vom Militär zu leſen, wohl aber viel Schönes und Rührendes von Land und Volk. Und ſogar in dem, was du von ihm anführſt, liegt die Wahrheit zu Tage: das Heer ſei da um des Vaterlandes willen, wie der Schild um des Ritters willen, nicht umgekehrt, folglich iſt das Vaterland die Hauptſache, nicht das Militär. Dieſes letztere finde in der Sicherheit und Größe ſeines Vaterlandes die ſchönſte Ehre.

Wachtmeiſter. Aber der alte Fritze hob doch das Militär über alle Stände.

Exekutor. Vor dem alten Fritze präſentir ich's Gewehr jederzeit. Iſt das ſo, Nachbar Müller, wie der Wachtmeiſter ſagt?

Müller. Wohl iſt's ſo geweſen. Laßt mich ausreden. Beſſer noch, antwortet ſelber. Welche Abſicht hat der Zollverband, dieſer Stolz Preußens und dieſes Aergerniß des neidiſchen Auslandes?

Wachtmeiſter. Nun, Beförderung von Handel und Gewerbe.

Müller. Weßhalb iſt die Erbunterthänigkeit aufgehoben und die Separation des ländlichen Beſitzes eingeführt worden?

Wachtmeiſter. Um den Landmann zu heben.

Müller. Warum ſind Innungen und Zünfte vernichtet?

Exekutor. Da kommſt Du auf den rechten Punkt. Das hätte der alte Fritze nimmermehr gethan. Deinem Vater hat's Schaden genug gethan.

Müller. Durch Schaden wird man klug, und Klugheit iſt mehr werth als blindes Glück und bringt am Ende doch mehr ein. Doch wie die Gewerbefreiheit wirke, davon laßt uns ſchweigen, ich frage nur nach ihrem Zweck.

Wachtmeiſter. Erweckung des Wetteifers, Belebung der Induſtrie, — das iſt nicht zu leugnen.

Müller. Warum iſt die Städteordnung eingeführt?

Exekutor. Die hätte beſſer wegbleiben können! Die Schreier, ſagt man, regieren. Die honetten Leute bleiben davon. Und ſeitdem ſind die Abgaben erſt recht geſtiegen.

Müller. Und doch beneidet's uns der Franzoſe. Einer hat ſogar geſagt: Städteordnung und Aufhebung der Erbunterthänigkeit, ſowie die Abſchaffung der Privilegien habe die denkwürdigen Siege erfochten, die Frankreich demüthigten. Die Abſicht jener Einrichtung zielte allein auf die Erhebung des Städtewesens und ſomit des Bürgerſtandes hin; das wird mir keiner leugnen können. Ich aber frage weiter: wozu die umfaſſenden Anſtalten für Volkserziehung und Bildung?

Exekutor. Daß der Vater über ſein eigen Kind nicht mehr Herr iſt, ſobald die Schulſtunde ſchlägt. Sag' ich, Junge, du bleibſt mir heute zu Hauſe, ſo brüllt er los, wie unſer einer ehedem, wenn man nicht zur Puppenkomödie gehen durfte.

Wachtmeiſter. Ja, Bildung und Erziehung, das iſt die Hauptſache; dafür haben auch wir unſre Kompagnie-Schulen.

Müller. Ich frage nach dem Zwecke, den unſer Landesherr damit verknüpft, wenn er ſeinen entſchiedenen Willen dahin ausſpricht, daß kein Kind in ſeinem Staate ohne Unterricht aufwachſen ſoll?

Wachtmeiſter. Nun, ſicher das Wohl ſeines Volkes. Keiner meint's treuer mit ſeinem Volke, als unſer König.

Müller. Noch eine letzte Frage. Wohl hat unſer ehrenwerther Wachtmeiſter ganz recht, wenn er ſagte, einen Soldatenſtand, wie ehemals, zum Drittel aus Fremden zuſammengeſetzt, einen ſolchen gibt's nicht mehr: wohl aber ein vaterländiſches Heer, welches dauernder des großen Friedrichs Zuverſicht bewähren wird, als die Söldlinge der alten Welt. Und warum das? wozu die ſtaunenswerthe Organiſation der Landwehr, nicht minder Gegenſtand des Neides als der Scheu für ein nicht immer freundſchaftlich geſinntes Ausland? Glaubt mir, Thatſachen reden zu laut. Wer ſie zu deuten weiß, der kann nicht zweifeln, daß in unſerm Vaterlande kein Stand, keine Berufsart bevorrechtet ſei. Sobald ein Glied des Leibes überwuchernd den übrigen die Nahrung entzieht, ſo iſt die Auflöſung des Ganzen nicht mehr fern. Wir haben die Zeit erlebt, in welcher jene Wahrheit bis zu einem früher noch unerreichten Grade zur Wirklichkeit geworden, daß der Staat nämlich der beſte ſei, in welchem bei möglichſter Beförderung der Freiheit und des Wohlbefindens jedes Einzelnen, doch das Ganze mit

ſicherer Hand gehalten und geleitet wird, ſo daß dieſes nicht dem Einzelnen zur Beute werden, der Einzelne aber auch nicht im Ganzen untergehen kann. Das iſt kein Bauern-, kein Kaufmanns-, kein Adels-, aber auch kein militäriſcher Staat, — es iſt der preußiſche Staat!

M. N.

Die neueſten geografiſchen Entdeckungen.

Der große See im Innern Auſtraliens.

Von dem Hauptmann Sturt, welcher die Expedition zur Erforſchung des Innern Süd-Auſtraliens befehligt, ſind Mittheilungen vom 14. Oktober v. J. in London eingegangen, wonach die Hypotheſen, welche bald eine Granitmaſſe, bald eine Sandwüſte, bald ein großes Binnenmeer in jene großen, von Europäern noch nicht betretenen Räume verlegt haben, zu Gunſten des letzteren entſchieden ſein würden.

Hauptmann Sturt ſchreibt aus dem Lager zu Laidleys Pond am Murreyfluß, dem Ort, wo die frühere Expedition von den Wilden niedergemacht worden ſein ſollte: „Die Nachricht von Hauptmann Mitchell's Niederlage iſt gänzlich erdichtet, die Wilden ſind im Gegentheil ſo friedlicher Art, daß die Familien in Schaaren herbeikommen, uns zu beſuchen. Die alten Leute, welche mich vor 15 Jahren geſehen, erkannten mich freudig wieder, obgleich ſie mich damals nur ein paar Stunden geſehen hatten. Ich hatte mich vorbereitet den Tod meiner Landsleute blutig zu rächen, aber ich habe nicht einmal eine Waffe in den Händen der Wilden geſehen. Der Einfluß des Miſſionärs Eyre hat die günſtigſten Folgen gehabt, ſo wie die ganze Behandlung von Seiten der ſüd-auſtraliſchen Kolonie.

„So eben kommt mein Vorpoſten Poole von ſeiner Streiftour zurück und die Zeit iſt zu kurz um eine beſondere Depeſche zu ſchreiben, da ich zum Aufbruch kommandirt habe; deßhalb hier ſein eigner Be-

richt: „Ein großes Meer von dunkelblauer Farbe erſtreckt ſich jenſeits der Berge in unabſehbarer Weite mit Inſeln und ungeheuern Gebirgen, die ſich nach Norden ziehen. In der Mitte erſcheint eine Inſel in der Geſtalt eines Kelches."

„Wir werden nun unverzüglich die Berge überſchreiten und dieſes Meer beſchiffen, welches noch niemals einen Kiel getragen an an deſſen Ufer noch niemals eine Flagge geweht hat."

Lund's Forſchungen in Auſtralien.

Aus Rio-Janeiro ſchreibt man unter dem 24. März, daß der däniſche Naturforſcher und Geolog Dr. Lund nach dreijähriger Reiſe im Innern Braſiliens merkwürdige Entdeckungen gemacht, welche den unwiderſprechlichen Beweis lieferten, daß längſt vor Kolumbus dort ſkandinaviſche Kolonien exiſtirt hatten. Außerdem fand er in der Provinz Minas Geraes Menſchenknochen und ganze Menſchenſkelette in foſſilem Zuſtande. Sehr viele Schädel fand er darunter, von welchen faſt alle den Karakter der einzelnen braſilianiſchen Stämme haben, nur mit der Ausnahme, daß einige Schneidezähne hatten, welche den Mahlzähnen ganz ähnlich ſind, was auch bei den ägyptiſchen Mumien beobachtet worden. Man will aus dieſem Fund den Schluß ziehen, daß Südamerika vor allen andern Welttheilen mit Menſchen bevölkert geweſen ſein müſſe, da nirgendwo foſſile Menſchenknochen evident nachgewieſen worden ſind.

Drei neue Inſeln im ſtillen Meere.

Der Befehlshaber des belgiſchen Schiffes „Induſtriel", welches der Seefahrer-Geſellſchaft zu Brüſſel gehört, hat auf einer Reiſe im ſtillen Meere drei bisher unbekannt gebliebene Inſeln entdeckt, welche zum Archipel der niedrigen Korallen-Inſeln gehören. Er ging mit ſeinem Fahrzeuge den 19. Juli 1844 von Taheiti ab, um in dem vorgedachten Archipel Perlenmuſcheln zu ſuchen. Zu ſolchem Zweck nahm er den 22. deſſelben Monats von der Ketteninſel 55 Taucher mit und wandte ſich nach dem Eiland Surray oder S. Pablo, das kurz vorher durch 32 Eingeborne von der Ketteninſel zuerſt bevölkert worden.

Digitized by Google

Dann nahm er ſeine Richtung nach der Inſel la Harpe, von wo er die zur Perlenmuſchel-Fiſcherei geeigneten Oertlichkeiten aufſuchen wollte. Den 9. Auguſt rief die Schiffswacht Land im Norden: und bald nachher erblickte man eine mit niedrigem Gehölz bedeckte Inſel, deren Eingeborne in zerſtreuten Hütten an der Küſte wohnten. Da dieſe Inſel noch auf keiner Seekarte verzeichnet war, nannte ſie ihr Entdecker nach ſeinem Schiffe Induſtriel. Von den Eingebornen, deren fünf zu ihm an Bord kamen, wurde ſie Wairatea genannt. Sie liegt unter 19° 10′ ſüdlicher Breite und 139° 10′ weſtlicher Länge von Greenwich. Den Andeutungen eines der Inſulaner folgend, entdeckte man eine zweite unbekannte Inſel, Nukutauake von den Eingebornen und von Kapitän d'Houdt Leopold I. genannt. Sie befindet ſich unter 19° 11′ ſüdlicher Breite und 138° 35′ weſtlicher Länge. Von dieſer Inſel konnte man ganz genau eine dritte, ebenfalls noch unbekannte ſehen, welche die Eingebornen unter dem Namen Pinake bezeichneten, und die von den Belgiern Königin Louiſe umgetauft wurde. Sie liegt unter 19° 20′ ſüdlicher Breite und 138° 28′ weſtlicher Länge.

Geſetzgebung.

Geſetz zur Verhütung der Weinverfälſchung.

Mitgetheilt von Hrn. Friedensrichter A. Grebel in St. Goar.

Bei den in den letzten Jahren immer häufiger gewordenen Beſchwerden über Verfälſchung der Weine, wodurch nicht allein das Publikum hintergangen, der öffentliche Geſundheitszuſtand gefährdet, ſondern auch der gute Ruf der weinerzeugenden Gegenden untergraben und jeder rechtliche Weinhändler beeinträchtigt wird, dürfte die Anſicht, welche man im vorigen Jahrhundert davon hatte, um ſo weniger ohne Intereſſe geleſen werden, als das nachſtehende dagegen gerichtete Geſetz den

gordiſchen Knoten der Kontroverſe durchſchneidet, ob Zucker-Zuſatz eine Verfälſchung des Weines ſei, oder nicht. Das für die ehemalige heſſiſche Grafſchaft Niederkatzenelnbogen erlaſſene Geſetz lautet folgendermaßen:

„Wir Friedrich von Gottes Gnaden der Schweden, Gothen und Wenden König ꝛc. ꝛc. ꝛc. Landgraff zu Heſſen, Fürſt zu Herßfeld, Graff zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhayn, Nidda und Schaumburg ꝛc. ꝛc.

Fügen Jedermänniglich in Unſeren Heſſiſchen Fürſtenthümern und darzu gehörigen Graff- und Herrſchaften hiermit zu wiſſen, und iſt allenthalben bereits mehr als zuviel bekandt; Was maaſen das in denen älteſten Reichs-Geſetzen Anno 1497 und hernach höchſtverpoente Wein- und Gifftmiſchen ſeit einiger Zeit in mancherley Weiſe und Geſtalt hin und wieder von neuem Ueberhand genommen, und von gewinnſüchtigen und ehrvergeſſenen Leuten vielen Menſchen durch gemachte Weine an Leben und Geſundheit ein unerſetzlicher Schade zugefügt, und groſſe Betrügereien verübt und getrieben worden.

Nachdem Wir nun ſothanem Unweſen vorbeugen und die dadurch Unſern getreuen Unterthanen bevorſtehende Gefahr, ſo viel thunlich, abzuwenden eine Nothdurfft ermeſſen; So ſetzen, ordnen und wollen Wir hiermit, daß diejenige, welche die Weine mit Mineralien, Silberglett und dergleichen zu vergifften und ſchädlich und ungeſund zu machen, ſich unterfangen, ohne einige Gnade mit dem Strang vom Leben zum Tod gebracht, diejenige aber, ſo die Verfälſchung mit Vegetabilien, Roſinen und Zucker verüben, ausgepeitſcht und auf ewig des Landes verwieſen, auch die Helffers Helffere, welche Handreichung darzu thun, oder nur Wiſſenſchaft davon haben, und ſolches der Obrigkeit nicht anzeigen, vor ewig mit dem Zuchthaus geſtraft werden ſollen.

Wornach ſich alſo ein Jeder zu achten, und vor Schaden und Beſchimpffung zu hüten hat; Und damit ſich niemand mit der Unwiſſenheit zu entſchuldigen haben möge: So ſoll dies Geſetz und Verordnung durch öffentlichen Glockenſchlag zu Jedermanns Nachricht verkündiget, auch jährlich von der Cantzel abgeleſen und an gewöhnlichen Orten affigiret werden.

Urkundlich Unſers freund vielgeliebten Herrn Bruders und Statt-

halters Lbd. eigenhändigen Unterſchrifft und beygedrucktem Königl. und Fürſtl. Secret-Inſiegels.

Caſſel den 15. Tag Decembris 1750.

Nomine Regis

Wilhelm. (L. S.)

vt. Calckloff.

Wenngleich wir den Weinverfälſchern die angedrohten Peitſchenhiebe, die Landesverweiſung, die ewige Gefangenſchaft und den Strang erlaſſen mögten, ſo wäre es dennoch im öffentlichen Intereſſe ſehr zu wünſchen, daß der Art. 318 des rheiniſchen Strafgeſetzbuchs, wonach Weinverfälſchung bis zu 500 fl. Geldbuße und zwei Jahre Zuchthaus beſtraft werden kann, öfter zur Anwendung kommen mögte, indem dieſes Vergehen ſich leider täglich mehr ausbreitet und ohne alle Scheu ganz geſchäftsmäßig getrieben wird.

Populäre Arithmetik.

Verhältniß der Geiſtlichkeit zur Einwohnerzahl in den verſchiedenen Ländern Europas.

Es iſt nicht unwichtig in unſerer Zeit, wo die religiöſen Bewegungen mit erneuerter Thatkraft hervortreten, einen Blick zu werfen über den Stand der Geiſtlichkeit und ihr Zahlenverhältniß zur Bevölkerung in den verſchiedenen Staaten Europas. Die nachfolgenden Angaben konnten, um den möglichſt größten Grad von Authentizität zu erlangen, der Gegenwart nicht näher gerückt werden, als bis 1840. Da ſich ſeitdem die Verhältniſſe nicht weſentlich verändert haben, und nur das Schisma im Schooße der römiſch-katholiſchen Kirche Deutſchlands, eine an manchen Orten größere, an andern dagegen unbedeutendere Abweichung veranlaßt hat, kann man, im Ganzen genommen, das angenommene

Verhältniß als noch beſtehend betrachten. Es wird ein Leichtes ſein, aus der nachfolgenden Ueberſicht intereſſante Zuſammenſtellungen und Vergleichungen zu entnehmen. Dies mühloſe Geſchäft mag jedoch dem Scharfſinne des Leſers überlaſſen bleiben; jedenfalls kann es Veranlaſſung zu verſchiedenartigen Bemerkungen bieten.

1. Geiſtlichkeit in Deutſchland.

Auf dreizehn Millionen katholiſche Einwohner zählt man in den zum deutſchen Bunde gehörigen Ländertheilen Oeſterreichs 19,460 Geiſtliche, oder 1 auf 667 Seelen. Das Einkommen der Geiſtlichkeit beläuft ſich auf etwa 11 Mill. fl. Konventionsmünze, alſo im Durchſchnitt 565 fl. für jeden Einzelnen. Die 120,000 evangeliſche Angehörigen Oeſterreichs haben 82 Geiſtliche (1 für 1463 Seelen), mit einem Einkommen von etwa 50,000 fl., mithin 609 fl. für jeden Einzelnen.

In Preußen zählt man für 11½ Millionen Einwohner der verſchiedenen Konfeſſionen 9578 Geiſtliche, alſo 1 auf 1200 Einwohner. Ihr jährliches Einkommen beläuft ſich auf 4 Millionen Thlr., alſo 417 Thlr. für jeden Einzelnen. In den übrigen deutſchen Staaten zählt man auf 16 Millionen Einwohner der chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe 11,800 Geiſtliche, oder 1 auf 1356 Seelen. Ihr Einkommen beläuft ſich auf 9 Millionen fl., oder 763 fl. für jeden Einzelnen.

In Frankreich werden 31½ Millionen Katholiken in geiſtlicher Beziehung verwaltet von 6 Kardinälen, 13 Erzbiſchöfen, 66 Biſchöfen, 30 Großwürdenträgern, 468 General-Vikaren, 684 Chorherren, 1788 Titulatur-Chorherren, 3083 Pfarrern, 22,475 Pfarrhelfern, 5765 Vikaren, 439 Kaplane, 839 Almoſenpflegern, 1176 andern Prieſtern, 1044 Jeſuiten, 183 Trappiſten, 361 Kapuzinern, 1760 anderen Mönchen verſchiedener Orden und 29,340 Nonnen, im Ganzen 69,520 geiſtliche Perſonen, oder 1 auf 453 Einwohner. Die Geſammtausgaben für den katholiſchen Klerus betragen 26,760,000 Fr. (durchſchnittlich 385 Fr. für jede geiſtliche Perſon). Für 1,300,000 Evangeliſche gibt es in Frankreich 311 Geiſtliche der reformirten und 226 der lutheriſchen Gemeinden, zuſammen alſo 537, oder 1 auf 2421 Einwohner.

In England und Wales gibt es auf 7 Mill. Anglikaner 18,537

Geiſtliche, oder 1 auf 384 Einwohner. Das jährliche Einkommen der anglikaniſchen Geiſtlichkeit beläuft ſich auf 92 Millionen fl., mithin für jeden Einzelnen 5044 fl. In Irland zählt man auf 690,000 Anglikaner 1728 Geiſtliche, oder 1 auf 399 Einwohner. Das Einkommen der erſten wird auf 16 Millionen fl. berechnet, im Durchſchnitt alſo 9352 fl. für jeden Einzelnen. Die presbyterianiſche Kirche in Schottland hat 968 Geiſtliche für $2\frac{1}{2}$ Millionen Seelen, oder 1 für 2582 Individuen. Das Einkommen der Geiſtlichkeit beläuft ſich auf $2\frac{1}{2}$ Mill. fl., oder im Durchſchnitt 2582 fl. für jeden Einzelnen. Die presbyterianiſche Kirche in Irland hat 48 Geiſtliche für 65,000 Einwohner, oder 1 für 1354 Perſonen. Im Durchſchnitt hat jeder einzelne Geiſtliche dieſer Glaubensmeinung ein Einkommen von 2126 fl. Auf 6,740,000 Katholiken gibt es in Irland 2350 Geiſtliche nebſt 760 Jeſuiten, zuſammen 3110, oder 1 auf 2170 Einwohner. Das Einkommen der iriſch-katholiſchen Geiſtlichkeit beläuft ſich jährlich auf 3,200,000 fl., oder im Durchſchnitt 1028 fl. für jeden Einzelnen. Zur katholiſchen Kirche bekennen ſich in England und Schottland über eine halbe Mill. Seelen, mit 280 Welt- und Kloſtergeiſtlichen, alſo 1 für 1786 Seelen. Das Einkommen dieſer Geiſtlichen wird auf 300,000 fl. angegeben, was im Durchſchnitt 1071 fl. für jeden Einzelnen macht.

Nach einer auf Befehl der Regierung unternommenen Zählung gab es 1840 in Spanien auf $15\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner 60,156 Weltgeiſtliche, 17,850 penſionirte Mönche, 8856 Einſiedler und 41,380 Nonnen, im Ganzen 128,242 Perſonen, oder 1 auf 121 Einwohner. Das regelmäßige Einkommen der Geiſtlichkeit belief ſich auf 90 Millonen fl., was für jede Perſon 702 fl. macht. In Portugal gibt es für $3\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner 11,727 Weltgeiſtliche, 8966 theilweis penſionirte Mönche und 16,240 Nonnen, im Ganzen 36,933 geiſtliche Perſonen, oder 1 auf 94 Einwohner. Das regelmäßige Einkommen der Weltgeiſtlichkeit wird auf 17 Mill. fl. berechnet, oder 1448 fl. für jeden Einzelnen. Ueber die Einkünfte der Kloſtergeiſtlichkeit fehlt es an nähern Angaben.

Holland hat für $2\frac{1}{2}$ Mill. Seelen beider Konfeſſionen 1602 Geiſtliche, oder 1 für 1560 Individuen. Ihr jährliches Einkommen beläuft ſich auf 1,800,000 fl., oder 1123 fl. für jeden Einzelnen.

Digitized by Google

Auf 4½ Mill. Seelen kommen in Belgien 4856 Welt- und Kloſtergeiſtliche, nebſtdem noch über 3000 Nonnen, ſo daß eine geiſtliche Perſon auf 572 Einwohner zu berechnen iſt. Das Einkommen der Geiſtlichkeit wird auf etwas mehr als 5 Mill. Fr. angegeben, was für jeden Einzelnen 636 Fr. macht.

Dänemark hat auf 2,300,000 Seelen 1660 Geiſtliche, oder 1 auf 1325 Perſonen. Ihr Einkommen beläuft ſich auf 1 Mill. Thlr., oder 602 Thlr. für jeden Einzelnen.

Bei etwas mehr als 4 Mill. Seelen gibt es in den beiden ſkandinaviſchen Königreichen Schweden und Norwegen 5100 Geiſtliche, oder 1 für 784 Seelen. Ihr Einkommen wird auf 3 Millionen Thlr., alſo 588 Thlr. für jeden einzelnen angegeben.

Auf 2,000,000 Seelen zählt man in den verſchiedenen Kantonen der Schweiz etwa 1000 Wiedertäufer, 1200 Israeliten, 1,497,800 Proteſtanten und 800,000 Katholiken. Die Anzahl der Pfarrgeiſtlichen aller Art bei den Proteſtanten beträgt 996 Perſonen; die der katholiſchen Weltgeiſtlichkeit 1766, und die der Kloſtergeiſtlichen beiderlei Geſchlechts, ſowohl im In- als im Ausland, 2886 Perſonen. Es gibt alſo 1 Pfarrgeiſtlichen auf 1503 evangeliſche Einwohner, mit einem durchſchnittlichen Einkommen von 817 fl. für jeden Einzelnen, und 1 Welt- und Kloſtergeiſtlichen auf 172 katholiſche Einwohner, mit einem Einkommen von 294 fl. für jeden Einzelnen.

Auf 22 Mill. Einwohner zählt man in den verſchiedenen Staaten Italiens 21,600 Weltgeiſtliche, deren Einkommen (ohne das des Vatikans) auf 10½ Mill. fl., alſo 486 fl. für jeden Einzelnen, angegeben wird. Außerdem gibt es noch 28,700 Mönche und 32,500 Nonnen, im Ganzen 82,800 geiſtliche Perſonen, oder 1 auf 265 Einwohner. Die Bevölkerung der Stadt Rom wird amtlich auf 157,437 Seelen berechnet, worunter ſich 1497 Weltgeiſtliche, 2386 Mönche und 1723 Nonnen, mithin eine geiſtliche Perſon auf 28 Einwohner, befinden.

Das europäiſche Rußland hat mit Inbegriff von Polen 42½ Mill. griechiſche Angehörige, 7½ Mill. Katholiken und 3 Mill. Proteſtanten, im Ganzen 53 Mill. Einwohner, mit 94,400 Geiſtlichen, oder 1 für 561 Seelen. Hinſichtlich der griechiſchen Chriſten kommt 1 Geiſtlicher,

16*

mit einem durchſchnittlichen Jahresgehalt von 162 fl., auf 407 Einwohner, bei den Katholiken 1 Prieſter, mit 317 fl. Gehalt, auf 526 Seelen, und bei den Evangeliſchen 1 Prediger, mit 736 fl. Einkommen, auf 1386 Individuen.

In Griechenland gibt es für 865,000 Einwohner 809 Welt- und 1632 Kloſtergeiſtliche, zuſammen 2441, alſo 1 auf 355 Seelen. Das Einkommen der Geiſtlichkeit ſoll ſich jährlich auf etwa 300,000 fl., mithin auf 123 fl. für jeden Einzelnen, belaufen.

Ueber den wirklichen Beſtand, ſowohl der muſelmänniſchen als der chriſtlichen Geiſtlichkeit in der europäiſchen Türkei fehlen alle näheren Angaben. Will man ſich mit oberflächlichen begnügen, ſo kann man für 3½ Millionen Muſelmänner etwa 1000 Geiſtliche, oder 1 für 3500 Gläubige, annehmen; für 4½ Millionen griechiſche Chriſten 1300 Geiſtliche, oder 1 für 344 Seelen; für 660,000 katholiſche Chriſten 660 Prieſter, oder 1 für 1000 Perſonen, und für etwa 40,000 Chriſten der übrigen Glaubensmeinungen 20 Geiſtliche, oder 1 für 2000 Individuen.

Oeffentlicher Fortſchritt.

Die lombardiſch-venetianiſche Eiſenbahn.

Mitgetheilt von dem Ritter Adrian v. Balbi.

Man weiß, daß die öſterreichiſche Staatsregierung einen ſehr thätigen Antheil an der Ausbreitung des Eiſenbahnnetzes über Europa nimmt. Zu dieſem Zweck hat ſie eine techniſch verwaltende General-Direktion, unter der oberſten Leitung des ausgezeichneten Ingenieurs und Hofrathes Francesconi gebildet, und dieſer den Bau von vier großen Hauptlinien auf Staatskoſten übertragen. Drei dieſer Linien vereini-

gen ſich in Wien: die erſte von Dresden, über Brünn, Ollmütz und Prag; die zweite von Trieſt über Neuſtadt, Bruck, Grätz und Zilly; die dritte von der bairiſchen Grenze über Linz; die vierte Linie ſoll das lombardiſch-venetianiſche Königreich durchſchneiden und die Eiſenbahn zwiſchen Venedig und Mailand wird davon die Hauptſektion bilden.

Der berühmte Geograf, Ethnograf und Statiſtiker, Adrian von Balbi, theilt uns über die letztbezeichnete Eiſenbahn nachſtehende Angaben mit, welche er mit ſeiner Namensunterſchrift als vollkommen genau verbürgt.

Die Eiſenbahn, welche unter dem Namen des Königreiches bezeichnet wird, deſſen beide Hauptſtädte ſie verbindet, wie des Kaiſers, der ſie genehmigt hat (Strada Ferdinandea Lombardo-veneta) wird von einer anonymen Geſellſchaft in Folge eines derſelben von der Regierung ertheilten Privilegiums erbaut. Durch die von dieſer Geſellſchaft ausgegebenen Aktien kann dieſelbe über ein Kapital von wenigſtens 50 Millionen öſter. Lire verfügen [1]).

Durch eine nachträgliche Beſtimmung iſt verfügt, „daß wenn die Bahn durch die Geſellſchaft nicht befördert werden könnte, ſie auf Koſten des Staates hergeſtellt werden ſoll, indem alsdann dieſer letzte das Eigenthumsrecht auf diejenigen Sektionen ſich vorbehält, welche er beenden wird.“ Wenn nach zweijähriger Benutzung der ganzen Eiſenbahn, oder des von der anonymen Geſellſchaft erbauten Theiles derſelben, dieſe es in ihrem Intereſſe erachtet, die Bahn oder die einzelnen Bahnſtrecken abzutreten, ſo wird der Staat dieſelben an ſich kaufen und der Geſellſchaft die von ihr beſtrittenen Koſten, vermittelſt vierprozentiger Obligationen, zurückerſtatten.

Die Beſtimmung der Eiſenbahnlinie und der darauf bezüglichen Entwürfe verdankt man der von dem Ingenieur Johann Milani bewerkſtelligten Vermeſſungen. Der eben Genannte iſt ein Zögling der berühmten Schule zu Modena, aus der ſchon ſo viele geſchickte Zivil-

[1]) Eine öſtereichiſche Lira iſt gleich 6 Sgr. 10 Pf. oder 24⅓ kr. — 50 Millionen öſtr. Lire ſind alſo gleich 11,416,666 Thlr. 20 Sgr. oder 20,333,333 fl. 20 kr. rhein.

und Militär-Ingenieure hervorgegangen ſind. Unter ſeiner perſönlichen Leitung werden denn auch die Arbeiten in Ausführung gebracht.

Die Geſammtausdehnung der Eiſenbahn zwiſchen Mailand und Venedig beträgt 271 Kilometer, oder $54\frac{1}{5}$ Wegſtunden. Ihre vorzüglichſten Bahnhöfe und Stationen befinden ſich zu Mailand, Treviglio, Chiari, Brescia, Caſtiglione delle Stiviere, Verona, Villanuova, Vicenza, Padua, Meſtre und Venedig. Die Zahl der kleinen Stationen zwiſchen dieſen Städten iſt vorläufig auf vierzehn beſtimmt.

Das Gefäll der Bahn, auf der überwiegend größten Hälfte der ganzen Linie, iſt ſehr gering und bleibt immer unter dem Verhältniß von 1 zu 1000. Auf einzelnen Strecken wechſelt es zwiſchen 2 und 3 auf 1000, und nur an drei oder vier Stellen, wie z. B. beim Uebergang über den Oglio und über die Etſch, erreicht es das Maximum von 4 bis 5 auf 1000. Die Breite der Bahn iſt durchgehend zu 10 Meter oder 32 rhein. Fuß angenommen. Der Dammkörper iſt zwar für eine doppelte Spur eingerichtet, doch wird einſtweilen nur eine Spur gelebt und befahren.

Nach den von dem Ober-Ingenieur Milani vorgelegten und von der Eiſenbahn-Geſellſchaft genehmigten Anſchlägen wird der Bau der Bahn zwiſchen Mailand und Venedig eine Geſammtausgabe von $64\frac{1}{2}$ Millionen öſterr. Lire veranlaſſen. Durchſchnittlich wird alſo jede Kilometer-Strecke ($\frac{1}{5}$ Wegſtunde) 238,888 Lire koſten. Hierin ſind die Koſten für das ganze zum jährlichen Transport von 325,000 Reiſenden und 6240 Zentner Güter erforderliche Material mit inbegriffen. Indeß hat die bereits ſeit zwei Jahren eröffnete Sektion, zwiſchen Padua und der Lagunenküſte von Venedig, nur 215,000 Lire für jeden Kilometer gekoſtet. Dagegen hat der Bau der Brücke, welche Venedig mit dem Feſtlande verbindet, eine Ausgabe von nicht weniger als $4\frac{1}{2}$ Millionen Lire erfordert.

Die vorzüglichſten und koſtſpieligſten Baugegenſtände auf dieſer Bahn ſind ein mehr als 300 Fuß langer Tunnel bei Vicenza, der einen der letzten Vorſprünge, der unter dem Namen Colli Berici bekannten Hügel durchſchneidet, und mehre maſſive Brücken über Flüſſe und Bäche, welche die Eiſenbahnlinie berühren. Die vorzüglichſten dieſer

Flüſſe ſind die Adda, der Serio, der Oglio, der Mella, der Chieſe, der Mincio, die Etſch, der Bacchiglione und die Brenta. Alle Brücken übertrifft jedoch die der Lagunen, oder der große venetianiſche Viadukt. Dieſer letzte iſt unſtreitig eins der merkwürdigſten Bauwerke unſerer Zeit.

Die beiden Endpunkte dieſer Brücke befinden ſich, der eine zu Venedig, der andere am Rande der Lagune, bei der Feſte Malghera. Ihre Länge beträgt 3600 Meter oder 11,504 rheiniſche Fuß. Dieſe lange Strecke wird durch fünf künſtliche Inſeln oder Plätze in ſechs Sektionen geſchieden. Die mittelſte, welche zugleich die größte iſt, hat eine Länge von 136 Meter oder 435 Fuß auf eine Breite von 40 Meter oder 128 Fuß in der Mitte und von 18 Meter oder 57 Fuß an beiden Enden. Jede der andern Inſeln hat eine Länge von 100 Meter oder 320 Fuß, und eine Breite von 18 Meter. Nach Abzug der Inſeln hat die Brücke für ſich allein eine Länge von 600 Meter oder 1920 Fuß. Sie beſteht aus 37 Bogen von 10 Meter oder 32 Fuß Spannung. Dieſe Bogen werden durch ſtärkere Pfeiler, als bei den Inſelbogen, in ſieben Sektionen geſchieden. Die Breite der Brücke mißt 9 Meter oder 29 Fuß. Nächſt der Eiſenbahn ſoll ſie noch zur Anlegung einer Waſſerleitung benutzt werden. Die Vollendung dieſes Prachtwerkes ſteht in kurzem bevor. Nach dem mit den Unternehmern geſchloſſenen Vertrage ſoll es bis zum Herbſte dieſes Jahres fertig ſein.

Zu Ende des Jahres wird auch die Sektion zwiſchen Padua und Vicenza zum allgemeinen Gebrauch eröffnet werden. Mit der ſeit dem Dezember 1842 bereits befahrenen Strecke zwiſchen Padua und Meſtre kommen alſo bereits 63 Kilometeter oder 12⅗ Wegſtunden in Gebrauch, nämlich von Vicenza bis Padua 29 Kilometer oder 5⅘ Wegſtunden, von Padua bis Meſtre nahe an 23 Kilometer oder 4⅗ Wegſtunden, und von Meſtre bis Venedig mehr als 8 Kilometer oder 1⅗ Wegſtunden.

Die feſte Beſtimmung der zwiſchen Mailand und Brescia einzuhaltenden Linie erfolgte erſt 1843, wonach die Arbeiten ſogleich begonnen wurden. Zuerſt ward die Strecke zwiſchen Mailand und Treviglio, dann der ſchwierigſte Theil dieſer Sektion, zwiſchen Trecella und Treviglio, im Februar 1844 in Angriff genommen. Man hoffte dieſe Sektion

ſchon im diesjährigen Frühling eröffnen zu können, was jedoch nicht geſchehen iſt. Die Eröffnung zwiſchen Mailand und Trecella ſoll im Auguſt, und bis Treviglio im Oktober ſtattfinden. Dieſe Sektion hat eine Länge von 31 Kilometer oder $6\frac{1}{5}$ Wegſtunden. Hinſichtlich der übrigen Sektionen der lombardiſch-venetianiſchen Bahn ſoll die Strecke von Treviglio bis Brescia, wie die von Vicenza bis Verona, im Laufe des Jahres 1846, die ganze Bahn aber bis 1848 beendigt und zum öffentlichen Verkehr übergeben ſein.

Die Vortheile, welche dieſe Eiſenbahn dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche zuſichern wird, laſſen ſich zwar nicht Punkt für Punkt voraus berechnen, mit Zuverſicht kann man aber ſagen, daß ſie alle Vorausberechnungen übertreffen werden. Man bedenke nur, daß dadurch eine große und reiche Stadt, ein mächtiger Gewerbs- und Handelsheerd, wie Mailand, mit einer andern großen Seeſtadt, die durch ihre Lage zu einem ausgedehnten Verkehr berufen iſt, verbunden wird. Denn wie ſehr Venedig von ſeiner ehemaligen Größe und Opulenz auch herabgekommen war, hat es, durch die Sorgfalt der öſterreichiſchen Staatsregierung und die Thätigkeit einiger ſeiner Bürger, in neueſter Zeit ſich doch wieder bedeutend gehoben.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß häufige und ſchnelle Verbindungen zwiſchen den beiden Hauptſtädten und den andern Städten, welche die Eiſenbahn berührt, einen weithinreichenden Erfolg nach ſich ziehen werden. Die Bahn berührt eine große Zahl volkreicher Flecken und Dörfer und ſechs Städte von 30,000 bis 200,000 Einwohner. Sie gewährt einer Bevölkerung von drei Millionen Seelen leichte, ſchnelle und wohlfeile Mittel des Transports, wie ſie zugleich den Bedürfniſſen des Handels und des vielſeitigen Gewerbfleißes neue Kanäle eröffnet. Ihre lange Linie durchſchneidet und verbindet alle ſchiffbaren Flüſſe und Kanäle des Königreichs. Beſchränkt man ſelbſt im engſten Sinne ihren unmittelbaren Einfluß auf eine Zone von ſechs geografiſchen Meilen, ſo umfaßt ſie dennoch eine Bevölkerung von 814,000 Seelen, welche auf eine Oberfläche von 864 italieniſchen Geviertmeilen vertheilt, die verhältnißmäßig ſehr ſtarke Bevölkerung von 942 Seelen

für jede italieniſche Geviertmeile gibt, was alſo den bevölkertſten Gegenden der Erde gleichkommt.

Eine noch glänzendere Zukunft aber iſt dem reichen und ſtark bevölkerten Becken Nord-Italiens vorbehalten, wenn durch die Eiſenbahn zwiſchen Turin, Genua und dem langen See, die lombardiſch-venetianiſche Bahn einerſeit mit dem Mittelmeere und auf der andern Seite, durch die Bahn über Trieſt nach Wien, mit dem Innern Deutſchlands verbunden wird. Die letzte Bahn iſt ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß man ihre gänzliche Beendigung binnen fünf Jahren als gewiß annehmen kann. Da nun Wien bis zum Jahre 1850 mit den Hauptſtädten Ungarns, Galiziens, Polens, Sachſens, Preußens und Baierns unmittelbar, durch das von dieſen Hauptſtädten weiterhin ausgehende Eiſenbahnnetz aber auch mit der Oſt- und Nordſee, wie mit dem Rhein, mit Holland, Belgien, Frankreich und der Schweiz in Verbindung ſtehen wird, ergibt ſich, von welcher hohen Wichtigkeit die lombardiſch-venetianiſche Eiſenbahn zu werden verſpricht.

Adrian von Balbi.

L i t e r a t u r.

61. Geſellſchaftsſpiegel.

Das erſte Heft des erſten Bandes dieſes Organs zur Vertretung der beſitzloſen Volksklaſſen und zur Beleuchtung der geſellſchaftlichen Zuſtände der Gegenwart, redigirt von M. Heß, iſt ſo eben bei Julius Bädeker, in Elberfeld, veröffentlicht worden. Ein an die Leſer und Mitarbeiter dieſes Zeitwerkes gerichtetes einleitendes Wort eröffnet daſſelbe. Tendenz und Zweck ſind darin einfach und richtig bezeichnend angedeutet. Vor Allem wird man ſich mit der Lage der arbeitenden Klaſſe beſchäftigen, weil ſie von allen Uebeln der heutigen ziviliſirten Geſellſchaft das ſchreiendſte iſt. Man wird ſowohl die geiſtige, intellektuelle und moraliſche, wie die fiſiſche Lage der Arbeiter in den Kreis

der Betrachtung ziehen. Die Statiſtik des Verbrechers wird ebenfalls zu beachten ſein. Die ergiebigſten Felder für die Zwecke des Geſellſchaftsſpiegels ſind: die großen Städte, die Induſtrie- und Fabrikbezirke; und die vorzüglich zu berückſichtigenden Gegenſtände: Die Natur der Arbeit, die Abhängigkeit der Arbeiter von ihren Brodherrn. Die Vernachläßigung der Arbeiter durch die Geſellſchaft im Allgemeinen. Außer der beſitzloſen, iſt auch noch die beſitzende Klaſſe in ihrer äußern und innern Lage zu ſchildern.

Der Inhalt des erſten Heftes umfaßt mehrere wichtige Abhandlungen. In der betitelt: „Die geſellſchaftlichen Zuſtände der ziviliſirten Welt,“ iſt die Rede vorzüglich von England, wo die Verarmung zu einem ſo hohen Grade gediehen iſt und fortwährend in einem ſolchen Maaßſtabe wächſt, daß ihr, durch alle bisher in Anwendung gebrachten Mittel, nicht mehr mit Erfolg entgegengewirkt werden kann. Der Zuſtand der Dinge iſt dort ſo bedrohlich, nicht allein für die Zukunft des Inſelreiches, ſondern auch für die Frankreichs und Deutſchlands, daß wir es für zweckmäßig erachten, auch unſerſeit die öffentliche Aufmerkſamkeit darauf hinzuleiten, indem wir aus dem im Geſellſchaftsſpiegel in ſolcher Beziehung Mitgetheilten, einen gedrängten Auszug unſern Leſern unterziehen.

Die zweite Abhandlung betrifft das geſegnete Wupperthal, eine Gegend wo, wenn man den Fabrikherrn und übrigen Ausbeutern glauben dürfte, Milch und Honig fließen, und der Angabe nach jeder, der arbeiten will, einen ſchönen Verdienſt haben kann. Das Gemälde welches über dieſen ſchönen Verdienſt entrollt wird, iſt zwar kein ſo grauſenerregendes, als das des Pauperismus in England, doch greift es tief in das Gefühlsleben ein, indem es augenſcheinlich beweiſt, mit welcher Rückſichtsloſigkeit, Habſucht und Hartherzigkeit die Arbeiter in jenem Induſtriebezirk von den Unternehmern und deren Buchführern ꝛc. behandelt werden.

In dem dritten Artikel iſt die neue Geſindeordnung in Erwägung gezogen, und nach einigen erläuternden Worten die Bittſchrift der Rheinländer an den Landtag um Aufhebung der Geſindeordnung mittheilt.

In dem Aufſatz: die Freuden und Leiden der Arbeit, beſchäftigt ſich der Verfaſſer, Dr. König in Oſterrode, mit dem Zuſtande der Unbemittelten im Allgemeinen, wie mit ihren Mühſalen, Beeinträchtigungen und Entbehrungen im Beſondern.

Die Geſchichte des allgemeinen Hülfs- und Bildungsvereins zu Köln hat ein lebendiges und recht zeitgemäßes Intereſſe. Sie wird, nicht ohne Theilnahme und Aufmerkſamkeit zu erregen, aufgenommen werden. Man entnimmt daraus wie in Deutſchland hier und da ſchon die Beſitzenden ſich Mühe geben, die Noth ihrer ärmeren Mitmenſchen möglichſt zu mildern.

Von den Bruderſchaftsliedern eines rheiniſchen Poeten ſind die das Bettelweib und die Leichenrede betitelten, nicht ohne höheren Schwung und inniges Gefühl. Derſelbe Ausſpruch läßt ſich auch auf das Fabrikskind in den ſozialen Gedichten von Herrmann Püttmann anwendbar machen. Zum Schluß bieten ſich Nachrichten und Notizen aus Barmen, Solingen, Köln, vom Rhein, Trier, aus Simmern, Düſſeldorf, Eſſen, von der Ruhr, Bielefeld, Berlin, Danzig, Schleſien, Augsburg, Würzburg, Hamburg, Böhmen, Prag, Oſtpreußen ꝛc.; ferner aus Frankreich und England. Die ſtatiſtiſchen Notizen geben eine Ueberſicht von dem Getreidebau in der öſtreichiſchen Monarchie, dem übrigen Deutſchland, Dänemark, Schweden, Rußland, den Donaufürſtenthümern, Griechenland, den joniſchen Inſeln, Malta, Neapel und Sizilien, Sardinien, dem Kirchenſtaat, Frankreich, Spanien, dem brittiſchen Reiche, Holland, Belgien und der Schweiz. Die neueſten Nachrichten bieten eine Szene aus dem Leben der Arbeiter, auf der Vohwinkel-Steeler Eiſenbahn.

Von dem Geſellſchaftsſpiegel erſcheint monatlich ein Heft. Der Preis des Jahrgangs von 12 Heften iſt in allen Buchhandlungen nur Thlr. 2 (das Heft 5 Sgr. oder 18 kr. rhn.), bei den preußiſchen Poſtämtern Thlr. 2. 10 Sgr.

62. Der Pauperismus.

Die Verarmung iſt nach ihrem Weſen, Urſprung, Folgen und Heilmitteln, von dem Standpunkte der Geſchichte, Anthropologie, Staats-

ökonomie, Legislation, Polizei, Moral und chriſtlichen Kirche, ſorgfältig erörtert worden von D. J. F. Th. Wohlfarth, wovon das vor kurzem im Verlag von B. F. Voigt, in Weimar, erſchienene Buch unter obigem Titel, den ſprechendſten Beweis gibt. Sein Inhalt iſt ſo klar, erſchöpfend und dennoch gedrängt, als es der wichtige Gegenſtand einerſeit erforderte, auf der andern Seite zuließ. Nach allgemeinen Erläuterungen über die Verarmung überhaupt, und den Pauperismus unſerer Tage insbeſondere, geht er über zu der Pflicht, dem letzten kräftig entgegen zu treten, vom Standpunkte des Rechts, der Staatswirthſchaft, der Polizei, der Moral und der Religion. Nach einer überſichtlichen Eintheilung der Armen, beſchäftiget ſich der Verfaſſer mit den allgemeinen Urſachen der Verarmung, mit einer Darlegung der beſonderen Urſache der überhand nehmenden Verarmung in der neueren und neueſten Zeit, mit einer beurtheilenden Ueberſicht der bisher gegen die Verarmung angewendeten Mittel, mit Vorſchlägen zur Steuerung der Armuth und Verarmung von dem Standpunkte des Staats, wie durch moraliſche Mittel und endlich durch Privatmildthätigkeit. Alle dieſe Punkte ſind mit einer Wärme, Kraft und Gediegenheit erläutert, welche dem Verfaſſer zur beſonderen Ehre gereichen. Sein Buch iſt in vielfacher Rückſicht ſehr beachtenswerth und wohlwollende Menſchenfreunde werden daraus mehr als eine nützliche Hinweiſung, mehr als ein Mittel zur Erreichung eines nothwendigen Zweckes entnehmen.

63. Geſchichtsbilder.

Dies Handbuch zur Belebung des geografiſchen Unterrichts und für Gebildete überhaupt; zunächſt als Erklärung zum Schulatlas der neuern Erdkunde von Dr. Karl Vogel, iſt vor kurzem im Verlag der J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig veröffentlicht worden. Ohne Zweifel wird dies wirklich gute Buch eine ebenſo günſtige Aufnahme finden, als die vor einigen Jahren erſchienenen Naturbilder des Verfaſſers. Er ſelbſt gibt dieſe Geſchichtsbilder als hiſtoriſche Randzeichnungen zu ſeinem Schulatlas, von dem 1843 die vierte Auflage nothwendig geworden. Sie betreffen die Staaten des deutſchen Bundes, oder Deutſchlands Ehrentempel, in Hallen der Fürſten, Helden,

Staatsmänner, Dichter, Filoſofen, Gelehrte, Künſtler, Gewerbtreibende und Erfinder, Menſchenfreunde ꝛc. Frankreichs Ehrenlegion bietet ähnliche Schaaren, wie Deutſchland Hallen. Die königliche Geſellſchaft in Großbritanien und Irland umfaßt die Klaſſe der Seefahrer, Staatsmänner, Feldherrn, Männer der Wiſſenſchaft, Gewerbtreibende, Dichter, Künſtler ꝛc. In Hollands Geſellſchaft zum allgemeinen Beſten bieten ſich Gelehrte und Filoſofen, Dichter und Maler. Darauf folgen Skandinaviens Ehrenmänner, Rußlands große Männer, Spaniens Grandezza, Portugals ausgezeichnete Perſonen, Italiens Dante und ſpätere Dichter, Michel Angelo, Rafael und ſpätere Maler, ferner Bildhauer, Baukünſtler, Kupferſtecher und Tonkünſtler, Galilei und andere Wiſſenſchaftsmänner, die Mediceer und die Kirchenfürſten. Die Balkan-Halbinſel bietet die Eroberung von Konſtantinopel, Suleiman den Geſetzgeber, Mahmud II., Ypſilanti, Mark Bozzaris, Miſſolunghi und König Otto.

64. Guſtav Adolf.

Unter dieſem Titel iſt ein Gedicht in neun Geſängen von Karl Hermann Simon als Eigenthum des Verfaſſers in Leipzig erſchienen und findet ſich in Kommiſſion bei Ludwig Schreck. Das Titelkupfer zeigt den königlichen Helden betend, das Schwert geſenkt, in den gefaltenen Händen haltend. Darunter befindet ſich ſein Monogramm. Das Gedicht iſt dem König von Schweden und Norwegen Oscar I. gewidmet. Als poetiſche Lebensgeſchichte des Gefeierten umfaßt es gleichzeitig die merkwürdigſten Ereigniſſe ſeines Daſeins und die karakteriſirendſten Züge ſeines Gemüthes. Von Schweden geht es nach Deutſchland über und ſchließt im achten Geſange mit der Schlacht bei Lützen, wo Guſtav Adolf fiel. Fünf Tage nach ihm ſtarb ſein Begleiter Läufling aus Nürnberg, der ihm aus reiner Anhänglichkeit als Page gefolgt war, ſeine Leiche noch vertheidigte und dabei ſchwer verwundet wurde.

Digitized by Google

Neueſte Erfindungen und Entdeckungen.

Der Bildungsſtoff der Planeten.

Die Sonnenflecke, deren meteorologiſche Bedeutung immer noch ſehr zweifelhaft iſt und wohl bleiben wird, haben zu einer Entdeckung geführt, die höchſt merkwürdig iſt. Der Direktor der königlichen Sternwarte in Neapel, Capocci, gewahrte nämlich zuerſt am 11. Mai d. J., bei Beobachtung der Sonnenflecke, um 8½ Uhr Morgens, mit Hülfe eines großen Refraktors von Cauchoi, einen runden Körper von der halben Größe des Merkur, und bald darnach einen kleineren von 3″ 4‴ Durchmeſſer, mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit an der Sonnenſcheibe vorüberziehen.

Bald nachher drängten ſich allmälig ſehr viele kleine Kügelchen von verſchiedenem Durchmeſſer und mit ungleicher Geſchwindigkeit vor. Sie hatten auch eine rechtlinige, aber von jener der Wolken verſchiedene Richtung, indem manche davon der Windrichtung entgegen, andere aber in abwechſelnden Winkeln dahin zogen. Obgleich ihrer nie mehr als fünf oder ſechs auf einmal an der Sonnenſcheibe vorüberzogen, ſo wurden dennoch im Laufe von einer Stunde hundertundzwei dieſer Körper gezählt.

Durch Verſchärfung der Gläſer zeigte ſich, daß die vorüber ziehenden ſfäriſchen Körper in einer weit geringern Entfernung, als vermuthet wurde, von der Erde ſtanden, indem man ihre ungleichen Umriſſe deutlich wahrnehmen konnte. Oft, wenn mehre dieſer Körper in gerader Richtung nebeneinander zogen, ſchienen die kleineren von den größeren angezogen zu werden, denn offenbar ging die urſprünglich

geradlinige Richtung der erſteren zuletzt in eine krumme über. Am 11. Mai Nachmittags war die Anzahl dieſer Körper ſchon geringer. Den 12. Mai bei abwechſelnd nebliger Witterung wurden ihrer im Ganzen neunundzwanzig gezählt. Den 13. Mai zogen innerhalb fünf Minuten fünfundfünfzig ſolcher Körper an der Sonne vorüber. Den 14. Mai, eine Stunde vor Sonnenuntergang, hellte ſich der regneriſche Himmel auf, aber keine ſolche Erſcheinung wurde mehr wahrgenommen, ſo wenig als am 15. Mai, welcher ein heiterer Tag war.

Capocci ſchließt daraus, daß des berühmten Arago vor zehn Jahren geäußerte Anſicht ſich bewähre, daß nämlich: „die Exiſtenz einer aus Millionen kleiner Körper zuſammengeſetzten Zone nun außer Zweifel geſetzt ſei, deren Bahnen den Plan der Ekliptik berühren, welchen die Erde vom 11. bis zum 13. November einnimmt. Es iſt eine neue planetariſche Welt, die ſich uns erſchließt.“ Von dieſen Körpern wollen Arago und Capocci auch den Urſprung der Aerolithen und Sternſchnuppen ableiten.

Elektromagnetiſche Verbindung zwiſchen Europa und Amerika.

In einem zu Newyork erſcheinenden Blatte, der „Tribune,“ wird der Vorſchlag gemacht, die vereinigten Staaten Nordamerikas mit dem britiſchen Reiche in der Art zu verbinden, daß man vermittelſt eines elektriſchen Telegrafen zwiſchen den beiden Reichen in der möglichſt kürzeſten Zeit korreſpondiren könnte. Der Vorſchlag wird folgendermaßen dargeſtellt: Ein gut bedeckter Kupferdraht von der Dicke eines Federkiels ſoll von Neu-Schottland nach Irland hinübergeleitet werden. Dieß ließe ſich dem newyorker Spekulanten zufolge dadurch bewerkſtelligen, daß man die Kupferfaden aufgerollt auf einen guten Dampfer packte, der in geradeſter Linie nach der iriſchen Küſte führe, den Faden weiter und weiter abrollte, und ihn ſo durch den atlantiſchen Ozean der ganzen Breite nach legte. Der ungeheure Faden würde ſich durch ſeine eigene Schwere ſo tief in's Meer ſenken, daß er von keinem Schiffskiel gefährdet werden könnte.

Führte man ihn ferner auf jeder Küſte an einer ſteilen Uferſtelle außer dem Bereiche der Anker an's Land, ſo wäre derſelbe auch gegen

Digitized by Google

dieſe Einflüſſe und Gefahren gedeckt und ſo könnte die Wirkung nur noch in zwei Fällen bedroht werden, nämlich dadurch, daß der Faden kraft ſeiner eignen Schwere — zerriſſe, oder daß die ihn umgebende beſchützende Hülle fortgeriſſen würde. So meint der Newyorker und ſetzt hinzu, der Dampfer Great-Britain könne einen Faden tragen, der vollkommen von Nordamerika nach Europa hinüber reichte, und die Koſten würden eine Million amerikaniſche Thlr. (2½ Million fl.) ſicher nicht überſteigen. Mit Hülfe dieſes Telegrafen könnte Newyork binnen einer einzigen Stunde Nachrichten aus London und vom ganzen europäiſchen Feſtlande erhalten und in derſelben Zeit Nachrichten aus der neuen Welt zur alten gelangen laſſen.

Elektriſches Licht.

Die elektriſchen Drähte ſind nach den neueſten Wundern des Elektromagnetismus jetzt bei den Erfindern an der Tagesordnung. So iſt jetzt in franzöſiſchen Blättern die Rede von einer Erfindung, um mittelſt Eiſendrähten, die mit einem elektriſch-chemiſchen Apparat in Verbindung kämen, alle Landſtraßen bei Nacht taghell zu erleuchten. Das eben ſo einfache als wenig koſtſpielige Verfahren ſoll ſich bereits bei Verſuchen zwiſchen Paris und einem Städtchen auf dem Wege nach Rouen bewährt, und das dadurch gewonnene Licht ſelbſt die Gasflammen an Helle übertroffen haben. (?)

Praxis der Staatswirthſchaft.

Gefahrvolle Täuſchungen in dem Fortſchreiten der Politik, der geiſtigen und materiellen Kultur.

Von Prof. Dr. Reuter.

Wie jeder Menſch unbedingt ſich ſtets fortbewegen, ſeine Gedanken und Handlungen erweitern und ſeine Ideen und Vorſtellungen realiſiren muß, ſo iſt alles Leben, mithin auch das öffentliche, in ſtetem Bewegen und Kämpfen zwiſchen Beſtehen und Verändern, zwiſchen Altem und Neuem, zwiſchen Erhalten jenes und Einführen dieſes begriffen. Da der Staat eine zur Einheit verbundene Mannigfaltigkeit von Rechten, Wohlfahrt und Bildung, ein mechaniſches Ganze iſt, ſo kann er den Bewegungen eben ſo wenig entgehen, als jeder thieriſche Körper des Blutumlaufes und der Pflanzenkörper des Saftumlaufes entbehren; denn iſt dieſer gehindert oder ſtockt er, ſo kränkeln beide organiſche Körper und gehen bald zu Grunde.

Kein Staat kann ohne Fortbildung und theilweiſe Umgeſtaltung beſtehen, weil alle menſchlichen Inſtitutionen ihrer Natur nach einer Verbeſſerung bedürfen oder allmälig verderben müſſen, wenn ſie der Neuerungsprozeß nicht erhält. Alles Neue wird wohl meiſtens mit Kraft und Energie, mit Nachdenken und Umſicht begonnen und auch begründet, in welchem Falle es gedeihet, wenn es ſeinem Weſen nach nicht gerade das Beſſere iſt; allein häufig wird es weder mit gleicher Kraftanſtrengung verfolgt, noch mit gleicher Dauer fortgeſetzt, wo-

mit es begonnen wurde, weßwegen es allmälig veraltert, erſtarret und verdirbt. Nicht ſelten wird das Neue ohne hinreichende Prüfung eingeführt, geht als ſolches ohne weitere Prüfung in die verſchiedenen Verhältniſſe ein, verliert ſich in der Gewohnheit immer mehr, und geht oft in Mißbräuche und Rückſchritte über.

Aus dieſen Beziehungen ergibt ſich die Nothwendigkeit der Bewegungen im Staate als Urſache der Erhaltung und des Beſtandes, der Veränderungen und des Fortſchreitens. Sie bedingen ſowohl den Zuſtand des öffentlichen, als den Widerſtreit des menſchlichen Lebens zwiſchen Freiheit, Natur und Nothwendigkeit, welche letztere in dem Staatsleben große Herrſchaft und hohe Bedeutung hat, weil von ihr der Wille und Geſinnungen, Anſichten der Menſchen und Fortbildung der Staatsverhältniſſe abhängen und jene als die bewegenden Kräfte der letzteren und des öffentlichen Lebens überhaupt zu betrachten ſind.

Das Geſammtleben eines Volkes, wovon ein Glied durch das andere beſtimmt wird, alſo die Selbſtſtändigkeit jedes einzelnen Gliedes in dem Ganzen aufgeht, und die Freiheit aufhört, erkennt man an der Thatſache, daß jedes Volk ſeinen eigenthümlichen Karakter hat, der nicht aus ſelbſtſtändiger Entwicklung des Einzelnen, ſondern nur aus allgemeinen Urſachen einer gemeinſchaftlichen Bildung hervorgehen kann. Den Gang des öffentlichen Lebens ſieht man, wie die Geſchichte lehrt, nicht ſowohl durch den Willen, als vielmehr durch den Widerſtreit deſſelben, durch den Kampf der verſchiedenen Geſinnungen und Anſichten, durch den Drang der Umſtände, vor Allem aber durch die Naturnothwendigkeit der Fortbildung und des Verfalles der menſchlichen Inſtitutionen beſtimmt werden.

Dieſe von der Geſchichte aller Völker bewieſenen Wahrheiten führen zu der Ueberzeugung, daß man das Edle des öffentlichen Lebens, das Erhabene der Thaten nur als von dem Geiſte, von der Naturnothwendigkeit und ihrem Geſetze, als von einem höheren Willen des Weltgeiſtes ausgehend anſehen, nicht aber die verſchiedenen materiellen Intereſſen des Staatslebens, als das einzige und höchſte Gut, als das alleinige und wahre Ziel des menſchlichen Lebens betrachten darf, obgleich Recht und Freiheit die oberſten Bedingungen eines vernünfti-

gen und glücklichen Staatslebens, eines ſolchen Lebens überhaupt, aber nur dieſes, keineswegs Endzweck des Lebens ſind.

Vielleicht beruft man ſich für eine Entkräftung dieſer Behauptungen auf Nordamerikas vereinigten Staatenbund oder gar auf Frankreich, weil Manche das Leben in erſterem (obgleich Miniſter Guizot, den man für einen der umſichtigſten, ſcharfſinnigſten und ausgezeichnetſten aller franzöſiſchen Miniſter hält, die ſtaatsbürgerliche Geſtaltung dieſes Staatenbundes für eine Kindheitsgeſellſchaft einer guten und ſchönen Regierung erklärt) wegen Einfachheit und Zweckmäßigkeit ſeiner Formen und Verwaltung, wegen geringer Laſt der Staatsbedürfniſſe und anderer vermeintlichen Vorzüge für ein Bild eines trefflichen Staatslebens ausgeben, ja ſelbſt als ein Muſter politiſcher Beglückung aufſtellen. Allein ich finde darin nicht einmal das Bild eines gewöhnlichen oder redlichen, noch viel weniger eines wahrhaft ſchönen und edlen Menſchen- und Staatslebens in der reinen und höheren Geiſtesbildung. Es fehlt in ihm die Einheit der Kirche, eine Staatsreligion, welche auf Hebung und Belebung des Nationallebens, auf Entwickelung und Ausbildung, auf Erhaltung und Vervollkommnung der Nationalität, auf Ziviliſation des Volks überhaupt den mächtigſten Einfluß ausübt, welche ſo viele Bedrängniſſe der Zeit beſeitigen hilft, den Staat und das ganze Leben beherrſcht und alle Beſtrebungen in Privat- und öffentlichen Verhältniſſen leitet und veredelt.

Dieſer Mangel an Einheit der Kirche in den vereinigten Staaten iſt ein Hauptkrebsſchaden der ſoliden Entwicklung. Mögen auch Klugheitsgründe im Hinblicke auf die Zuſammenſetzung des Bundes den General-Kongreß beſtimmen, die kirchlichen Intereſſen ſo wenig als möglich zu berühren, ſo ergibt ſich doch aus dem Gange der Staaten-Entwicklung, daß der Staat, da er durch die aus Menſchen beſtehende Staatsgewalt ſeine Macht ausübt, ſtets eine Religion haben muß, was jede Beobachtung des in der Welt Vorgehenden beſtätigt, indem keine Regierung, welche mit der Geſetzgebung zu thun hat, der Berührungen mit den Religionsintereſſen ſich entſchlagen kann, ſondern jede ein religiöſes Prinzip zur Richtſchnur ihres Handelns machen muß, was Jedem alle Geſetzgebungen beweiſen, wenn er ſie aufmerkſam und

einſichtsvoll lieſt. Er wird zugleich finden, daß die Religion das ſtärkſte Band iſt, welches unter Völkern möglich iſt und der Beſtimmung des Staates völlig entſpricht.

Die Föderation Nordamerika's hat wohl Freiheit, aber keinen Adel und keinen Fürſten; ſie hat nichts Ideales und kein Nationalleben, keine Liebe zur Wiſſenſchaft und keinen Sinn für Kunſt; ſie ſorgt weder für Erziehung und allgemeinen Unterricht, noch hat ſie einen moraliſchen Anhaltspunkt als ſichere Grundlage für alles Handeln; ſie hat bloßes Intereſſe für Handel und Gewinn und vernachläſſigt das geiſtige Element. Ihr äußeres Leben blühet wohl, weil das günſtige Verhältniß der Mittel des Landes zur Menſchenzahl ein Wachſen des Nationalwohlſtandes, der Nationalkraft zur Folge haben muß. Zieht man aber das Buch der Geſchichte zu Rath, ſo erkennt man aus ihren Thatſachen, daß die Regierungsweiſe Nordamerika's, wenn es einmal hinreichend bevölkert iſt, oder die Bevölkerung das Maß gar überſchritten hat, wenn die Handelsverhältniſſe ſich ungünſtiger geſtaltet haben und Uebervölkerung mit Armuth erfolgen wird, kein glückliches äußeres Leben mehr ſichern kann. Die Handlungen der einzelnen Staaten hinſichtlich des Bezahlens von Schulden u. dergl. in der neueſten Zeit liefern Belege für den Einfluß des berührten Mangels.

Mag man auch die Art der Zuſammenſetzung des Kongreſſes, die Wahl des Präſidenten, die Ausſchließung der Proletarier von der Leitung niederer und hoher Staatsangelegenheiten für noch ſo günſtig halten, ſo wird man aus dem Verlaufe der äußeren und inneren Politik doch überzeugt, daß das, was für einen aus Kolonialverhältniſſen zur politiſchen Selbſtſtändigkeit erwachſenen Freiſtaat ſich eignet, nicht zugleich für die auf monarchiſche Prinzipien gegründete Staaten Europa's paſſet.

Auch von der Bevölkerung Frankreichs kann der ruhig und beſonnen Urtheilende für die Entkräftung obiger Behauptungen keine Beweiſe entnehmen, obgleich dieſelbe ſeit der erſten Revolution bis auf unſere Tage das merkwürdigſte Schauſpiel unter allen Bevölkerungen Europa's darbietet, indem von den Miniſtern bis zu der niedrigſten Taglöhnerklaſſe Frankreichs Alles außerordentlich gekünſtelt iſt; die

Regierungsweiſe beruhete auf den verſchiedenſten Karakteren, wenn nur der ruhige und verſtändige König Filipp eine beſtimmte Richtung geben konnte; das Miniſterium zeigte ſich meiſtens doppelſinnig, und gewinnt erſt jetzt einigen Beſtand; es nährte die Unruhen in der Schweiz, obgleich ſie es in Frankreich aus allen Kräften zu unterdrücken bemüht war; es nahm in Spanien und Portugal Partei bald für, bald gegen die Regierung, jenachdem die augenblicklichen Bedürfniſſe ſeines eigenen parlamentariſchen Intereſſes es zu erfordern ſchienen; es ſpielt meiſtens für ſich, ſucht die meiſten Stiche zu erhalten durch ſeine doppelſinnige und ſchwankende Politik, und beſſert dadurch den ſozialen und politiſchen Zuſtand des Landes nicht, flößt vielmehr den Nachbarſtaaten und entfernten Mächten mehr oder weniger gegründete Urſache zum Mißtrauen ein und hält die Aufmerkſamkeit geſpannt auf die künftigen Dinge, wodurch es ſeine Nachbarſtaaten zu militäriſcher Vorſicht nöthigt, welche große Summen in Anſpruch nehmen, die in andern Verhältniſſen weit produktiver verwendet werden könnten.

Die Erziehung des franzöſiſchen Volkes, die alleinige Grundlage für ein vernünftiges und glückliches Volksleben, iſt noch außerordentlich vernachläſſigt, wofür aus vielen Verhältniſſen ſich Belege finden; bei dieſem Volke hat das Streben nach Gleichheit über das Streben nach Freiheit die Oberhand erhalten, wovon die Julirevolution überzeugt, indem durch ſie die arbeitende Klaſſe die Verfaſſungsreform bewirkte, welche der mittlere Stand durchführte. Jene nahm an dieſer Staatsumwälzung wohl Theil, war aber als willenloſes Inſtrument ſeiner bisherigen Leiſtungen überdrüſſig, gab fremdem Einfluſſe ſich hin und zeichnete ſich niemals durch Verfolgung eines politiſchen Syſtemes aus, wie die blutigen Auftritte der arbeitenden Klaſſe zu Lyon mitten im politiſchen Frieden deutlich beweiſen. Dieſe in der Regel geiſtig und materiell ſehr beengte Klaſſe war wohl auch zur Zeit der belgiſchen Revolution ſehr thätig; allein ihre Richtung war nur ökonomiſch; ſie begnügte ſich mit dem Verdienſte, welcher ihr ein mehrfach bequemes Leben verſchaffte.

Jetzt haben die Verhältniſſe ſich ganz anders geſtaltet; die arbeitende Klaſſe ſieht, daß ſie fortarbeiten muß, der reichere ſeine Vortheile mit ihr nicht theilen will und in großem Luxus und Pompe lebt; daß

ſie in [illegible]ngigkeit, Mangel und Noth leben muß und bei allem Fleiße, allen Entbehrungen und Entſagungen ihr Fortkommen nicht findet, und daß die Reichthümer, vorzüglich erzeugt durch ihre Arbeit, immer mehr in die Hände Weniger fließen, woraus eine Geldariſtokratie erwächſt, welche nicht bloß dem Volke, ſondern auch den Regierungen mit jedem Jahre gefährlicher wird, den Mittelſtand verringert und mit dieſen Reichthümern auch die Verwaltungsſtellen jenen zuführt. Dieſe gedrückte Lage, die mit der Concentration der Reichthümer verbreiteter und allgemeiner werdende Armuth und mit letzterer verbundene Entſittlichung führt zu Irreligioſität und Verbrechen aller Art, woran ja unſre Zeit ſtets reicher wird; ſteht dem herrlichen Leben, dem großen Luxus und der fürſtlichen Pracht ſchneidend gegenüber; findet in dieſem materiellen Glanze gleichſam Verachtung und Verhöhnung; macht die unterdrückte Klaſſe widerſpenſtig, trotzig und unruhig und führte in Paris, Lyon, in Sachſen und Schleſien zu Aufſtänden und Unruhen, welche bei der jetzigen Zivilisation in England, Frankreich und Belgien ſtets gefährlicher werden und ſich auch nach Deutſchland verpflanzen, woraus für die ſozialen Verhältniſſe, ſo ſehr auch die mittleren Stände Ruhe und Ordnung ſuchen und in der Nationalgarde und Armee eine Stütze haben, keine günſtige Ausſichten ſich ergeben.

So ſehr überhaupt in Nordamerika, England und Frankreich die Maſſe imponirt und den Erſcheinungen ein großartiges Anſehen gibt, ſo wenig tritt der Karakter der Begebenheiten hervor. Die genannten Staaten können daher bei ihrer geſteigerten materiellen Kultur und bei ihren politiſchen Verhältniſſen für die Ungültigkeit obiger Behauptungen keine Beweisgründe liefern. Die Geſchichte und der Hergang aller Begebenheiten, die das moraliſche und politiſche Gewicht der Regierungsgewalt ſehr ſchwächende Geldariſtokratie und ungleiche Vertheilung der materiellen Güter, die ſelbſt unter den beſſeren Ständen gleichſam planmäßig verbreitete Irreligioſität und um ſich greifende Demoraliſation, die mehrfach verfehlte Richtung der Zivilisation und Ausbreitung des Fabrik- und Maſchinenweſens belehren uns, daß, wenn auch das öffentliche Leben ein beſſeres geworden zu ſeyn ſcheint, dieſe Verbeſſerung ſelbſt noch nicht entſchieden iſt, und daß man für den Werth der Fortſchritte

eines Volkes keineswegs ausſchließend auf den Zuſtand des öffentlichen Lebens ſehen kann, um zu haltbaren Reſultaten zu gelangen.

Wenn man bedenkt (und iſt die Geſchichte nicht reich an Thatſachen hierfür?), daß die meiſten Umwälzungen in bürgerlichen Zuſtänden entſtanden, daß ungemeſſener Luxus den Wohlſtand untergräbt, weder die Ziviliſation befördert, noch zu geiſtiger Bildung anregt, noch Ideen in Umlauf ſetzt; daß die Verarmung in Europa zunimmt, die Erweiterung des Induſtrieſyſtems die Staatsverwaltungen immer verwickelter und beſchwerlicher macht und die Anhäufung der Reichthümer bei Einzelnen ſich erweitert; daß Europa allmälig anfängt, die Folgen der durch die Förderung des Induſtrieſyſtems, wofür noch vieles ſeiner Entwicklung Ungünſtiges, z. B. in England eine große Unbeweglichkeit des Eigenthums und große, von Induſtrieanſtalten ziemlich entblößte Landesdiſtrikte, in andern Ländern geſchloſſener Landbeſitz, Majorate von ungleichen Erbrechten, alten Landeinrichtungen u. dergl. beſteht, das Geiſtige überflügelnden materiellen Richtung zu ſehen und auf einzelne Erſcheinungen aufmerkſam wird; daß namentlich Frankreich und England ſchon mehr als einmal Urſache hatten, den Hunger ihrer Fabrikarbeiter zu fürchten und den Erſchütterungen durch ſie zu begegnen — wenn man dieſe Erſcheinungen und andere Thatſachen der gegenwärtigen Zeit ſorgfältig erwägt, ſo kann man ſo ziemlich den Erfolg des Strebens vorausſehen, und den entſcheidenden Karakter beurtheilen; der Vergleich der zunächſt vergangenen mit der gegenwärtigen Zeit; die erſte und ſtrenge, ſcharfe und umſichtige Beurtheilung des Ganges der Ereigniſſe; die Bemeſſung des Werthes der Gegenwart und ihrer künftigen Erwartungen nach den Forderungen der Vernunft und den Erſcheinungen des geſammten menſchlichen Geſchlechtes und die Vergleichungen zwiſchen verſchiedenen Staaten, ihren Beſtrebungen und Schickſalen führen zu keinen erfreulichen Reſultaten, wovon man jetzt nur die Befürchtungen ausſpricht. Und doch preiſt man auf der andern Seite die Lage der europäiſchen Staaten glücklich und behauptet man ein erfreuliches Fortſchreiten des Wohlſtandes und der Ziviliſation, wogegen jene Thatſachen ſprechen, womit eine theilweiſe Uebervölkerung und ungemeſſene Konkurrenz in allen Zweigen der

menſchlichen Thätigkeit in Verbindung tritt. Durch dieſe mächtigen Kräfte werden Verarmung und Demoraliſation bei der großen Maſſe der Völker mit jedem Jahre allgemeiner und treten die Täuſchungen in den Fortſchſchritten unſerer Zeit und der geiſtigen Kultur immer greller, aber auch gefahrvoller hervor.

Die konſtitutionellen Entwicklungen haben in den meiſten europäiſchen Staaten allerdings ſchöne Früchte getragen; namentlich hat das deutſche Volk nach ſeiner Erhebung gegen die Gewaltherrſchaft Napoleons in dem inneren Staatsleben große Fortſchritte gemacht; ſeinen Sinn, ſeine Fähigkeit und Kraft für die politiſchen Entwicklungen mehr und mehr bewährt und durch ſeine öffentliche Adminiſtration und gemeinnützige Inſtitutionen im politiſchen Leben ſich Geltung verſchafft, wie Scheidler in ſeiner Darlegung des Karakters unſerer Zeit und der Hauptaufgabe des deutſchen Volkes in politiſcher Hinſicht bezeichnet hat. Bei ihm hat die allgemeine Geiſtesbildung, die Einſicht und der Volksgeiſt weit größere Fortſchritte gemacht, als in England, deſſen Verfaſſung in mehrfacher Hinſicht gerühmt wird; ſeine Gelehrten haben in der Politik den Materialismus, der nur Mittel für niedere Zwecke ſucht, bekämpft und in das politiſche Leben durch den Mittelſtand höhere Ideen, reinere Grundſätze und wiſſenſchaftliche Beſtrebungen eingeführt und geltend gemacht. Es wurden in Folge dieſer Einwirkungen manche Irrthümer und Ungerechtigkeiten, manche Unebenheiten und Regelloſigkeiten, manche Ungleichheiten und zweckwidrige Anordnungen beſeitigt. Allein es iſt nach den Forderungen der Regierungen und des Volkes noch außerordentlich viel zu erwirken übrig; vor Allem iſt der höchſte Satz der Staatslehre zu begründen, daß die Staatsverwaltung einem organiſchen Leben und keiner lebloſen Maſchine gleiche, welche gleichſam durch ein Hauptrad alle Bewegung erhalte oder durch Fäden von einem Punkte aus geleitet und daß das wahre Gedeihen dieſes Staatslebens von der eigenen Funktion eines jeden einzelnen Organes, wenn gleich unter dem Walten der Seele, bedingt werde.

Einerſeits dem Zuvielregieren, andererſeits dem Zuvieleingreifen iſt möglichſt aufmerkſam und energiſch zu begegnen, weil dieſe Gebre-

Digitized by Google

chen in dem einen oder anderen konſtitutionellen Staate Deutſchlands mehr oder weniger herrſchen, daraus viele Uebelſtände erwachſen und die Folgen einer zu ſehr gekünſtelten und zuſammengeſetzten, eben darum auch unbehülflichen Verwaltung ſichtbar werden, welche dem öffentlichen Leben ſicheres Verderben bringt. Es gibt in den konſtitutionellen Staaten noch ſehr viele Verhältniſſe, welche eher ein Zurück- als ein Vorwärtsſchreiten zu erkennen geben. Man ſetzt in viele äußere Mittel und Formen, in häufig verfehlte Einrichtungen und Anordnungen, in vermeintliche Regel- und Geſetzmäßigkeiten einen hohen Werth und berechnet darnach die Fortſchritte der Gegenwart, man läßt die innere Politik von dem Materialismus zu ſehr ergreifen, weil alle neueren Finanz- und Verwaltungsſyſteme mehr oder weniger auf die Zunahme der Staatseinkünfte ſich ſtützen und bei allen hierauf ſich beziehenden Plänen das Induſtrieſyſtem, die Politik der Induſtrie, als Grundlage kaum entbehrlich erſcheint, und rückt hierdurch den Gefahren, welche eine künſtlich geſchaffene Bevölkerung, eine große Konkurrenz der Kapitalien und ein Anhäufen der Reichthümer in den Händen Einzelner auf Koſten von vielen Tauſenden drohen, mit jedem Jahre näher, ſtatt denſelben zu begegnen, dieſelben niederzuhalten und einen kränkelnden Zuſtand des Staatslebens zu heilen, welcher den Mittelſtand in Deutſchland, wo derſelbe noch das Gleichgewicht zwiſchen den arbeitenden Klaſſen und Reichen erhält und jene weniger gefährlich macht, als in England, wo ſelbſt das Grundeigenthum in den Händen Weniger ſich findet, weil der Mittelſtand fehlt, dadurch vermindert, daß die Konkurrenz großer Kapitalien den Wohlſtand der Gewerbtreibenden untergräbt, den Stand der kleinern, aber ſelbſtſtändigen Unternehmer nach und nach unterdrückt, den Handarbeitern den Lohn entzieht und die Lage dieſer mittleren Volksklaſſen ſtets verſchlimmert. Hierin liegen doch wohl keine troſtvollen Gründe zur beſonderen Beruhigung und Freude für einen günſtigen Erfolg in Gegenwart und Zukunft?!

Geht man in das wahre Leben der einzelnen Staaten tiefer ein und beachtet die politiſchen Verhältniſſe mit Bezug auf das noch kaum ein halbes Jahrhundert in ihnen eingeführte Induſtrieſyſtem und die

hiermit verbundenen Erſcheinungen, ſo findet man in vielen Elementen ein ſehr verkünſteltes, oft geſchraubtes und in Kleinlichkeiten ſich gefallendes Weſen, welches die Geſchäfte des Regierens immer mehr erweitert, ſeine Nothwendigkeit ſteigert und daſſelbe mit jedem Fortſchritte des Induſtrieſyſtems erſchwert. Hierdurch widerſtrebt man dem wahren organiſchen Leben, welches weder künſtlicher Einrichtungen noch vielfacher Mittel zum Entwickeln bedarf. Denn die materielle Richtung theilt ſich nicht bloß der großen Maſſe der Völker mit, ſondern kündigt ſich ſelbſt in der Sprache des Regierens und der Wiſſenſchaften an; indem man überall von Regirrungsorganen, Staatsmaſchinen u. dergl., von Arbeits- und Geldkräften, aber ſelten von religiöſen und ſittlichen Kräften ſpricht und man von Seiten vieler Staatsmänner nur auf arbeitende Kräfte ſieht, alle Befehle generaliſirt und das Individuelle wenig mehr beachtet.

In wie weit ſolche mechaniſirte, meiſtens wahrhaft verputzte und eben darum zur Mittelmäßigkeit herabgedrückte Inſtitutionen für den reinen und edlen Zweck des Staatslebens keine ſichere Gewährleiſtung geben, erſieht man aus der Völkergeſchichte der älteren und neueren Zeit. Aus dem Leben der griechiſchen Staaten erſcheinen uns nämlich viele Momente großartig; ſowohl bei der größeren Einfachheit als bei der geringeren Ausdehnung und Maſſe der Staatsverhältniſſe war der Gang des Staatslebens weit weniger unbehülflich als in unſerer Zeit, welche mehr Begebenheiten als Thaten hat. Bei ihnen beruhete das Wenigſte auf Anſtalten und äußeren Mitteln, indem ſie bei dem Mangel an Univerſitäten, Schulen und Büchern keine ſo hohe Geiſtesbildung, keine in ihren erſten Anfängen ſo tiefe Filoſofie hatten erzeugen können, weil ihnen das Chriſtenthum fehlte, der Staat der religiöſen Grundlage ermangelte, auf materiellem, zufälligem Gedeihen und nicht auf Prinzipien und auf dieſe ſich beziehenden Berechnungen beruhete, alſo keine wahre Aufklärung hatte.

Daß das Staatsleben keiner künſtlichen Einrichtungen und keiner vielerlei Mittel bedarf, und nicht einmal von mancherlei Bildungsmitteln allein abhängig iſt, zeigt ein aufmerkſamer Vergleich zwiſchen der Sorge unſerer gegenwärtigen Zeit und der Griechen für Bildungs-

Anſtalten und Bildungsmittel; hieraus würde ſich ein ganz anderes Verhältniß zwiſchen der Bildung der Griechen und unſerer Völker ergeben. Beruhete Alles auf den Anſichten, ſo müßten unſere Staaten weit höher ſtehen, als es wirklich der Fall iſt, und die Griechen und Römer ſtanden, wie die hohe Geiſtesbildung der Griechen, die Staatsweisheit und Redekunſt dieſer und der Römer, die Blüthe der Produktion und Gewerbe, die Trefflichkeit der Arbeiten und der Reichthum des Handels, die Wohlhabenheit der Einzelnen und ganzer Länder der alten uns mittleren Zeit, in welcher die Kunſt des Leſens und Schreibens nicht weniger als durch öffentliche Schulen verbreitet wurde, in welcher man weder Dampfmaſchinen noch Eiſenbahnen, weder die eine noch die andere Erfindung der neueren Zeit kannte, deutlich genug beweiſen, wenn man Vergleichungen anſtellt.

Aus geſchichtlichen Thatſachen überzeugt man ſich, daß die Förderung des öffentlichen, alles Bildungslebens überhaupt, einen einfachen Gang nehmen muß und in dem Geiſte ruht, der überall das Rechte zu finden, überall das Weſentlichſte und Nothwendigſte zu ergreifen verſteht und daß häufige Veränderungen in der Geſetzgebung ſowohl dem Bildungsweſen als der aufkeimenden Induſtrie am Fühlbarſten ſchadet, weßwegen beiden Staatsverhältniſſen nichts zuträglicher iſt, als Ruhe und Beſtand, konſequente Verfolgung richtiger Grundſätze der Erziehung und Bildung und genaue Beachtung der zweckmäßig erkannten ſtaatswirthſchaftlichen Wahrheiten, welche von den Einſichten und Launen Einzelner nicht abhängen können. Leider aber iſt unſere Zeit an Organiſationen nur zu reich, drängen dieſe in dem Erziehungs- und Unterrichtsweſen einander (wie ſpäter noch näher berührt wird) und werden Induſtriegeſetze, Zollmaßregeln, Steuergeſetze u. dergl. nicht ſelten ohne die erforderlichen, umfaſſenden Berathungen erlaſſen. Alles, alſo auch jede Beziehung der Staatsverwaltung, beruht auf der Herrſchaft der Intelligenz, welche weder durch erkünſtelte Inſtitute und geſchraubte Anſtalten, noch durch vielfache Apparate und mißlungene Verſuche, weder durch erzwungene Regelmäßigkeit und anbefohlene Ordnung noch durch einſeitige Pläne und unzureichend begründete Maaßregeln erſetzt werden kann.

Unſer modernes Staatsleben verabſäumt bei den zahlloſen Einrichtungen und äußeren materiellen Mitteln, bei dem raſchen und hohen Heben der Intelligenz und bei den verſchiedenartigſten Formen und Anordnungen den tugendhaften Geiſt, als inneren Grund alles Gedeihens und bei dem vielen Unweſentlichen das wahre Weſen, die bei der gegenwärtigen Generation ſtets ſeltner werdende tugendhafte Entwicklung viel zu ſehr, als daß es bei ſeinen materiellen, wenn auch von dem kalt bemeſſenden Verſtande geleiteten, Beſtrebungen die wahre Grundlage eines vollkommneren Zuſtandes, einer zum Ziele führenden inneren Politik, in der wahren Kultur, in jenem Geiſte und in ſeinen Werken, d. h. in demjenigen Zuſtande ſuchen könnte, in welchem alle geſellſchaftlichen Einrichtungen, ſowohl im Einzelnen als im Ganzen, die Entwicklung und Ausbildung aller vorhandenen Geiſtes- und Körperkräfte zur dauernden Begründung und vernünftigen Benützung des geiſtigen und ſittlichen, fyſiſchen und wirthſchaftlichen Wohlergehens der Völker herbeiziehen, befördern und befeſtigen.

Bei dem vorzugsweiſen Befördern der materiellen Kultur, welche Wenige ungeheuer reich, den Wohlſtand Vieler aber verſchwindend macht, und die große Maſſe des Volkes, die arbeitenden Klaſſen, in ſtets ſchlimmere Lage verſetzt, welche den Untergang der geiſtigen Kultur fördert, und in die Staatsverhältniſſe einen unheilbaren Krebsſchaden einführt, der alles wahre und gedeihliche Fortſchreiten des Menſchengeſchlechtes und Staatslebens verhindert; bei der Befolgung der induſtriellen Politik und bei der bloß verſtandesmäßigen Berechnung des materiellen Gewinnes kann unſer Staatsleben den rechten Weg zum Ziele nicht finden, den wahren Aufſchwung der auf Tugend beruhenden Intelligenz nicht ungetrübt befördern, den Einfluß der ſittlichen Kraft nicht lebendig hervorrufen und wegen dieſer Mängel kein kräftiges und geſundes Wachsthum des auf den Boden des europäiſchen Völkerlebens ſeine Wurzeln weit verbreitenden und ſeine Zweige weit ausdehnenden Baumes der, vorzugsweiſe materiellen, Erkenntniß erſtreben. Den Sinn des Volkes für das Große und Edle, für das Erhabene und Schöne, für das Wahre und Rechte, für das Gute und Vortreffliche vorzubereiten und empfänglich zu machen, konnte unſe-

rem Staatsleben mittelſt aller Beförderung des Erziehungs- und Unterrichtswesens, der Wiſſenſchaften und Künſte noch nicht gelingen, vielmehr ſcheint es von dieſem Ziele immer mehr ſich zu entfernen, oder wird ihm die Löſung der Aufgabe mit jedem Jahre ſchwerer und unter dem Fortſchreiten der gegenwärtigen materiellen Kultur vielleicht nicht möglich, ja ſieht es einer bangen Zukunft entgegen, welche in England, Frankreich und Belgien durch traurige Beiſpiele ſich kund gegeben hat und wovon in Deutſchland mancherlei Spuren ſich zeigen, ſo ſehr es durch Achtung vor Kirche und Religion, durch Verbreitung von Wiſſenſchaften und Künſten, durch ſeine filoſofiſche Bildung und geſteigerte Erziehung, durch ſeine alle Fächer betreffende Literatur und andere Vorzüge vor allen europäiſchen Staaten ſich auszeichnet.

Eine ruhige und beſonnene, die Erſcheinungen und die hervorbringenden Urſachen ſcharf berechnende Beurtheilung des gegenwärtigen Staatslebens und ein umfaſſender Vergleich deſſelben mit dem der Griechen und Römer, welches gegen jenes wohl außerordentlich zurücktreten muß und als ein zu geringer und theilweiſe ſchlechter Vergleichungsgegenſtand erſcheint, als daß man ſein Wiedererſcheinen ernſthaft wünſchen ſollte, weil ihm der Karakter der wahren Aufklärung fehlte, zeigt uns dennoch, daß die Geſtaltung des ſtaatsgeſellſchaftlichen Lebens, wie zu allen Zeiten, jedoch in der gegenwärtigen Zeit, weit mehr einem Baume gleicht, welcher in ſeinen Wurzeln nicht feſtſteht, oder einer Säule ähnlich ſich geſtaltet, welche nicht durch eigene Schwerkraft auf eigenem Boden ruht, ſondern bloß durch äußere Stützen, durch äußere Gerüſte in gerader Richtung erhalten und alsbald aus dem Gleichgewicht gebracht wird, wenn von einer Seite eine Stütze wankt oder gar beſeitigt wird. Die Hauptwurzel jenes Baumes iſt entweder krankhaft oder ruht auf einem ihrem Lebensprozeß fremden Boden, aus dem ſie für ſich, für Stamm und Zweige, keine geſunde Nahrung ziehen kann; die Unterſtützungen dieſer Säule haben keinen gemeinſchaftlichen Schwerpunkt, in welchem ihre Kräfte ſich vereinigen und alle wieder Feſtigkeit erhalten können. Die neueſten Erſcheinungen in allen europäiſchen Staaten, namentlich England, Frankreich und Belgien, geben dem Beobachter Belege für die hängwerkartige Geſtal-

tung des öffentlichen Lebens und für große Befürchtungen wegen der Gefahren, welche den Grundelementen des politiſchen Lebens und ſozialen Beſtandes in der jetzigen Lage der Staaten drohen. Sie deuten zugleich auf die Mittel zur Abhülfe der Gefahren oder zu deren Niederhaltung, auf die Thatſache, daß die erforderlichen, bis jetzt noch zu Gebote ſtehenden Mittel von Jahr zu Jahr ſeltner und ſchwächer werden, je mehr der Mittelſtand und mit ihm die Bürgerlichkeit und Ordnung abnimmt und der ſelbſtſtändige und wohlhabende Handwerkerſtand von der Ausdehnung des Fabrik- und Maſchinenweſens vermindert, alſo das politiſche Gleichgewicht der drei Hauptſtände im Staate geſtört wird. Die Störung dieſes Gleichgewichtes durch den ſchroff hervortretenden Gegenſatz zwiſchen großem Reichthume in den Händen Weniger und der ſchneidenden Armuth vieler Tauſende, zeigt ſich auch in Deutſchland; manche Staaten deſſelben liefern ſprechende Belege, welche durch die Beſtrebungen der Beſitzer von großen Kapitalien, dieſe in den Erwerb von großem Grund- und Bodenbeſitz, oder der einzelnen Großen, welche ihre aus der Ablöſung von Zehnten u. dgl. erhaltenen Geldmaſſen zu denſelben Zwecken verwenden, bedeutend vermehrt werden.

Als Folge der materiellen Kultur und ihrer Fortſchritte, der Beförderung des Induſtrieſyſtems und einer ſeiner wichtigeren Wahrheiten, daß in Rückſicht auf ſeinen Erwerb nur derjenige ein mehr geſicherter Menſch iſt, welcher einen gewiſſen Fond von Grundſtücken, Häuſern, Waaren u. dgl., überhaupt von Kapitalien, beſitzt, was eine ſo große Concurrenz von Kapitalien und Thätigkeiten erzeugt; als Folge der verſchiedenartigen Bewegungen in allen Verhältniſſen des öffentlichen Lebens und in den hierfür paſſenden Bildungs- und Unterrichtszweigen iſt unſere Zeit durch einen Zuſtand der Bewegung ausgezeichnet, welcher nur durch das ſtarke Hinneigen zu dem Materialismus zu erklären iſt, jedoch in den wenigen Fällen zu einem richtigen Maaße der Bewegung, zu einem vortheilhaften Verhältniſſe zwiſchen Beſtand und Veränderungen gelangen läßt.

An den nicht ſelten fieberartigen Bewegungen des induſtriellen Lebens, an den Schwankungen der vom Materialismus mehr und mehr

beherrſchten, oder wenigſtens ſehr ergriffenen Intelligenz, an der großen Demoraliſation in faſt allen Volksklaſſen und an den wirthſchaftlichen Unſicherheiten erkennt man die größere oder geringere Geſundheit oder Krankheit der einzelnen Staaten, weil kaum ein Staat das rechte Maaß der Bewegung, worin doch erſtere beſteht, einhält, vielmehr die meiſten ein ſtetes Schwanken des öffentlichen Lebens, ein Uebermaaß der Bewegungen oder einen Stillſtand zu erkennen geben, welches die Kennzeichen eines krankhaften Zuſtandes ſind. Es iſt nicht nöthig, in dem europäiſchen Staatenſyſtem, welches ſeit der Abſchüttelung des franzöſiſchen Joches ein gewiſſes Gleichgewicht erhalten, aber noch nicht in politiſcher und induſtrieller, in intellektueller und kirchlicher Beziehung ſich geſtaltet hat, einzelne Staaten als Beleg für die eine oder die andere Seite namhaft zu machen; der mit der Geſchichte unſerer Zeit nur wenig Vertraute und die Erſcheinungen in den einzelnen Staaten verſtändig Beurtheilende wird zu eigener Belehrung die geſunden oder kränkelnden Staaten zu bezeichnen und ihre Vorzüge und Gebrechen zu erklären verſtehen.

Bei allen Aufregungen für das öffentliche Leben, welche Zweige es auch betreffen mag, hat man es als Karakterzug anzuſehen, daß dieſelben, wenn ſie nicht mit reinem und unparteiiſchem, mit tiefem und klarem Sinne aufgefaßt und mit den Beſtrebungen der inneren und äußeren Politik verglichen werden, faſt allgemein zu dem Mißſtande führen, wornach jeder einzelne Staat mehr ſich damit beſchäftigt, welchen Gang die Welt, als welchen er ſelbſt nehmen ſollte. Jeder richtet in der jetzigen Zeit ſein Auge auf den Zeitgeiſt, auf das, was heute kömmt, und morgen geht, jetzt glänzt, und nach kurzer Zeit verglommen iſt, auf das Materielle, ſieht die geiſtigen Güter als bloße Mittel zur Erreichung der Zwecke an, ordnet jene den materiellen Gütern unter und macht ſie zu bloßen Dienern der letzteren, worin das große Verkennen des geiſtigen Elementes liegt.

Berückſichtigt man die Bewegungen in England und Frankreich, in Italien und Griechenland, in Polen und in vielen deutſchen Staaten, ſie mögen nun große Umwälzungen oder ökonomiſche Demonſtrationen zum Zwecke gehabt haben, ſo ſieht man faſt jede ihren eigen-

thümlichen Karakter annehmen; kaum bei einer derſelben ſieht man das rechte Maaß halten, in welchem Falle ſie wahre Erneuerung und lobenswerthe Erhaltung der Staatsverhältniſſe wäre, und man ihr ein edles Streben zum Grunde legen müßte; allein faſt überall, in intellektuellen und kirchlichen, in politiſchen und wirthſchaftlichen Verhältniſſen überſchreiten ſie jenes und ziehen ſie entweder den Untergang des Beſtehenden nach ſich oder vereiteln ſie gar das beſſere Neue.

Die zwei Naturgeſetze, nach deren einem alles, was nicht gerade durch Bewegung erneuert oder erhalten wird, verderben muß, alſo der zu große Ruhe, unvermeidliche Bewegung und ſicherer Untergang, d. h. noch heftigere Erſchütterungen auf dem Fuße folgen, nach deren anderem der Grund und das Verhältniß des Wechſels zwiſchen Ruhe und Bewegung, zwiſchen Beſtand und Veränderung darauf beruht, daß ſtets ein Begehren nach dem entgegengeſetzten Zuſtande ſtattfindet, zeigen ſich in den ſeltenſten Fällen als Anwendung. Bei allen zeigt uns die Geſchichte, daß, je größer zuvor im Staatsleben der Stillſtand war, die darauf folgende Bewegung deſto heftiger erfolgte und daß größerer Mangel an Bewegung und Fortbildung ſtets Urſache von größeren Veränderungen und Umgeſtaltungen, von verderblicheren Umwälzungen und von ſchmählicherem Untergange des Beſtehenden war. Ein Bewegen und Vorwärtsſchreiten iſt daher geſchichtlich für alles Staatsleben.

Die Hergänge der früheren und jetzigen Zeit zeigen, daß alle politiſchen Einrichtungen ihr Lebensalter haben, über welches hinaus ſie nicht dauern können, ohne hinderlich zu ſeyn; daß die Unzufriedenheit und das Verlangen nach Veränderungen und Verbeſſerungen in den Verwaltungszweigen der Staaten mit jedem Jahre mehr Raum gewinnen und die Behaglichkeit mit dem Frohſinne aus dem öffentlichen Leben immer mehr entweicht und daß mit dem Verſchwinden dieſes beruhigenden und beglückenden Zuſtandes, womit der Schwindel der Bewegungen ſich nicht verträgt, unſere Zeit einen großen Verluſt erlitten hat. Denn aus den neueren politiſchen Unruhen und Unzufriedenheiten, aus den Kämpfen der Regierungen mit den Kammern, aus dem oft heftigen Widerſtreite der beiderſeitigen Anſichten, aus der ſtets

mehr einreißenden Maſſenarmuth und der hiermit verbundenen Unzufriedenheit mit dem eigenen Schickſale, aus dem Neide über das Wohlleben der Reichen und höheren Stände und aus der Erbitterung über die ganze Staatseinrichtung, aus der großen Ungleichheit im Vertheiltſein der materiellen Güter und aus der in Bezug auf das Elend der arbeitenden Klaſſen in England, Frankreich, Belgien und einzelnen Gegenden Deutſchlands weit gediehenen traurigen Lage eines großen Theiles der Bevölkerung ergeben ſich die ſprechendſten Belege für die berührten Verluſte an Zufriedenheit und Behaglichkeit mit dem öffentlichen Leben.

Früher zeichnete ein gewiſſer Frohſinn das Leben aus, erzeugte derſelbe eine wohlthuende Beruhigung und Freude, und rief ſelbſt in ſeiner Erinnerung bei Zeitgenoſſen eine beſeligende Stimmung hervor, welche ſogar an die Erzeugniſſe jener Zeit eine gewiſſe Wehmuth knüpfte. In der neueren Zeit hat ſich jenes eigenthümliche Gepräge von Frohſinn und Heiterkeit, von Zufriedenheit und innerer Ruhe verloren. Nur in denjenigen, welche dieſe beglückende Zeit erlebt haben, erzeugt die Erinnerung ein gewiſſes friedliches und lebensfrohes Gemüth, wofür man einen einfachen Beweis in der Thatſache findet, daß man weder den theuer erkämpften Frieden, noch die Friedenszeiten allgemein ſegnet, weil die Erwartungen mehrfach getäuſcht wurden und dieſe Täuſchungen einen großen Theil des Mißvergnügens und der Bewegung erzeugten, indem die größere Maſſe des Volkes an den günſtigen Erfolgen wenig reellen Antheil hat.

Die außerordentliche Beförderung der materiellen Intereſſen und öffentlichen Angelegenheiten von Seiten unſeres Staatslebens zehrt faſt alles Streben der Menſchen auf und vergräbt den einen Theil in ſeine Güter, den anderen in die Entbehrungen der Armuth. Hierbei vergißt man jene politiſche Weisheit, jene politiſche Tugend, in welcher allein der wahre Ruhepunkt für den höheren und erhabneren Werth der verſchiedenen politiſchen Intereſſen und Aufregungen zu ſuchen iſt. Man iſt bei dieſen Sorgen für die öffentlichen Angelegenheiten von der irrigen Anſicht ergriffen, ſelbſtſtändig über dieſelben urtheilen zu können, ohne zu bedenken, daß man hierin eine Hauptquelle der mancherlei

Verirrungen und Zerwürfniſſe der Bewegungen und Unruhen eröffnet.

Das Wohl der Staaten beſteht zwar nicht bloß in der Einſicht und Kenntniß, in dem Geſchicke und der Fähigkeit, in der geiſtigen Kultur überhaupt, ſondern fordert auch eine gewiſſe Blüthe der materiellen Intereſſen, eine geordnete und möglichſt einfache Verwaltung der Angelegenheiten; allein die geiſtige Entwickelung des Volkes, gegründet auf ein religiöſes Leben, hat dennoch den größten Einfluß, ohne welchen keine wahre Aufklärung, kein ſicheres Fortſchreiten und Beſtehen der Staaten möglich iſt; ohne jene iſt kein politiſches Uebergewicht gegen das Ausland zu erringen und mußten alle früheren Staaten entweder jenes verlieren oder fallen. Und doch wird in der Lehre von den Staatsverfaſſungen faſt ausſchließend nur die ſiſiſche Macht und der Wille, das eigentliche materielle Intereſſe berückſichtigt, gleich als wenn der Staat weder für die geiſtige noch ſittliche Kraft des Volkes, weder für das geſammte Erziehungs- und Unterrichtsweſen von der Volksſchule bis zur Univerſität, nebſt allen Zwiſchenanſtalten, noch für die Kirche und das in ihr liegende ſittliche Element zu ſorgen hätte.

Unſer gegenwärtiges Staatsleben verwendet ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf die materielle Kultur, legt bei den öffentlichen Angelegenheiten ein weit größeres Gewicht und viel höheres Verdienſt auf die Formen und das Formelnweſen, als auf die eigenthümlichen Karaktere der Sache, iſt vielmehr beſorgt für die Verhältniſſe des äußeren Lebens, der Verwaltung des Gemeingutes u. dgl., als für die Förderung der Intelligenz und wahren Religiöſität, für die Herrſchaft der Ideen und lauteren Vorſtellungen, und ſucht ziemlich allgemein nur Geſchäftsbildung, weit weniger Ideenbildung. Man hat wohl den Unterricht in Schulen geſteigert und hierdurch die Intelligenz befördert; allein die Klagen über Unzulänglichkeit und Mängel im eigentlichen Erziehen werden ſtets häufiger und dringender, wie in Schriften, von Seiten der öffentlichen Behörden und der Eltern geſchieht, was beweiſt, daß unſer Erziehungsweſen nicht das rechte iſt, viele Gebrechen hat und eine Reform erfordert. Eine Wiederholung dieſer Klagen und Gebrechen, ein Bezeichnen der Mittel zur Abhülfe jener und dieſer und

ein Entwickeln der Verhältniſſe, worin jene Reform beſteht, kann hier nicht beabſichtigt werden; es geſchah anderwärts.

Auf der geiſtigen Bildung beruhen ſowohl Macht und Wille, als materielle Intereſſen und öffentliche Meinung; es iſt höchſtes Ziel des Staates, ſowohl den rechten Willen und das redliche Streben, als die wirkſame Intelligenz und leitende Idee herrſchend zu machen, ſowohl die Führung der Staats-Angelegenheiten in die Hände der Intelligenteren zu bringen, als von den Intelligenteſten ſtets den allgemeinen Einfluß auf den Gang des Staatslebens, d. h. die öffentliche Meinung beſtimmen und jenes als ein Geſammtleben von den Beſitzern der Intelligenz, als eigentlicher Seele des Staatskörpers, bewegt werden zu laſſen, wofür der Umſtand, daß in unſeren konſtitutionellen Staaten die größere Beſteuerung zur Grundlage der Deputirtenwahlen gemacht iſt, nicht zu den vortheilhafteſten Verhältniſſen gehört, weil neben vielen anderen Störungen hieraus Mißverhältniſſe erfolgen, welche auf den Gang der Geſchäfte und Verwaltung häufig ſtörend einwirken. Große Fabrikanten, reiche Kaufleute und große Gutsbeſitzer nehmen durchſchnittlich die erſten Plätze in Gemeinden und im Staate ein; die Wahlen für die gemeinheitlichen Angelegenheiten, für die Berathungen des Volks- und Staatswohles, für Induſtrie-Geſetze, Zollmaßregeln u. dgl., für Ernennungen in den Senat und für andere Berufungen fallen auf die Hochbeſteuerten, welche nicht immer die Intelligenteſten, am wenigſten die von Egoismus freien Männer ſind, vielmehr alle Verhältniſſe für ihren materiellen Gewinn berechnen und auf Koſten der großen Volksmaſſe ſich bereichern.

Die Volksbildung und Volksveredlung hat ſelbſt in unſeren deutſchen Staaten, wo für die geiſtige Kultur mehr geſchehen iſt, als in jedem anderen europäiſchen Staate, noch lange denjenigen Grad von Vollkommenheit nicht erreicht, durch welche das Volk berufen ſein kann, an der Geſetzgebung und Verwaltung, an der Beförderung der Induſtrie und Volkswohlfahrt unbedingt thätigen Antheil zu nehmen. Es fehlt ihm die Kraft, die unermeßliche Produktivität der Wiſſenſchaften in ihrer Anwendung auf das Leben zu durchſchauen, die geiſtigen und moraliſchen, die phyſiſchen und politiſchen Hauptzwecke erreichen

zu helfen und durch Weckung und Ausbildung der geiſtigen Fähigkeiten und ihrer moraliſchen Grundlage eine tüchtige Berufsbildung zu verwirklichen. Seine Erziehung und Unterweiſung in Familie, Schule und Leben ſtehen viel zu weit aus einander, und die Erziehung in den beiden erſten Kreiſen geht faſt ausſchließend nur allein dahin, die Individuen für ſich, nie aber für die Geſammtheit zu bilden; jene ſollen nur für ſich, nie aber für die Menſchheit etwas werden, worin der Hauptgrund des in unſerer Zeit überall herrſchenden, ſchon in dem jugendlichen Herzen gepflegten, daher tief eingewurzelten verderblichen, jede beſſere Anſicht, jedes geiſtige und materielle Erheben niederhaltenden Egoismus, welcher alle Stände durchdringt und die herrſchend gewordene Geldariſtokratie für Volk und Staat ſtets gefährlicher macht, zu ſuchen iſt.

Die für eine gediegene und umfaſſende Volksbildung unbedingt nothwendigen Volksſchulen befördern durch ihr Erziehen jenen Egoismus und nehmen bei ihrem Unterrichte und ihrer ganzen Ausbildung der Fähigkeiten auf die geſellſchaftlichen Zuſtände zu wenig Rückſicht, vernachläſſigen bei der Verſtandesbildung die durch eine tüchtige Gemüthsbildung zu gewinnende tief wurzelnde Ueberzeugung von den Grundlehren der Religion, der Sittlichkeit und des Rechtes, durchdringen die Gefühls- und Denkrichtung des Volkes nicht mit den Grundſätzen der Sittlichkeit, Religiöſität und Rechtlichkeit, und machen dieſelben nicht zu unveräußerlichen Lebensregeln, zur Grundlage des Karakters. Sie ſtreben wohl nach Förderung der Verſtandesbildung, bringen aber denjenigen Grad von Weltklugheit nicht zu Stande, deſſen alle Volksklaſſen in ihren Lebensverhältniſſen bedürfen; ſie gewinnen neben dem Wiſſen kein Können, neben der Intelligenz kein Gemüth, neben der Geiſtes- keine Karakterbildung und bringen das Tüchtig-, Innig- und Selbſtſtändigwerden nicht zur Wirklichkeit, bleiben daher von dem Hauptziele der Theorie und Praxis unſeres Erziehens und Unterrichtens zu ſehr entfernt, als daß ſie von großen Mängeln und Gebrechen freigeſprochen werden und den Anforderungen unſerer Kultur entſprechen können. In ihnen und in ihren Beſtrebungen und Erfolgen liegen alſo ſehr viele Gründe zu Täuſchungen unſeres Staatslebens

und ſeiner Kulturarten, weil ſie hinſichtlich der eigentlichen Erziehung und des vernunftgemäßen Unterrichtes, der Bildung zur Vernünftigkeit im Leben, der Anleitung und Gewöhnung zum Erkennen und Selbſtthätigwerden des Gemüthes und Verſtandes und hinſichtlich des völligen Durchdringens gar zu viel zu erwarten übrig laſſen und die Forderungen unſeres Staatslebens nicht befriedigen.

Auch die techniſchen, den Volksunterricht erweiternden oder ergänzenden Anſtalten für das Gemeingut der techniſchen Wiſſenſchaften bei den mit Gewerben und Fabriken ſich beſchäftigenden Individuen leiſten nicht, was ſie ſollen; ſie ſind zwar eine Erſcheinung der neueren Zeit und durch die Nothwendigkeit der Bildung für die Induſtrie erzeugt, beſtehen alſo zu kurz, um von ihrer Vollkommenheit zu ſprechen, allein ſie verfehlen meiſtens eine zweckmäßige Ausbildung mittelſt ſolcher Lehrzweige, welche der Denkkraft und Handlungsweiſe der Handwerker und Landwirthe, der Kaufleute und Fabrikanten, der künftigen Gewerbtreibenden und Techniker diejenigen Dienſte leiſten, welche die alten Sprachen den dem Gelehrtenſtande ſich zuwendenden Individuen gewähren; ſie theilen bloß Kenntniſſe und Fertigkeiten mit und erzielen keine wiſſenſchaftliche Aufklärung über die wahren Verhältniſſe der Menſchen zur Güterwelt; ſie beſtreben bloß nützliche und brauchbare Betriebſamkeit, und vernachläſſigen die Sittlichkeit und Rechtlichkeit, den Gemeinſinn und die Redlichkeit noch mehr, weil in ihnen das egoiſtiſche Element noch weit mehr vorherrſcht, als in dem Volksunterrichte. Sie verzerren die Jugend oft mehr, als ſie dieſelbe ſolid heranbilden, weil in ihnen das religiöſe Element zu ſehr in den Hintergrund tritt und die kräftige Bildung des Gemüthes in der materiellen und egoiſtiſchen Richtung faſt ganz überſehen wird. Aus ihnen geht eine große Anzahl von Individuen des Mittelſtandes hervor, welcher zum eigentlichen Träger des politiſchen und geiſtigen, des ſittlichen und induſtriellen Lebens dienen ſoll, aber bei ſeiner mangelhaften und vielfach verfehlten Ausbildung und Richtung, bei ſeinen meiſtens egoiſtiſchen Anſichten und bei ſeiner ſteten Verminderung den an ihn gemachten Forderungen nicht entſprechen kann.

Dieſe der techniſchen Ausbildung dienenden Anſtalten ſtehen den

Gelehrtenſchulen und Univerſitäten zur Seite; erſtere bereiten durch die klaſſiſchen Studien zu den gelehrten Ständen vor, und letztere vollenden die Ausbildung der reinen Geiſteskraft. Beide ſind für das Leben, den Staat und die Kirche, für Wiſſenſchaft, Politik und Volksverhältniſſe unentbehrlich, befördern die die Körper- und Geiſtesarbeit beherrſchende rein geiſtige Entwickelung, als den Repräſentanten der immateriellen Intereſſen des Volkes entweder wegen der Wiſſenſchaft ſelbſt, oder wegen ihrer Ausübung in Kirche und Staat, und ſollen die äußerſte Schärfung des Verſtandes, eine harmoniſche Ausbildung der Vernunft, ein Aufſchließen der Ideenwelt, ein Wecken und Nähren der Produktivkraft des Geiſtes, ein Veredeln der Seelenkräfte und ein Heranleiten zur Weisheit erſtreben, um der rein geiſtigen Kultur das Uebergewicht über die materiellen Intereſſen und durch beide ein politiſches Uebergewicht den Staaten ſelbſt zu verſchaffen.

So alt und feſt begründet dieſe Anſtalten auch ſind, ſo ſind ſie von Gebrechen nicht frei und enthalten in ihrer Bildungsweiſe manche Täuſchungen, welche für die Fortſchritte des Staatslebens, für die Kultur des Geiſtes und der Induſtrie beſondere Erwägung verdienen. Eine Haupttäuſchung beſteht in dem Mangel an einer ächten Gemüthsbildung, welche alle Unterrichtszweige durchdringen, allen Lebensverhältniſſen zur Grundlage dienen, mit der Entwickelung des Verſtandes und der Fantaſie verbunden ſein und den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und den amtlichen Stellungen ihre Hauptrichtung geben ſollte. So wie man in den Volks- und techniſchen Schulen die Mängel, Gebrechen und unerfreulichen Früchte in dem Vernachläſſigen der Wechſelverhältniſſe des innern und äußern Lebens, der Erziehung zum Glauben an eine höhere Geſetzesordnung und an Gott u. ſ. w. findet, ſo bezieht man in den Gelehrtenſchulen den Unterricht zu wenig auf eine Gemüthsbildung durch den Verſtand und auf eine Verſtandesbildung durch das Gemüth, als Mittel- und Einheitspunkt aller Seelenkräfte, und erzieht hierdurch zu wenig geiſtig ſelbſtſtändige und für die verſchiedenen Pflichterfüllungen des öffentlichen Lebens tüchtig gebildete Beamten, welche an dem Wahren, Guten und Schönen, an dem Ge-

ſetzlichen, Rechtlichen und Heiligen ungetrübte Freude haben und von der materiellen und egoiſtiſchen Richtung möglichſt frei erhalten ſollen. Aber auch dieſe durch Intelligenz überwiegenden Individuen huldigen dieſer Richtung, werden von der Geldariſtokratie immer mehr unterjocht und bieten dem Fortſchreiten unſerer Zeit und der Kultur des Geiſtes keine erfreulichen Ausſichten für die Zukunft dar, weil ſie einen Theil des Mittelſtandes ausmachen, welcher in dem mordernen Staatsleben eine mehrfach gefährliche Richtung angenommen und eine eigenthümliche Geſtaltung erhalten hat.

Für dieſe Anſtalten bilden die Lehrer das wichtigſte Element, weil ſie den Unterricht zu geben, in dem Gemüthe und Geiſte der Jugend bleibend und fruchtbar zu machen, durch ihre Frömmigkeit, Klarheit in den Lebensverhältniſſen und ihren Gemeingeiſt, durch ſelbſtthätige Stärke und treue Feſtigkeit ihres durch freudige Anerkennung der Geſetze der Religion, der Kirche und des Staates begeiſterten Willens die früheſten Keime geiſtiger Fähigkeiten zu entwickeln, zu erweitern, zu ſtärken und zur höchſten Blüthe zu ſteigern haben. Die Wichtigkeit des Lehrerſtandes von der niedrigen Volksſchule bis zur Univerſität bedarf keiner Begründung, weil ſie ſich aus der Sache ſelbſt ergiebt; aber die aus ihm für das öffentliche Leben hervorgehenden Täuſchungen verdienen die höchſte Beachtung, weil ſie einmal in der gedrückten Lage dieſes Standes, das ander Mal in der mehrfach verfehlten Ausbildung und Verfahrungsweiſe beim Erziehen und Unterrichten ihren Grund haben und darum die Entwickelung der geiſtigen Kultur nicht in demjenigen Grade fördern, in welchem es nothwendig iſt, um allen Mängeln und Gebrechen zu begegnen. So viel der Lehrerſtand werth iſt, gelten die Schulen; alle Verordnungen und Einrichtungen treffen nur die äußere Form des Erziehungs- und Unterrichtsweſens; die Lehrer müſſen ſie beleben; von ihrer Tüchtigkeit und Treue hängt Alles ab; wo dieſe fehlen, ſind alle Lehrformen, Inſtruktionen und Organiſationen vergebens. Wie das Loos ſelbſt desjenigen Lehrers beſchaffen iſt, der allen Forderungen entſpricht, zeigt die tägliche Erfahrung. Wie Viele zu dieſem Stande nicht paſſen, wie Viele eine verfehlte Richtung haben und wie Viele Veranlaſſung zu Bedenklichkeiten geben,

iſt nicht unbekannt; worin die Urſachen der Fehler liegen, kann dem Beobachter nicht fremd ſein.

Aus den verſchiedenen Bildungsſtufen und Uebergängen in das öffentliche Leben geht der Mittel- und Gelehrtenſtand hervor, deren jeder für das Staatsleben eine eigenthümliche Bedeutung, einen gewiſſen Karakter hat. Der erſtere bildet die Majorität, wird bei fortſchreitender Kultur wohl mächtiger, aber in Folge der ungleichen Vertheilung der materiellen Güter geringer an Zahl; er iſt der ruhigſte Theil der Bevölkerung und gefährdet die allgemeine Wohlfahrt direkt durchaus nicht, weil er am meiſten dabei verlieren würde; in ihm ſelbſt muß man theils die Urſache, theils die Wirkung ſeiner anwachſenden Macht, des demokratiſchen Elementes, und in materieller Beziehung den Grund der Emanzipation des Eigenthums, in geiſtiger aber die Bildung einer öffentlichen Meinung ſuchen, deren Macht ſelbſt von Napoleon nicht beſiegt werden konnte und Alles durchdringt. Ihn bezeichnet Dahlmann in ſeinen „Erörterungen von der Lage der realen Volkselemente für die Staatsfragen der Gegenwart und für die Aufgaben der Politik“ mit den Worten: „Faſt überall in Europa bildet ein weit verbreiteter, ſtets an Gleichartigkeit wachſender Mittelſtand den Kern der Bevölkerung; er hat das Wiſſen der alten Geiſtlichkeit, das Vermögen des alten Adels zugleich mit ſeinen Waffen in ſich aufgenommen. Ihn hat jede Regierung vornehmlich zu beachten, an ihn die Staatsgewalt ihre Verfaſſung anzulehnen; denn in ihm ruht gegenwärtig der Schwerpunkt des Staates; der ganze Körper folgt ſeiner Bewegung. Will dieſer Mittelſtand ſich als Maſſe geltend machen, ſo hat er die Macht, die ein Jeder hat, ſich ſelber umzubringen, ſich in einen bildungs- und vermögensloſen Pöbel zu verwandeln. Strebt er einſeitig nach ſchützenden Einrichtungen, ſo mögen ſeine Mitglieder bedenken, daß nichts ſchützt, als was über uns ſteht, als was feſtſteht, erhaben über dem wechſelnden Willen der Einzelnen, als was zugleich beſchränkt.“

Wohin die Verminderung des Gewerbſtandes und die Herabdrückung der ſelbſtſtändigen Handwerker in die arbeitende Klaſſe, zugleich aber die Anhäufung der Reichthümer in den Händen Einzelner

führt, wird mit jedem Jahre ſichtbarer und in den Folgen gefährlicher. Der Mittelſtand ſoll zum Anhalts- und Stützpunkte für die materiellen Intereſſen des Staates und für die Angelegenheiten des Volkes dienen, wird aber von den übrigen Volksklaſſen vielfach mit neidiſchen Augen angeſehen, weil er reich und mächtig wird, die materiellen Güter in ſich aufnimmt, und eben darum den fortreißenden Bewegungen eben ſo wenig hold iſt und in die Anſichten ſo vieler nach Gleichheit des Vermögens u. ſ. w. ſtrebenden Schwindelköpfe eben ſo wenig eingeht, als der Gelehrtenſtand das Uebergewicht der materiellen Kultur über die geiſtige zugeben und dem Herabdrücken und Mißbrauchen, dem Verdrehen und Entehren der Wiſſenſchaften von Seiten vieler Kämpfer beiſtimmen kann.

Dieſem Mittelſtande fehlt es bei ſeiner hohen Bedeutung und Wichtigkeit an ſittlicher und geiſtiger Bildung, worin ein Hauptgrund liegt, daß Erziehung und Unterricht in Familie, Schule und Leben ſo viele troſtloſe Erſcheinungen bringen, daß bei allen Ständen der Mangel an Beziehungen auf das Göttliche und Menſchliche einen Mangel an Frömmigkeit, Weltanſicht und Gemeinſinn nach ſich zieht und gefährlicher wird, da die niederen Stände ihre Lebensweiſe nach den höheren richten und bei dem großen Mangel an wahrer Intelligenz die Religion gleichgültig betrachten und ſelbſt mißachten. Die Herrſchaft des Eigennutzes und der übervortheilenden Berechnung entweder unter trügeriſchen Masken oder Veröffentlichung mit frecher Stirn; das Streben aller Stände, nur ſich ſelbſt, das Eigenthum, das perſönliche Wohlergehen zu befördern und ſich ein ruhiges und ſorgenfreies Leben zu verſchaffen; die geringe Zahl derjenigen, deren Herzen für das allgemeine Beſte, für das Wohl des Staates ſchlagen und deren Gemüther mit Hintanſetzung des eigenen Vortheils für jenes etwas zu thun bereit ſind; die faſt planmäßige Verbreitung der Irreligioſität und andere Gebrechen unſerer Zeit ſchwächen den Einfluß des Mittelſtandes, ergreifen die Mehrheit ſeiner Glieder und erleichtern das Emporkommen des Wahnglaubens unter der Volksmaſſe, womit die Hauptſtütze der Regierung und faſt jeder Weg verloren iſt, Ruhe, Frieden und Ordnung in dem öffentlichen Leben zu erhalten und gegen

jenen das höchſte Geſetz, die Religion, nicht mehr achtenden Pöbel Künſte und Wiſſenſchaften, Perſonen und Eigenthum zu ſchützen. Von manchen Seiten will man dieſe Gefahren nicht anerkennen, und doch beſtehen ſie, doch beweiſen ſie England und Frankreich und ſelbſt einzelne Thatſachen in Deutſchland; man täuſcht ſich und öffnet nur dann die Augen, wenn die Abhülfe zu ſpät, oder nicht mehr möglich iſt.

Ueber den Gelehrtenſtand, welchen die öffentliche Meinung, welche von Vielen nicht einmal in dem Mittelſtande, ſondern in den niederen Volksklaſſen geſucht wird, in unſerer Zeit zu überflügeln droht, iſt man in ſo fern bedenklich geworden, als man der Anſicht huldigt, durch Gleichmachung aller Staatsgenoſſen an Verſtand und Verſtandesbildung denſelben überflüſſig zu machen, ohne hierbei zu bedenken, daß das Volk als ſolches nie mündig wird, in ſeiner Totalität nie durch- und gleichförmig zu bilden iſt und daß vielſeitige Bildung, moraliſche Haltung, tiefe Einſicht und wahre Intelligenz die Geſammtmaſſe beherrſchen muß. Liegen nun hierin ſchon große Täuſchungen, ſo hat man noch verderblichere wahrzunehmen ſowohl in den durch Gelehrte aller Art erzeugten Wirren unſerer Zeit, als in den Anſichten über Weſen und Karakter des Staates, wenn man ihn als ein äußeres Band, als ein mechaniſches Werk, oder als eine die Menſchen mit Aufopferung aller Individualität zu höherer Kultur zu führen beſtimmte Zuchtanſtalt, ſtatt eines durch die innigſten Wechſelwirkungen der einzelnen Theile beſtehenden harmoniſchen und organiſchen Ganzen anſehen will; ſowohl in dem Hervorheben des allgemeinen Nützlichkeits-Prinzipes, als in der neueren Philoſophie, welche in den leeren Räumen des Denkens und nichtigen Spieles mit Begriffen oder Formeln ſich verirrt und hieraus den Weg zur Natur, Menſchheit und Gottheit, zur Wirklichkeit, Erfahrung und Geſchichte nicht mehr finden kann, welche entweder in dem alle edleren und höheren Gefühle der Menſchen unterdrückenden Skeptizismus, oder in dem Alles in ſich verflachendem Pantheismus, oder in dem das Klarſte und Einfachſte in Dunkelheit verhüllenden Myſtizismus, oder in irgend einem anderen Ismus, ja in dem zur Verzweiflung führenden Atheismus ſich gefällt und der Demoraliſation bei den höheren Ständen den Weg bahnt,

und in anderen wiſſenſchaftlichen Beziehungen. Die auf Eigenſucht und Eigennutz beruhenden Handlungen vieler Gelehrten geben ein Kämpfen für die eine oder andere Anſicht zu erkennen, je nachdem perſönliche Vortheile, einträgliche Aemter oder Ehrenſtellen, Verlangen nach Auszeichnung, Titeln und Würden als Strebepunkte gelten. Auf der einen Seite treibt Sucht, Aufſehen zu erregen, oder Hang zu unruhigem Treiben, oder Hoffnung auf Vortheile, oder Eitelkeit, vom großen Haufen ſich geſchmeichelt zu ſehen, zur Oppoſition gegen Regierungen, Verordnungen und Einrichtungen; auf der andern will man revolutionären Ideen Eingang verſchaffen, oder durch gefällige Deklamationen das allgemeine Beſte befördern und Liebe zum Vaterlande augenblicklich im Munde haben, iſt aber in der That gleichgültig gegen jenes und entzieht ſich jedem Opfer für das allgemeine Wohl. Man ſpricht oft viel von dieſen und jenen Verbeſſerungen, von Fürſorge an dem Wohlſtande und Reichthum, trägt aber zu den Staatslaſten ungern bei, erkennt Anderen keine Vorrechte, nicht einmal verdiente, zu und wirkt direkt oder indirekt dahin, daß das durch Mangel an religiöſer Aufklärung verblendete Volk ſeine wahren Freunde verkennt, haßt, oder gar verfolgt; daß der Geiſt der chriſtlichen Liebe ſtets mehr entfernt wird, ſtatt ihrer aber Haß und Verfolgungsſucht, Unzufriedenheit und Parteigeiſt, Ehrgeiz und Ränkeſucht, Ungerechtigkeit und Geſetzloſigkeit, Unzufriedenheit und Unruhe allgemeiner verbreitet werden, und daß Leidenſchaften und Schlechtigkeiten mit jedem Jahre mehr um ſich greifen, oder hartnäckigere Kämpfe hervorrufen. Was in neueſter Zeit in der Politik, in den Kammern, in der Kirche u. ſ. w. geſchehen iſt und am Rhein geſchieht, iſt bekannt.

Wer hier keine höchſt gefährlichen Täuſchungen findet, muß entweder geiſtig blind ſein, oder abſichtlich Alles verdrehen. Aus dem Gelehrtenſtande gehen dieſelben hervor, ſtatt daß er dazu beitragen ſollte, ſolchen Uebeln im ſozialen Leben zu begegnen, Volk und Staatsverwaltung zu verbeſſern, Irrthümer und Leidenſchaften in Familie, Schule, Kirche und Staat, in Religion, Politik, Staatsverfaſſung und Staatsform zu beſeitigen und für das öffentliche Leben die Kämpfe der verſchiedenen Parteien zu beſchwichtigen, den Mittelſtand mit den

reinen Beſtrebungen des edlen und wahren Liberalismus recht vertraut zu machen und durch Belehrung zu befähigen, in die Stelle Anderer ſich zu verſetzen und alle Verhältniſſe möglichſt umfaſſend, nicht aber von einſeitigen Standpunkten zu beurtheilen. Wer die Beſtrebungen vieler Gelehrten unter Bezug auf Intereſſen und Vortheile des Volkes, auf Liebe zum allgemeinen Beſten und angeſtammten Vaterlande, auf die flache und unlautere Weltanſicht, auf Emanzipationen und Befreiungen von Banden und Laſten, auf politiſche Gährungen und herrſchende Zwieſpalte, auf widerſtrebende Anſichten und Ideen, überhaupt auf Fortſchritte in der materiellen und geiſtigen Kultur ſorgfältig erwägt, wird ſich vieler Täuſchungen nicht entſchlagen können.

Die große Anzahl von Täuſchungen unſerer Zeit in geiſtiger und ſittlicher, in politiſcher und wirthſchaftlicher Hinſicht geht aus der Erziehung und der Familie in die Schulen, und aus dieſen verſtärkt in die verſchiedenen Stände und mittelſt dieſer unter gefahrvollen Richtungen in das Leben oder in die Politik über, und wendet ſich an den für häusliches und öffentliches Leben, für Schule und Bildung, für Religion in Moralität, für Wiſſenſchaft und Technik, für Kirche in Staat, alſo für die Geſammtheit der inneren und äußeren Politik ſehr bedeutungsvollen und wichtigen Mittelſtand, welcher durch das Leben ſich gebildet hat, da ihm die dürftigen Volksſchulen eben ſo wenig die erforderliche Ausbildung gewähren, als die Gelehrtenſchulen ſeine Berufsbildung erzielen konnten. Die aus ihm direkt oder indirekt hervorgehenden Täuſchungen gingen daher in das öffentliche Leben, welches ihn gebildet und allerdings ausgezeichnete Männer in allen Ständen und Berufsklaſſen herangezogen hat, über, und wirken in der durch die Politik möglichen Fortbildung um ſo mehr, als das Hereinziehen der Einzelnen aus dem Volke zur Unterſuchung und Beſprechung der öffentlichen Angelegenheiten, zur Theilnahme an den verſchiedenen Verwaltungszweigen und an der Uebernahme der hierauf ſich beziehenden Geſchäfte, das Zugeſtehen der Forderungen für das Volk an die Staatsverwaltung, das Beſtreben der Regierungen, die Geſetzgebung und andere Maßregeln für konſequente Verfolgung richtiger ſtaats-

wirthſchaftlicher Grundſätze mit der Volksbildung ſich vereinigen zu laſſen, das Hinneigen zu dem mit den ariſtokratiſchen Elementen kämpfenden demokratiſchen Prinzipe, das Feſthalten an dem in allen europäiſchen Staaten feſtſtehenden Grundſatze, daß die konſtitutionelle Erbmonarchie für das politiſche Leben, für die Ruhe und den Wohlſtand der Völker, für das Fortſchreiten der geiſtigen und materiellen Kultur ohne gegenſeitige Verdrängung, für den Einfluß der Kirche und Religion am zuträglichſten iſt, weil ſie ihren Grund in der Natur der Zeit, in dem Streben der Menſchen zu familienähnlicher Vereinigung und in dem Chriſtenthume, d. h. in dem politiſchen, häuslichen und göttlichen Leben hat, mit ſo vielen täuſchenden Anſichten verbunden iſt und dieſe zum Nachtheile des öffentlichen in den verſchiedenen Ständen zurückwirken.

Das öffentliche Leben, welches auf die Menſchen erziehend, bildend und unterrichtend einwirkt, iſt von demjenigen, welches den Menſchen das Chriſtenthum geben ſollte, um wahre Bildung zu erzielen, ſehr verſchieden, giebt nur ſelten Beiſpiele der rechten Erkenntniß des Guten und des Glaubens an ein Beſſerwerden, aber viele eines gleißneriſchen Wortgeſchwätzes und Flachheit jeder Art, eines Mangels an wahrer Religion und vielerlei Schlechtigkeiten, eines durch einſeitige Verbildung demoraliſirten Volkes und anderer Uebel. Es hängt aber mit der Verfaſſung und ihrer Form, mit der Verwirklichung ihres Grundprinzipes unter dem Volke, alſo mit der Politik eng zuſammen, und fordert für die ſtaatswirthſchaftlichen Verhältniſſe, für die nützliche Förderung des demokratiſchen Prinzipes, für die Kämpfe der verſchiedenen Parteiungen, für die unmittelbare Beſchränkung des Wirkungskreiſes der Regierungen und deſſen Erweiterung der Einzelnen und vorzüglich für den ſtets ſtärker und ſchroffer hervortretenden Gegenſatz zwiſchen der Ariſtokratie des Reichthumes und der Demokratie der wenig oder gar nicht bemittelten Volksklaſſen eine Bildung aller Stände im Volke, eine Kraft des Gemüthes und Geiſtes und eine Vorſicht, dem Wachſen der dem europäiſchen Völkerleben gefährlichen Uebel zu begegnen, welche leider nur zu ſelten gefunden werden, da in dem ungleichen Fortſchreiten der Verſtandes- und Gemüthsbildung, in

dem Nachhängen der Mehrzahl des Volkes am Genuſſe des ſinnlichen Lebens, in dem Gebrauche des berechnenden Verſtandes, in dem Imponiren durch Aufwandmachen, in dem gemeinen Reize und verderblichen Leichtſinne, in der Entfernung der Geſinnung von Ernſt und Strenge, von Tugend und Sittlichkeit, von Vernünftigkeit und Selbſtbeherrſchung, in hochſtrebender Eitelkeit und Nichtigkeit, Zerſtreutheit und Unwürdigkeit, in wachſender Ueppigkeit und Verweichlichung, in Verderbtheit und Schwäche große Gebrechen und Quellen zu Täuſchungen liegen, welche bei dem unverbrüchlichen Geſetze der Fortbewegung einen geiſtigen und ſittlichen, politiſchen und wirthſchaftlichen Tod befürchten laſſen.

So bietet nun auch das öffentliche Leben durch ſeinen Mangel an politiſchen Tugenden, an gründlicher Einſicht des Volkes in das Recht und in die Angemeſſenheit der Formen, an Sinn für Wahrheit und Redlichkeit, an Liebe zum Recht- und Gewiſſenhafthandeln, an Feſtigkeit und Treue, an Offenheit und Lauterkeit der Geſinnung, an feinem Takte für das Auffinden des Rechten und Unrechten, an Geradſinn und Gemeingeiſt, an Selbſterkenntniß und Weltanſicht, als erſte und nothwendigſte Vorbedingung zur Erkenntniß der Wahrheit u. dgl. durch ſeine Verhältniſſe in der Ehe und Familie, in dem Familienſtande und in den Gemeinden, den Bezirken und dem Staate, den Staatskräften und Kategorien der Staatsbürger und in vielen anderen Elementen; durch ſeine vielen Irrthümer, Mißſtände und Vorurtheile, hervorgehend aus dem unſeligen Prinzipe der Volksſouveränität und politiſchen und wiſſenſchaftlichen Materialismus, aus dem Nützlichkeits-Prinzipe und den verſchiedenen Filoſofemen, aus den Vorurtheilen der Finſterlinge und der Theorie des Sozialkontraktes, aus der rechtloſen Uebermacht und aus mancherlei anderen verfehlten Prinzipien; durch ſeine vielen unter dem Volke verbreiteten falſchen Begriffe und verderbliche Meinungen, verunglückte Reformen in Schule, Kirche und Staat, durch ſeine Schwankungen in innerer und äußerer Politik, in Erziehung und Moral und durch ſehr viele andere Verderben drohende Verhältniſſe eine große Menge von Täuſchungen dar, welche, wenn ihren Wirkungen nicht begegnet wird, durch wachende Rohheit und Sit-

tenloſigkeit der großen Maſſe eine unvermeidliche Umwälzung der ſozialen Beziehungen zur Folge haben.

Dieſe Täuſchungen, die Folgen des Zuvielregierens und Zuvielthuns, führen einen ſtets engeren Bewegungskreis und einen gleichſam geſchnürten Zuſtand, mit dieſem aber zugleich ein gewiſſes Mißbehagen und Mißvergnügen an dem Beſtehenden, ein Mißtrauen und Vorurtheil gegen das projektirte Neue herbei, wodurch der Sinn unbändiger wird und eine ſtets verderblichere Spannung entſteht, in welcher jenes Mißtrauen und Mißdeuten, jene Unzufriedenheit und Feindſeligkeit die Regierenden und Regierten immer mehr aus einander treibt. Wenige konſtitutionelle Staaten mit ihren Ständeverſammlungen im Gegenſatze zu den Regierungen machen hiervon eine Ausnahme, weil in allen dieſelben Mängel, dieſelben Gebrechen in Bildung und Ständen, in Politik und Kirche, für den einen mehr, für den andern weniger, und Stoffe zu ſolchen Spannungen mit ihren oft verderblichen Folgen ſich finden.

Niemand wird behaupten wollen, daß der Zuſtand des Staatslebens ein erfreulicher iſt, welchen die Erweiterung der Bedürfniſſe aller Art, die nicht ſelten geſchraubten Verhältniſſe des Lebens aller Volksklaſſen, die rieſenhafte und Schrecken erregende Zunahme des Luxus, der Mode und der mit beiden im Bunde ſtehenden Entſittlichung, die durch das Fabrik- und Maſchinenweſen, durch die Wohlfeilheit der Preiſe der Fabrikprodukte, durch die Preiserhöhung der Nahrungsmittel und durch die Zentraliſirung der materiellen Güter erzeugte allgemeine Nahrungsloſigkeit und Armuth, welche ſelbſt für Deutſchland, in welchem ſich viele günſtige Verhältniſſe gegen ſie finden, öfters zur Sprache gebracht wird, alſo unfehlbar theilweiſe beſteht und durch vielerlei Klagen und neuere Erſcheinungen zugeſtanden iſt; die mit den Nahrungsmitteln in keinem gehörigen Verhältniſſe ſtehende Zunahme der in Bezug auf geiſtliche und ſittliche Kultur, auf politiſche Haltung und wirthſchaftliche Lage nicht erfreulichen Bevölkerung und die aus dem leichteren Verdienſte bei dem Handel hervorgehende Vermehrung der Proletarier, wie in England ſich zeigt, welches entweder auf allerlei Mittel zur Beſchäftigung der arbeitenden Klaſſen ſinnen,

ſeine Armentare mit jedem Jahre vermehren und zu vielen Privatvereinen ſeine Zuflucht nehmen muß, und welches mit Frankreich ſchon manchmal Urſache hatte, den Hunger ſeiner Arbeiter zu fürchten; die geſteigerten Staatsbedürfniſſe und Staatslaſten, beſonders für die ſtehenden Heere, für die durch die Erweiterung des Induſtrieſyſtems nothwendig werdende große Anzahl von Beamten und für andere koſtſpielige Einrichtungen u. dgl., welchen dieſe und viele andere Mißverhältniſſe herbeiführen.

Viele Staaten der gegenwärtigen Zeit leben zu ſchnell und zu haſtig, übereilen ſich in ihren Organiſationen und Reorganiſationen, und gehen eben darum einem gleich frühen Altern unabweislich entgegen. Wie die Menſchen in ihren Bedürfniſſen höher ſteigen und in deren Befriedigung ſchneller leben, ſo verhält es ſich vielfach mit dem jetzigen Staatsleben, welches häufig einer Treibhauspflanze gleicht, die in ihrer gekünſtelten Lage wohl ſchnell emporwächſt und ſich entfaltet, aber ſelten zu einer geſunden oder kräftigen Frucht es bringt, und dann zu kränkeln anfängt, wenn ſie aus ihrer gekünſtelten Sfäre entrückt in ein anderes Klima verſetzt, oder wenn ein Fehler begangen wird, der ihr nahe tritt. Bei dieſen Künſteleien in Verwaltungszweigen, Einrichtungen u. dergl. verſchwinden Ernſt und Karakterfeſtigkeit, Stärke und Innerlichkeit, Tiefe und Wahrheitsliebe, Wärme und Seele aus dem Staatsleben mit jedem Jahre mehr, ſieht man die verſchiedenen Volksklaſſen oberflächlicher und karakterloſer, fader und geſchwätziger, leichtſinniger und frivoler werden, und findet man bei ihnen wohl mehr Hitze, aber wenig wärmendes und geſundes Feuer, welches eben ſo wenig leuchtet und ſeine erwärmenden Strahlen nicht weit verbreitet. Solche widernatürliche Verhältniſſe des Staatslebens häufen ſich immer mehr, gewinnen an Ausdehnung und greifen zuletzt ſelbſt die geſunden Theile an, woraus ein ſtets größeres und häufigeres Wanken hervorgeht, welches endlich den Einſturz des Gebäudes herbeiführt.

Man iſt wohl darin einig, daß nicht in Kriegen, welche die Kräfte der Völker verſchlingen, Glück und Heil der letzteren zu ſuchen iſt, daß den allgemeinen Fortſchritt des Staatslebens und der verſchiedenen Kulturarten keine menſchliche Macht aufzuhalten vermag und daß der

wahre Wohlſtand nur in dem gemeinſamen Streben nach Frieden, Ordnung und Befeſtigung der Herrſchaft des Rechtes und der Vernunft, in der den Bedürfniſſen angemeſſenen Befriedigung der geiſtigen und materiellen Intereſſen beſteht. Allein in dem Streben, jenen Wohlſtand und Nationalglück zu erreichen, und in dem Anwenden der Mittel hierzu liegen manche Fehlgriffe und Täuſchungen. Daß die Verbreitung des Fabrik= und Maſchinenweſens zum Wachſen der materiellen Güter und zur Vermehrung des Nationalreichthumes, leider aber auf Koſten der arbeitenden Klaſſen, mächtig beiträgt, und daß die Eiſenbahnen zu ſtarken Trägern der Ziviliſation, zum Gründer einer geiſtigen und materiellen Kultur heranreifen, unterliegt keinem Zweifel. Allein die Beförderung des Induſtrieſyſtems, die Ausdehnung des Fabrikweſens iſt mit gefahrvollen Uebeln verbunden, welche in einem großen Theile von Europa jetzt ſchon ſich finden. Statt die Verbreitung dieſer Elemente ihren ruhigen Gang gehen zu laſſen, beſchleunigt, begünſtigt und befördert man die Fabrikinduſtrie um jeden Preis, übereilt man Alles ohne kluge Umſicht und läßt man faſt Alles in Dampf aufgehen.

Durch die Geſchichte und das Schickſal der auf materiellem Gedeihen ruhenden Staaten wurde man wohl überzeugt, daß das alleinige Streben einer guten Regierung nicht in dem Anſammeln von materiellen Schätzen allein beſtehen kann, da dieſe oft in kurzer Zeit verſchwinden und alle auf ſie ihr politiſches Uebergewicht gründenden Staaten bald wankten und untergingen, ſondern daß das Anzeichen eines glücklichen Staates in dem verhältnißmäßigen Wohlſtande Aller beſteht und dieſer ſeine ſicherſte Grundlage in der religiöſen und geiſtigen Tüchtigkeit hat. Allein die Beſtrebungen der Völker und ihrer Verwaltungsſtellen beziehen ſich am wenigſten auf dieſe erhabenen Güter der Menſchheit, ſondern nur die materiellen Intereſſen ſind für ſie der große Hebel alles politiſchen Lebens. Die fortdauernde Vermehrung dieſer Hülfsquellen der Gewerbsthätigkeit und des Handels iſt der allgemeine Zweck, den die Staaten zu erreichen ſuchen, und das Loſungswort, auf welches ſie hören.

Die verderblichſten Folgen dieſes verfehlten Strebens zeigen ſich

in dem wachſenden Verluſte an Ehrfurcht und Scheu vor dem im öffentlichen Leben Hochſtehenden, vor allem Ehrwürdigen überhaupt, in der ſtets weiter ſich verbreitenden Gleichgültigkeit gegen die Kirche und ihre heiligſten Verhältniſſe, in der Geringſchätzung des Verdienſtes und der Würdigkeit und in dem großen Mangel wahrer Religioſität. Unſere Zeit iſt ſo reich an Beiſpielen von moraliſcher Verworfenheit, von Karakterloſigkeit und Entſittlichung, daß man die edlen Tugenden der Ehrfurcht und Scheu vor dem Heiligen, der Schüchternheit und Hochachtung vor dem Religiöſen, der Rechtſchaffenheit und Biederkeit im öffentlichen Leben bei den verſchiedenen Volksklaſſen immer mehr zu den größeren Seltenheiten rechnen darf. Die Zunahme der Verbrechen gegen das Eigenthum iſt ein karakteriſtiſches Zeichen unſerer Zeit.

Das Streben Aller, Niederer und Hoher, geht ſo ſehr auf das Gemeine und Vergängliche, auf das Materielle und Nützliche, iſt ſo ſehr von den politiſchen und induſtriellen Bewegungen ergriffen, daß es für das höhere innere Leben keine Zeit behält und die religiöſen Zwecke völlig vernachläſſigt. Hier und da fängt man wohl an, für das kirchliche und religiöſe Leben ſich zu intereſſiren; allein gerade die mittleren Volksklaſſen ſchreiten in ihren materiellen Forderungen ſtets mehr vorwärts, werden immer gleichgültiger gegen wahre Sittlichkeit und ächt moraliſche Haltung und ſinken in ihrer Karakterbildung immer mehr in die Kategorie der arbeitenden Klaſſen herunter. Die allmälige Verminderung des Mittelſtandes, die Herabdrückung der Gewerbtreibenden in die Klaſſe der Taglöhner, die zunehmende Ungleichheit im Vertheilen der materiellen Güter und die in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens ſich kund gebenden Täuſchungen drücken dieſem einen Karakter auf, welcher auf keine erfreulichen Folgen ſchließen läßt.

Die eigentliche Schule dieſes Lebens hat ſo wenig Gediegenes und Gutes in ſich, daß auch die beſten Schuleinrichtungen und Bildungsanſtalten die erwarteten Früchte nicht bringen können. Der daſſelbe beherrſchende Zeitgeiſt nimmt an der Verderbtheit der Jugend, der Familien und Gemeinden großen Antheil; er iſt es eigentlich, welcher die Früchte des Erziehungs- und Unterrichtsweſens theils verdirbt, theils zur halben und die wenigſten zur ganzen Reife kommen läßt

und die Hauptquelle der verſchiedenen Klagen über oberflächliche Bildung und Frivolität der Jugend wird. Es fehlt für die Geſammtbildung des Volkes und deſſen Thätigkeiten die Grundlage, das ethiſche Prinzip und ſeine Haupttugend, die Liebe, welche alle Spaltungen und Gegenſätze ausgleicht, die verderblichen Zuſtände beſeitigt, Haß und Rache verdrängt und jenen Vereinigungspunkt bildet, in welchem die Entwickelung zur ächten Humanität als das Höchſte im Menſchenleben, als Keim für ein höheres Daſein ſich ausſpricht. Nur ſie, verbunden mit Milde und Duldung, macht den wohlthätigſten Einfluß der Religion und Kirche, der Wiſſenſchaft und Kunſt möglich und erzeugt in dem Bürger den höchſten Grad von Wahrheits- und Rechtsſinn, freien Gehorſam gegen Geſetze und unbefangenen Blick in die Beziehungen des öffentlichen Lebens.

Dieſe mit dem Gemüthe völlig verwachſene Liebe ſollte das Prinzip der ſelbſtſtändigen Entwickelung, der individuellen Freiheit und den volksthümlichen Karakter veredeln, die Ausartungen und Verzerrungen im Leben bekämpfen und vertilgen, den Weg zur wahren Erkenntniß und Einſicht in das Staatsleben und in die höchſten Zwecke der Menſchheit ebnen, Gedanken und Wahrheiten läutern und ſowohl das Gefühl als die Thatkraft umfaſſen; ſie ſollte für Kennen und Wiſſen, für wahre Kultur und Fortſchritte empfänglich machen und den Beſtrebungen der geiſtigen Wirkſamkeit die Herrſchaft über die ſinnlichen Reize verſchaffen, das Volk im Geiſte der Wahrheit und Gerechtigkeit, in Anhänglichkeit an Oberhaupt und Geſetze erhalten und die große Mehrheit des Volkes mit den Gerechtſamen Anderer befreunden und die vielerlei Differenzen ausgleichen; ſie ſollte die Regierungen in ihrem Streben, die ſtändiſchen Verfaſſungen zur kräftigen Blüthe zu bringen und der allgemein herrſchenden unedlen Gemeinnützigkeit zu begegnen, unterſtützen, die Reſultate der Forſchungen in Wiſſenſchaften und Künſten wahrhaft fruchtbar machen und die ſittliche Kraft, die feſteſte Stütze der Macht und des Wohlſtandes, das wirkſamſte Hülfsmittel zur Erreichung aller Staatszwecke anbahnen und vervollkommnen helfen.

Was aber zeigt ſich bei der größten Mehrzahl unſerer Bevölkerung

ſtatt dieſer Liebe? Die Antwort gibt Heuchelei, erlogene Freundſchaft und hinterliſtiges Wohlwollen, Schadenfreude, Neid und Rachſucht, Gleichgültigkeit, Undank und Härte, Verrath, Treubruch und Bosheit, Zerſtreuung, Verführung und Spielſucht, Wolluſt, Materialismus und Herzloſigkeit, grobe Sinnenluſt, Trunkſucht und zahlloſe andere Uebel, welche jeden Keim von Legalität und Moralität, von Wohlthun und Rechtlichkeit u. ſ. w. erſticken und alles Schutzverhältniß, alle Wirkſamkeit eines wohlthätigen Korporationsgeiſtes, welcher ſo vielen Uebeln begegnen könnte, vereiteln und eine Menge von Täuſchungen in dem erhabenſten Elemente eines beglückenden Staatslebens erzeugen, welche wohl der materiellen Richtung unſerer Zeit das Fortſchreiten erleichtern, aber alle Beſtrebungen zur Erreichung jenes behindern.

Wenn nun nicht bloß in der innern und äußern Politik, ſondern auch in faſt allen intellektuellen und ſittlichen, phyſiſchen und induſtriellen Beziehungen, in Familie und Gemeinde, in Kirche und Staat, in Erziehung und Karakterbildung, in dem Glauben und Hoffen der Menſchheit, in der gegenſeitigen Aufrichtigkeit und Liebe ſo viel Stoff zu gefahrvollen Täuſchungen liegt und das Verſchwinden des Mittelſtandes und Bildung der Maſſen-Armuth ſelbſt in unſerem Deutſchland, welches durch ſeine Vorzüge in Künſten und Wiſſenſchaften, in ſeinen guten Schulanſtalten und Schulgeſetzen, in ſeiner Erziehungs- und Unterrichtsweiſe, in ſeiner Literatur und Kirche, in ſeiner öffentlichen Adminiſtration und in ſeinen gemeinnützigen Inſtitutionen, in ſeiner im Allgemeinen noch ſoliden Bevölkerung und deren Karakterbildung vor allen Ländern Europa's Vieles für ſich und Manches voraus hat, thatſächliche Fortſchritte gemacht haben, ſo hat man dieſelben um ſo mehr zu fürchten, je ausgedehnter die Maſſen-Verarmung durch das Zuſammentreffen der vielen Unternehmungen nach deren Vollendung werden muß und je allgemeiner die ſozialen Verhältniſſe alsdann erſchüttert werden.

Digitized by Google

Kriegsgeſchichte.

Der Feldzug am Isly 1844. Nebſt einer gedrängten Ueberſicht der marokkaniſchen Kriegsverfaſſung.

I. Der Feldzug am Isly.

Nach dem Gefecht von Oued-Malah, im Oktober 1843, hatte ſich Abdel-Kader, der hier den Reſt ſeiner Infanterie verloren hatte, an die Grenze des Reichs von Marokko zurückgezogen. Von hier aus wurde derſelbe auf jede Art unterſtützt, denn nicht allein der Kaiſer von Marokko, ſondern auch die ganze Bevölkerung dieſes Reiches verehren ihn als einen großen Mann und als einen Heiligen, weil er ſeit zehn Jahren unaufhörlich gegen die Chriſten ſtreitet.

Hier gelang es ihm, indem er ſtets mit Algerien in Verbindung blieb, durch einzelne Stämme, welche emigrirten, eine reguläre Truppe Infanterie und Kavallerie zu errichten, die durch ſeine zerſtreut geweſenen Soldaten, welche ſich nach und nach wieder ſammelten, verſtärkt wurde.

Um dieſe Zeit ſchickte er eine Geſandtſchaft nach Fez, um bei dem Kaiſer Mouley-Abdel-Rahman Unterſtützung zu erbitten. Wenn dieſe Geſandtſchaft gleich wohl keinen deklarirten Erfolg hatte, ſo erzweckte ſie doch immer den Vortheil, daß der Emir ungehindert gegen die franzöſiſche Grenze manövriren konnte. Er fand bei den Marokkanern die nöthigen Hülfsquellen, welche ihm erlaubten, unvermuthete Einfälle gegen die franzöſiſchen Beſitzungen zu machen. Zugleich befand

er ſich dort gleichſam in einem Aſyl, von wo aus er unangreifbar war, bis der Krieg zwiſchen Marokko und Frankreich ausbrechen würde.

Die Unterſtützungen, welche Abdel-Kader erhielt und die ihm die Möglichkeit verſchafften, die franzöſiſchen Beſitzungen anzugreifen, waren offenbar Akte der Feindſeligkeit von Seiten Marokko's gegen Frankreich, welches ſpäter energiſch vor Tanger proteſtirte.

Vorher wollte der Kommandant von Tlemſen, General Bedeau, die Grenze viſitiren, und wurde durch Kavallerie des Kayd von Ouchda und die einiger Stämme angegriffen, welche er durch eine feſte Haltung abwies. In Folge dieſer Attacke machte er dem Kayd Vorſtellungen, welcher ihm eröffnete, dieſelbe ſei gegen ſeinen und des Kaiſers Willen vorgefallen, und er verſprach dabei, daß ſich ein ähnlicher Fall nicht wiederholen würde.

Seitdem machte Abdel-Kader zwei Einfälle in das Gebiet von Tlemſen, unterſtützt durch 3 — 4000 Marokkaner, welche ihn freiwillig begleiteten. Die Art, wie ſie von den Franzoſen empfangen wurden, benahm ihnen die Luſt zu ähnlichen Unternehmungen. Es wurde nun wiederholt Klage beim Kaiſer geführt, der ſich jedoch keineswegs geneigt zeigte, auf dieſelbe einzugehen; im Gegentheil, er machte den Franzoſen den Vorwurf, ihrerſeits das Gebiet verletzt zu haben.

Das Ende des Jahres 1843 verlief ohne weitere offene Feindſeligkeiten; aber Abdel-Kader bemühete ſich dort eine ſtarke Feindſchaft zu nähern, und bald konnten die Franzoſen wahrnehmen, daß die Geſinnungen der Marokkaner nichts weniger als freundſchaftlich waren. Völlig abgeſehen von dem religiöſen Fanatismus und dem Nationalgefühl, ſahen ſie mit großer Unruhe den Poſten bei Lalla-Maghrania gründen, auf drei Stunden von dem linken Ufer der Tafua und eben ſo weit von der Grenze entfernt. Ueberhaupt nahm der General-Gouverneur alle jene Maßregeln, welche die Umſtände derzeit erheiſchten.

Im Frühjahr 1844 ließ der General Lamoricière einige Kolonnen manövriren, um die Stämme im Süden von Mascara, im Süden und Süd-Weſten von Tlemſen zu unterwerfen. Für ſeine Perſon begab er ſich mit einer Kolonne nach Lalla-Maghrania, in der Abſicht, das Werk hier zu vollenden, eine Poſition an der Grenze zu nehmen und um

endlich die ausgewanderten Stämme zu nöthigen, zurückzukehren, indem er ihre Ernte wegnahm.

Oberſt Eynard manövrirte zwiſchen Tiaret und Saida. General Morey war auf 130 Stunden von Algier bis Leghouat vorpouſſirt, um dort eine Straße durch die ſogenannte kleine Wüſte zu eröffnen, welche gleichwohl ſehr bewohnt iſt.

Im Oſten von Algier geht das eroberte Land nur bis zum Iſſer, beiläufig 19 Stunden. Während des Winters hatte der Gouverneur mit den kabyliſchen Stämmen unterhandelt, welche die Ufer des Oued-Sebaou gegen den nördlichen Abhang des Jèrjéra bewohnen. Dieſe ſtolzen Bergbewohner antworteten jedoch, ſie würden ſich nie unterwerfen, ehe ſie das Waffenglück verſucht hätten. Sie ſagten: „Wenn wir uns vorher unterwerfen würden, ſo würden uns unſere Frauen nicht mehr anſehen.“

Die Franzoſen entſchloſſen ſich nun, ſie mit 6 — 7000 Mann zu bekriegen. Bevor ſie jedoch dieſe ſchwierige Expedition unternahmen, reſervirte man Truppen, welche in Disponibilität der Art verblieben, daß ſie beim Ausbruch eines Krieges mit Marokko an die Grenze gegen Weſten rücken konnten.

Am 12. Mai kehrte der General-Gouverneur mit der Hälfte ſeiner Truppen von Dellys, wo er einen Konvoi abgeholt hatte, welcher ihm durch Dampfſchiffe zugeführt worden war, zurück. In dem Augenblick, als er den Oued-Sebaou paſſiren wollte, wurde er durch 12,000 Kabylen auf dem rechten Ufer angegriffen. Unter dem Schutze eines Bataillons brachte er ſeinen Konvoi auf die andere Seite und ergriff ſodann die Offenſive. Die Kabylen wurden gezwungen, ihre Poſitionen zu verlaſſen, und verloren auf der regelloſen Flucht 400 Mann.

Nachdem der General-Gouverneur den Reſt ſeiner Truppen an ſich gezogen hatte, paſſirte er nochmals den Oued-Sebaou, indem er längs den Bergen von Fliſſa marſchirte. Auf dem äußerſten Punkte dieſer Bergkette traf er den Feind in einer ſehr guten Stellung, deren Zugänge durch kleine Feldſchanzen gedeckt waren. In einem gewöhnlichen Kriege würde man einen Angriff auf dieſelbe als unklug unterlaſſen haben, aber hier, wo der moraliſche Eindruck von ſo beſonderer

Wichtigkeit iſt, mußte ſich der General dazu entſchließen; denn das geringſte Stocken in den Unternehmungen der Franzoſen wird von den Arabern als eine Schlappe angeſehen, was beſonders ſeine Wirkung auf die ſchon unterjochten Stämme äußert, und deßhalb dürfen ſie ſich bei keiner Gelegenheit durch ein Hinderniß aufhalten laſſen.

Durchdrungen von dieſer Nothwendigkeit, entſchloß ſich der General-Gouverneur, am andern Tag in aller Frühe anzugreifen. Mehrere Kanten führten zur Waſſerſcheide des Berges, wo ſich die Hauptmacht des Feindes befand. Der General-Gouverneur verwarf den Vorſchlag, auf mehreren Punkten anzugreifen, weil, wenn eine Attacke ſcheiterte, die geſchlagenen Truppen ſich wegen der tiefen Schluchten nicht ſammeln konnten, welche die Bergkanten trennten. Der Befehl zum Angriff war daher folgender: drei Bataillone ſollten die Bagage der Truppen bewachen, welche attackiren würden. Der Reſt der Infanterie erhielt Befehl, in die über die Schultern hängenden Lagerſäcke Zwiebacł für zwei Tage mitzunehmen und ſich mit ſo viel Patronen zu verſehen, als nur die Taſchen faſſen konnten. Jeder Mann erhielt zwei Portionen Fleiſch. Die Ambulance und die Mauleſel waren hinter der Tête, der Queue und dem Zentrum vertheilt. Jeder Bataillons-Chef hatte die Weiſung erhalten, gegen Flanken-Angriffe die Offenſive zu ergreifen, ohne hiezu einen Befehl abzuwarten.

Am 17., um 2 Uhr des Morgens, brach die Kolonne, 5000 Mann Infanterie, 2000 Mann Kavallerie und 6 Kanonen, auf, um ſich der Berg-Kante zu nähern, welche man gewählt hatte und deren Weg ſorgfältig rekognoszirt worden war, um nicht in der Dunkelheit zu verirren. — Die Stärke der Araber wird auf 15 — 20,000 Mann geſchätzt.

Es hatte die ganze Nacht unaufhörlich geregnet und die Kabylen hatten dieſerhalb die erſten Verſchanzungen verlaſſen, um in den nahen Dörfern Schutz zu finden, welche ſich auf den Abhängen befanden. Sie fanden daher den erſten Widerſtand bei einem Dorfe, welches quer über einer Kante liegt, unweit des Gipfels. Dieſer Punkt wurde von einem Bataillon Zuaven erobert und die Spitze der Kolonne erreichte bald den Kamm des Berges. Der Tag brach nun an; der ganze rechte

Flügel der Kabylen ſah ſich von dem linken getrennt und verließ jetzt ſeine Poſition, nachdem er auch ſeine Verſchanzungen genommen ſah.

Als der General-Gouverneur den feindlichen rechten Flügel geſchlagen ſah, wandte er ſich mit einem Theile der ſiegreichen Truppen gegen den linken. Die Kabylen wurden hier nach und nach aus ihren Poſitionen verdrängt, und es ſchien einen Augenblick, als wollten ſie gänzlich auf den Kampf verzichten. Es war 2 Uhr Nachmittags. Die Truppen waren ermüdet, und der General-Gouverneur ließ das Gefecht abbrechen und das Lager beziehen. Gegen Abend jedoch kehrten die Kabylen mit neuen Streitkräften zurück und griffen die Franzoſen an, welche ſodann gezwungen wurden, den Kampf wieder anzufangen, der erſt um 6 Uhr Abends zu ihrem Vortheil endete und ſie jetzt völlig zum Meiſter dieſes Gebirgstheils machte. Alle Stämme auf 25 Stunden in die Runde hatten an dieſem Kampfe Antheil genommen und dabei über 10,000 Mann Todte verloren.

Am anderen Tage erhielt der General-Gouverneur die Nachricht von dem Angriff, welchen die Marokkaner gegen den General Lamoricière bei Lalla-Maghrania gemacht hatten. Glücklicherweiſe zeigten an demſelben Tage die Stämme ihre Unterwerfung an, welche am vorigen noch gegen die Franzoſen gekämpft hatten. Die Umſtände erheiſchten, in den Friedensbedingungen Nachſicht obwalten zu laſſen. Er verzichtete daher auf eine ſtarke Kriegskontribution, welche er hatte auferlegen wollen, und begnügte ſich, die gewöhnlichen Steuern zu verlangen. Drei Tage wurden verwendet, um das Land zu organiſiren und neue Chefs zu beſtellen. Am 25. ſchiffte ſich der General-Gouverneur bei Delly ein, begleitet von den Beamten, welche er ernannt hatte. Zwei Bataillone ſchifften ſich ebenfalls ein, der Reſt der Truppen marſchirte in forcirten Märſchen nach Algier.

Der General-Gouverneur blieb drei Tage in Algier, um dringende Geſchäfte zu erledigen und die Dispoſitionen für den Krieg zu entwerfen, welcher im Weſten ausbrechen ſollte. Hierauf begab er ſich mit dem 48. und 3. leichten Regiment zu Schiffe nach Oran, wo er, aufgehalten durch einen Sturm, erſt nach fünf Tagen anlangte, obgleich

man ſonſt gewöhnlich dieſen Weg in 29 Stunden zurücklegt. Am 3. Juni ſchiffte er ſich zu Oran aus und vereinigte ſich den 12. mit dem General Lamoricière zu Lalla-Maghrania.

Während dieſes Marſches konnte er bei den Stämmen eine große Unruhe bemerken, welche durch einen Aufruf Abdel-Kaders und durch marokkaniſche Agenten hervorgerufen worden war. Er ſah die Nothwendigkeit ein, an der Grenze etwas Entſcheidendes zu thun, um die Araber in ſeinem Rücken im Zaume zu halten.

Die Franzoſen befanden ſich immerhin in einer äußerſt gefährlichen Lage; es iſt hier nöthig, zu erinnern, daß der Kaiſer von Marokko als ein Abkömmling Mahomeds verehrt wird und ſomit der Religionschef des nördlichen Afrika iſt, welcher über eine zahlreiche Maſſe Krieger gebietet. Es war daher natürlich, daß die Stämme von Algerien glaubten, die Stunde ihrer Befreiung habe geſchlagen. Jeder Verzug, jedes Zeichen von Schwäche konnte die Gefahr für die Franzoſen vermehren.

Als der General-Gouverneur auf die Marokkaner ſtieß, ſchrieb er dem Anführer derſelben, El Guenaui, um ihn zu einer Zuſammenkunft mit dem General Bedeau einzuladen. Dieſe wurde angenommen und El Guenaui erſchien mit 5000 Mann. Von Seiten der Franzoſen rückten 4 Bataillons und 800 Pferde vor. Gleich bei dem Anfange der Unterredung bemerkte General Bedeau die ungünſtige Stimmung der Anweſenden, und bald darauf wurden einzelne Schüſſe gegen die Franzoſen abgefeuert, von denen ein Offizier und mehrere Soldaten verwundet wurden. Der marokkaniſche Anführer unterbrach nun die Unterredung, um die Ordnung wieder herzuſtellen. Als er wieder zurückkam, erklärte er, den Enthuſiasmus ſeiner Soldaten nicht aufhalten zu können, und bat, die Zuſammenkunft zu beendigen. Er fügte bei, der Kaiſer verlange, in Frieden zu bleiben, aber er müſſe darauf beſtehen, daß die Franzoſen Lalla Maghrania verlaſſen und ſich hinter die Tafna zurückziehen ſollten, welche alsdann die Gränze ſein würde.

General Bedeau erklärte, keine Vollmacht zu haben, hierüber zu unterhandeln. El Guenaui erwiederte, es nicht thun, hieße Krieg wollen. So ſei es, bemerkte Bedeau, und zog mit ſeinen Truppen ab.

Kaum hatte er aber den Rückmarſch angetreten, ſo wurde ſeine Nachhut lebhaft angegriffen.

Benachrichtigt von dieſem Vorfall, verließ der General-Gouverneur ſchnell das Lager, vereinigte die Truppen unter Bedeau und Lamoricière, ergriff die Offenſive und ſchlug die Marokkaner mit einem Verluſt von 400 Todten. Dieſes kleine Gefecht brachte eine gute Wirkung hervor. Mehrere arabiſche Häuptlinge, welche den General-Gouverneur begleiteten, wurden zurückgeſandt, um dieſe Nachricht ihren Stämmen mitzutheilen, die von dieſer Zeit an mit mehr Sorgfalt für den Unterhalt der franzöſiſchen Armee ſorgten.

Am andern Tage zeigte Bugeaud dem marokkaniſchen Häuptling an, daß er das marokkaniſche Gebiet nicht mehr reſpektiren, daß er dort Abdel-Kader ſuchen und nach Ouchda rücken werde, indeſſen er jederzeit bereit ſei, die Harmonie zwiſchen den zwei Reichen auf den Grund der mitgetheilten Bedingungen wieder herzuſtellen.

In der That rückten ſofort die Franzoſen nach Ouchda, welches die Marokkaner nicht vertheidigten. Die Stadt wurde reſpektirt und die franzöſiſche Armee lebte im Ueberfluß in deren Nachbarſchaft, jedoch ohne etwas zu zerſtören, um nicht aufzureizen, da immer noch die Hoffnung ſchimmerte, den Krieg vermeiden zu können.

Am 3. Juli marſchirte Bugeaud nach Lalla-Maghrania zurück, indem er ſich längs des rechten Ufers des Isly dirigirte; die Marokkaner folgten. Wenn ſie ſicherlich nicht die Abſicht hatten, es zu einem ernſten Streite zu führen, ſo wollten ſie ſich doch immerhin rühmen, die Franzoſen verfolgt zu haben. Aber auch dieſen kleinen moraliſchen Vortheil wollte ihnen Bugeaud nicht laſſen und griff ſie deshalb an. Der franzöſiſchen Kavallerie gelang es bald, den Feind zu zerſtreuen, und wenn auch in materieller Hinſicht nichts dabei erzielt wurde, ſo war doch der moraliſche Effekt bedeutend, und die franzöſiſchen Soldaten erkannten immer mehr die Schwäche ihrer undisziplinirten, allerdings zahlreichen Gegner. Die Marokkaner dagegen lernten die Franzoſen achten und fürchten, denen die kleinen Gefechte am 15. Juni und 3. Juli bei der Schlacht am 14. Auguſt ſehr zu Hülfe kamen.

El Guenaui wurde in Folge dieſer Ereigniſſe abgeſetzt und durch

Sid-Hamida erſetzt. Man verbreitete klüglich die Nachricht, daß die Abſetzung des erſteren geſchehen ſei, weil er gegen den Willen des Kaiſers angegriffen habe.

Hamida beeilte ſich, alsbald mit Bugeaud Verbindungen anzuknüpfen und erklärte, daß ſein Kaiſer nur den Frieden wünſche, den zu erzielen, der Sohn des Kaiſers mit Friedensvorſchlägen demnächſt eintreffen würde. Die Franzoſen waren damals noch vor Oudjda, hatten keine Lebensmittel mehr und eine Maſſe von Kranken. Dieſes Alles machte es wünſchenswerth, nach Lalla-Maghrania zurückzukehren, und Bugeaud erklärte daher auf die gemachte Eröffnung, daß er in Folge derſelben ſich hinter die Grenze zurückziehe und auf die weiteren Mittheilungen warte, welche man ihm machen würde. Es war dieſes jetzt eine Art Waffenſtillſtand, welcher den Franzoſen ſehr zu Gunſten kam, denn die Hitze war groß und überdieß erlangten ſie Zeit, ſich verſtärken zu können.

Der Sohn des Kaiſers ließ lange auf ſich warten; er machte einen großen Halt bei Tafna, einen weiteren bei Eubiat-Abdel-Rahmann, drei Stunden weſtlich von Oudjda. Von hier ließ er an Bugeaud durch Sid-Hamida ſchreiben. Wie gewöhnlich, betheuerte er ſeine Friedensabſichten, verlangte jedoch dabei in beſtimmten Ausdrücken die Gränzen von Tafna. Der General-Gouverneur antwortete mit denſelben Friedensbetheuerungen, bemerkte jedoch, daß ihn zur Preisgebung von Lalla-Maghrania und des ganzen linken Ufers des Tafna nur Gott allein zwingen könne. Von dieſem Tage an war jede Verbindung abgebrochen.

Die Franzoſen erfuhren damals durch einige Araber aus der Umgegend von Hedroma, daß ſich die Armee des Kaiſersſohnes täglich verſtärke und in ſieben Lagern auf ſieben Hügeln ſtehe, von denen jedes ſo groß als das franzöſiſche ſei.

Die Ankunft des Kaiſersſohnes, die bedeutenden Streitkräfte, welche er mitbrachte, hatten große Hoffnungen im Rücken der franzöſiſchen Armee rege gemacht. Der gute Wille der Stämme wollte nicht mehr viel heißen, die Transporte, welche ſie liefern ſollten, verminderten ſich, einzelne bedrohten ſogar die Kommunikation mit Djemaa-Ghazaouet.

Es war zu befürchten, daß die Marokkaner eine Entſendung in die linke Flanke der Franzoſen machen würden, um unter Mitwirkung Abdel-Kaders das im Rücken der Franzoſen liegende Land zu inſurgiren. Alle dieſe Umſtände machten eine Schlacht für die letzteren wünſchenswerth, denn durch ein längeres Warten konnten ſie, ohne ſich zu ſchlagen, aufgerieben werden. Ja es war dringend nöthig für ſie, ihre Gegner anzugreifen, bevor ſie die Infanterie-Verſtärkungen erhielten, welche noch eintreffen ſollten.

Der General-Gouverneur entſchloß ſich nun hiezu, und in Folge deſſen berief er den General Bedeau, welcher mit 4 Bataillons und 4 Eskadrons bei Jebdou ſtand, zu ſich, und ebenſo erhielten 2 Schwadronen Huſaren zu Tlemſen Befehl, ſich bei der Armee einzufinden. Dieſe beiden Detachements langten am 12. Auguſt an.

Bugeaud bereitete indeſſen ſeine kleine Armee auf den Kampf vor, welcher bevorſtand; er vereinigte mehrere Male die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten um ſich, um ſie mit allen Verhältniſſen hinlänglich bekannt zu machen. „Die ungeordnete Maſſe," ſprach er zu ihnen, „kann keinen Vortheil aus ihrer Zahl ziehen, weil ſie weder Organiſation, noch Disziplin, noch Taktik hat; ſie kennt keine Harmonie und ohne Harmonie gibt es keine vereinigte Kraft. Alle Individuen dieſer Armee, obgleich tüchtig und einzeln mit der Handhabung der Waffen ſehr vertraut, bilden, wenn ſie in ein großes Korps vereinigt ſind, eine bedauerliche Armee. Sie kennen kein Mittel, ihre Streitkräfte gegen ein gemeinſames Ziel zu dirigiren; ſie verſtehen es nicht, ihre Kräfte nach und nach ins Gefecht zu bringen und ſich Reſerven zu bewahren, ſie wiſſen nicht ſich zu ſammeln und den Kampf wieder zu beginnen; denn es fehlen ihnen ſogar Worte, ſich verſtändlich zu machen, um die Ordnung wieder herzuſtellen. Ihr Kampf hat nur eine Aktion, den erſten Impuls. Wenn ſie ſcheitern — und ſie müſſen es vor unſerer Ordnung und unſerem Geſchloſſenſein — ſo kann ſie nur ein Gott ſammeln und wieder in das Gefecht führen. Zählet ſie nicht; es iſt ganz gleichgültig, ſich mit 40,000 oder 10,000 Mann von ihnen zu ſchlagen, vorausgeſetzt, daß ihr nicht durch eure Augen, ſondern durch euern Verſtand urtheilt, welcher euch ihre Schwäche erkennen läßt. Dringet

in die Mitte dieſer Maſſe, ihr werdet ſie zerbrechen, wie ein raſches Schiff die Wellen; marſchiret und ſchlaget, ohne hinter euch zu ſehen, und Alles wird mit einer Leichtigkeit vor euch verſchwinden, daß ihr ſelbſt ſtaunen werdet.“

Dieſe großen Wahrheiten, öfters unter verſchiedenen Formen und mit neuen Darlegungen vorgetragen, fanden Eingang in alle Gemüther, und es war kein Soldat, welcher nicht an einen großen Sieg glaubte. Das Einzige befürchtete man, daß die Marokkaner keine Schlacht annehmen würden.

Der General-Gouverneur begnügte ſich übrigens nicht allein, auf Geiſt und Gemüth ſeiner Soldaten einzuwirken, er ließ auch ſeine Armee das Manöver wiederholen, vermittelſt deſſen er ſich gegen die zahlreiche Kavallerie ſeiner Feinde zu halten gedachte. Es beſtand daſſelbe in der Formation eines großen Quarées, gebildet aus ſo vielen kleinen Quarées, als es Bataillone waren. Die Ambulance, die Bagage, die Heerde befanden ſich im Zentrum, ſo wie die Kavallerie, welche in zwei Kolonnen, auf jeder Seite des Konvoi, aufmarſchirt war. Die Artillerie war auf den vier Flanken vertheilt, gegenüber den Bataillons-Intervallen, welche hier 120 Schritte betrugen.

Die Spitze des Quarées bildete ein Bataillon, welches zugleich das Direktions-Bataillon war und hinter ſich zwei Bataillone in Reſerve hatte, die übrigen ſtanden der Art rückwärts, daß ſich ſich gegenſeitig echelonirten. Die Bataillons ſtanden in Kolonne auf halbe Diſtanz, um jeden Augenblick das Quarée formiren zu können. Die Vortheile, welche ſich die Franzoſen aus dieſer Stellung verſprachen, waren:

1) marſchirte dieſes große Viereck mit derſelben Leichtigkeit wie ein einzelnes Bataillon;

2) war doch jedes Bataillon unabhängig und dabei wieder von den anderen durch das Feuer unterſtützt;

3) konnte die Kavallerie jeden günſtigen Augenblick benutzen, um vorzubrechen, ohne dadurch eine Störung zu veranlaſſen.

Am 12. Abends gaben die Offiziere der alten Kavallerie ihren erſt angekommenen Kameraden einen Punſch, wozu der General-Gouver-

Digitized by Google

neur eingeladen wurde. Bei dem erſten Glaſe ergriff dieſer die günſtige Gelegenheit, von der Schlacht zu ſprechen, welche in Ausſicht ſtand. Er that dieſes mit ſo vieler Wärme, daß ſich der größte Enthuſiasmus kund gab. Man umarmte ſich, und Regiment für Regiment, Eskadron für Eskadron, Kamerad für Kamerad ſchwuren, ſich getreulich gegenſeitig zu unterſtützen. Es war eine ſchöne, rührende Szene, welche hier ſtattfand und der General-Gouverneur rief: „Ah, wenn ich einen einzigen Augenblick an dem Siege hätte zweifeln können, ſo müßte das, was ich jetzt ſehe und höre, meine Ungewißheit zerſtreuen. Mit Männern wie Sie kann man Alles unternehmen!"

Weiter oben wurde bemerkt, daß die Franzoſen fürchteten, die Marokkaner würden einer Schlacht ausweichen; um dieſe unvermeidlich zu machen, machten ſie zum Scheine eine Fouragirung, welche ſie vier Stunden vorwärts ihres Lagers brachte. Da ſie ſchon oft in dieſer Richtung und beinahe auch auf dieſelbe Entfernung fouragirt hatten, ſo hofften ſie, der Feind werde ihre Bewegung für keine Offenſive halten. Indem die Franzoſen ſo vier Stunden gewonnen hatten, durften ſie nur noch weitere vier während der Nacht machen, um in das marokkaniſche Lager zu kommen.

Bei dem Einbruch der Nacht zogen ſich die Fourageurs auf die Kolonne zurück, um einen Rückzug in das franzöſiſche Lager zu ſimuliren. So wie ſie dem Geſichtskreis der marokkaniſchen Plänkler entzogen waren, machte die Kolonne halt, um einige Stunden zu ruhen. Um Mitternacht ſetzte ſich die franzöſiſche Armee wieder in Bewegung und traf mit Tagesanbruch am Isly ein, wo ſich kein Feind zeigte. Der Uebergang geſchah nicht ohne Schwierigkeiten und nahm mehr Zeit hinweg, als man gedacht hatte. Es war bereits fünf Uhr, als ſich die Armee wieder in Marſch ſetzte. Die marokkaniſchen Vedetten entdeckten nun bald die Franzoſen und der Kaiſersſohn hätte immer noch ſein Lager abbrechen und die Schlacht vermeiden können, wenn er gewollt hätte. Aber die Marrokkaner, voll Vertrauen auf ihre Zahl und ſtolz auf die Erinnerung der Zerſtörung der Armee des Don Sebaſtian von Portugal, waren entſchloſſen, ſie anzunehmen, und die Franzoſen begegneten ihnen bei dem zweiten Uebergang über den Isly.

Ihr Lager gewahrte man auf zwei Stunden von hier, es bedeckte alle Hügel. Bei dieſem Anblick gaben die franzöſiſchen Soldaten Zeichen der Freude. Die Stöcke, welche ſie mit ſich führten, um ſich auf dem Marſch zu unterſtützen und ihre kleinen Zelte damit aufzuſchlagen, warſen ſie, wie auf ein Zeichen, in die Luft und jubelten.

Der General-Gouverneur ließ nun einen kleinen Halt machen, um ſeine letzten Inſtruktionen an die Chefs zu ertheilen, welche er um ſich verſammelt hatte. Da er wußte, daß es hier am Isly nur drei Furten gab, befahl er, den Fluß in der gewöhnlichen Marſchordnung zu paſſiren und erſt am andern Ufer die Schlachtordnung anzunehmen, nachdem die daſelbſt aufgeſtellte zahlreiche feindliche Kavallerie geſchlagen ſein würde. Dieſes kühne Manöver wäre gegen europäiſche Truppen nicht auszuführen geweſen, denn man kennt die Gefahr, ſich unter dem feindlichen Feuer zu formiren; aber man mußte hier unter zwei Uebeln das kleinſte wählen, denn wollte man eine andere Formation wählen, ſo würde jedes Bataillon eine Furt nöthig gehabt haben und am Ende Alles unter einander gebracht worden ſein.

Der Uebergang wurde ſofort mit Kühnheit vollführt und die Schlachtordnung unter dem lebhafteſten Feuer und unter wiederholten Angriffen ausgeführt. Bald entwickelten die Marokkaner alle ihre Kräfte in einem großen Halbmond, welcher, indem er ſich nach und nach ſchloß, die Franzoſen völlig umgab. Das Bataillon der Tête wurde gegen das Lager dirigirt; die Truppen marſchirten im beſchleunigten Schritt. Der General-Gouverneur hatte verboten, zum Angriff zu ſchlagen, indem er ſagte, daß ſolchen Feinden dieſe Ehre nicht gebühre.

Eine Stunde lang marſchirten die Franzoſen gleichſam in einer Wolke von Kavallerie, welche ſie durch Gewehr- und Kanonenfeuer abwieſen. Die Marokkaner, welche vergebens den Marſch der Franzoſen gegen ihr Lager aufzuhalten ſuchten, griffen nun dieſe beſonders hinten an, in der Hoffnung, ſie würden den Vormarſch einſtellen. Aber dieſes geſchah keineswegs; nur zwei Halte wurden gemacht, und das war, um Kavallerie-Angriffe abzuweiſen.

Als endlich der General-Gouverneur ſah, daß die Angriffe der

Marokkaner ſchwächer wurden, ließ er die Kavallerie in vier Echelons vorrücken, von denen ſich das Erſte auf das Lager dirigirte, das letzte ſollte ſich an den Fluß anlehnen.

Dieſe Kavallerie, welche im Falle der Noth an der in beſchleunigter Gangart fortmarſchirenden Infanterie ein Reduit gehabt hätte, fand nirgends mehr einen energiſchen Widerſtand, Alles wich vor ihr und das Lager, die Kanonen, die Bagage des Feindes fiel in ihre Hände.

Auf der andern Seite des Berges ſammelten indeſſen die Marokkaner 8—10,000 Pferde, welche wieder die Offenſive ergreifen ſollten, um die durch Wegnahme des Lagers etwas in Unordnung gekommene franzöſiſche Kavallerie über den Haufen zu werfen. Die franzöſiſche Infanterie aber, die Zelte zu ihrer Rechten laſſend, wurde der Schirm ihrer Kavallerie. Nach einem kurzen Halt, um die Truppen zu ſammeln und ſich etwas erholen zu laſſen, überſchritten die Franzoſen zum drittenmal den Isly und drängten den Feind gegen die Straße von Fez. Es war damals 12 Uhr.

Der General-Gouverneur, welcher die Nothwendigkeit fühlte, die Kräfte ſeiner Truppen zu ſchonen, machte jetzt Halt, verſammelte dieſelben und führte ſie ſodann in das marokkaniſche Lager, wo ſie Alles im Ueberfluß fanden und für die Strapazen entſchädigt wurden.

II. Die marokkaniſche Kriegsverfaſſung.

Die Mittheilung der vorſtehenden Ereigniſſe ſowohl, ſo wie die noch bis auf den heutigen Tag fortdauernden Differenzen zwiſchen Frankreich und Algier dürften es wünſchenswerth machen, etwas Näheres über die marokkaniſche Kriegsverfaſſung zu erfahren. Beim Ausbruch eines Krieges bietet die Regierung die Stämme auf, welche, wenn gleich auch oft unter ſich geſpalten, durch einen Kampf gegen Chriſten Einigkeit erlangen. Jeder Statthalter führt die Mannſchaft ſeines Bezirks unter der oberſten Leitung des Feldherrn, der eine Art Generalſtab hat, beſtehend aus Offizieren, Talebs, Udaias oder ausgewählten Reitern, welche ſeine Befehle überbringen. Der Kaiſer oder Sultan hat ein ſtehendes Heer von 15,000 Mann, von denen etwa nur 4000 Mann jederzeit disponibel ſind und die ſeine Garde genannt

werden können. Bricht ein innerer Krieg durch Empörung eines Stammes aus, ſo ruft er den Heerbann (Gum) der ruhigen Stämme oder Provinzen auf, welchem er einen Theil ſeiner Garde beigeſellt. Weigert ſich ein Stamm, Gehorſam zu leiſten, ſo wird er mit Truppen überzogen und mit Razias, dem am häufigſten gebrauchten Mittel, heimgeſucht.

Die tapferſten marokkaniſchen Krieger ſind die Riffas, die Bergbewohner der Provinz Riff, zwiſchen Tetuan und Teza.

Die Truppen ſind in Centurien getheilt, jede unter einem Kaldel-Mir, einem Hauptmann und vier Lieutenants, die jedoch nur mit den Unteroffizieren der europäiſchen Heere verglichen werden können. Der Sold iſt gering, dagegen liegt jeder nicht im Dienſt befindliche ſeinem Handwerk ob und hat noch den Ertrag eines Grundſtücks, welches ihnen die Fellahs (Bauern) bearbeiten. Hierzu muß bemerkt werden, daß neun Zehntel des Grundes und Bodens dem Sultan gehören, der die Nutznießung nach Gutdünken bewilligt.

Ein marokkaniſches Heer iſt von einem großen Troß begleitet. Dazu gehören: Maulthiere, Kameeltreiber, Greiſe und Kinder mit den Tragmühlen und Mundvorräthen (auf 8—10 Tage Gerſte für die Pferde, auf dieſelbe Zeit für die Menſchen), Zelte, Bagage, Dienſtleute, Sklaven, Negerinnen, welche das Nationalgericht, den Cuscuſſu, bereiten. Sind die Lebensmittel erſchöpft, ſo werden die Silos (Korngruben), wo man deren entdeckt, geleert, man läßt die Pferde das Getreide am Halm abweiden, und in kurzer Zeit iſt eine Gegend ausgeſaugt, ſo daß das Heer einen andern Schauplatz ſuchen, oder, was durchſchnittlich der Fall iſt, auseinander gehen muß. Da jeder Muſelmann Soldat und von Kindheit auf kriegsgeübt iſt, ſo kann der Kaiſer bei einer Bevölkerung von ſechs Millionen leicht ein Heer von 40 bis 80,000 Mann aufbringen; allein dieſe Streitmacht iſt in dem ſehr ausgedehnten Reiche von beinahe 14,000 Q. M. bedeutend zerſtreut, wo die Verbindung überdieß durch Wüſten und die hohen Gebirgsketten unterbrochen iſt.

Wenn ein Heer lagert, ſo entſcheidet nur, ob Waſſer und Weiden in der Nähe ſind. Jeder Stamm bildet ein Viereck; Pferde u. ſ. w.

kommen des Nachts in die Mitte. Das Zelt des Kaiſers oder ſeines oberſten Anführers befindet ſich im Mittelpunkt des ganzen Lagers und iſt von den Zelten ſeiner Diener und ſeiner Leibwache umgeben. Der Stand ſeines Zeltes beſtimmt den Platz der andern, welche nach der Bedeutſamkeit der Stämme näher oder ferner ſtehen. Ein ſolches Lager hat keine eigentliche Lager-Front, ſondern nimmt einen kreisförmigen großen Raum ein.

Die Marokkaner kennen nur die Ueberlegenheit der Zahl und glauben nicht, daß man, ohne dieſe zu haben, angreifen kann. Die Reiterei iſt die Hauptwaffe des Heeres, die Infanterie gilt nur im Gebirgsland etwas. Ihre Artillerie iſt gering und ſchlecht; die Feldſtücke ſind Sechspfünder, Achtpfünder und Haubitzen. Zur Bedienung werden hauptſächlich Renegaten verwendet, weil die Eingebornen dieſen Dienſt verſchmähen.

Der Reiter iſt mit einer langen Flinte, einem krummen Säbel und einem langen Dolch, Yatagan, bewaffnet. Die Udaias (ausgewählten Reiter) tragen auf ihren Flinten ein Bajonet. Die meiſten Gewehre ſind einheimiſcher Fabrikation, ohne Viſir und ohne Gleichförmigkeit des Kalibers. Sie haben keine Patronen und in Folge deſſen ſprengt ein Reiter nach einem abgegebenen Schuß davon, um wieder laden zu können.

Die Schlachtordnung iſt halbmondförmig, die Flügel ſind weit ausgedehnt, ohne daß jedoch große Zwiſchenräume zwiſchen den Stämmen ſtattfänden. Die beſten Truppen und die Artillerie ſtehen im Zentrum, hinter welchem ſich die Flügel im Falle der Noth ſammeln können. Ihre Taktik beſteht darin, den Feind zu umwickeln und ihn mit Kugeln zu überſchütten. Hat man ihn völlig umringt, ſo hält man ſich des Sieges gewiß. Die Reiterei, obgleich ohne ſtrenge Ordnung, iſt in mehrere Schlachtreihen von je hundert gebildet. Die verſchiedenen Stämme auf derſelben Linie geben genau auf einander Acht, um ſich zu ſouteniren. Plänkler, vor der ganzen Front zerſtreut, eröffnen den Kampf und ſuchen den Feind irre zu führen.

Sofort bricht die erſte Linie im brauſenden Galopp vor; jeder Reiter mit verhängten Zügeln, mit der rechten Hand das Gewehr am

Backen, ſprengt auf halbe Schußweite heran, feuert, und kehrt, um wieder zu laden, zurück.

Jetzt bricht eine zweite Reihe los, dann eine weitere, und ſo fort, bis die erſte wieder erſcheint. Eine förmliche Attaque, wenn man ſo ſagen ſoll, findet nur ſtatt, wenn der Feind den Rücken dreht. Gegen die Vierecke der europäiſchen Taktik richten ſie nichts aus und aus dem Ganzen erklärt ſich daher, wie 7000 Mann Infanterie und 1200 Reiter beim Isly ein ganzes marokkaniſches Reiterheer ſchlagen konnten.

Als eine tiefe Schmach wird die Wegnahme eines Lagers angeſehen und es kränkt dieſes den Marokkaner mehr, als eine verlorne Schlacht.

D. J.

Statiſtiſche, moraliſche und politiſche Reminiszenzen.

Verſchiedenes über die vereinigten Staaten Nordamerika's.

Blutige Reibungen zwiſchen Weißen und Negern zu Filadelfia.

Der erſte Auguſt war ein Tag des Schreckens für die farbige Bevölkerung im Südtheile der Stadt Filadelfia. Eine Anzahl Männer und Knaben feierten an dieſem Tage den Fortſchritt der Mäßigkeitsſache und zu gleicher Zeit die Befreiung der Sklaven in Jamaika mit einer Prozeſſion. Sie trugen dabei einige Banner, die den Zuſchauern durch die darauf vorgeſtellten Gegenſtände großes Aergerniß gaben, und als der Zug bei der Ecke der vierten und Schippenſtraße vorüber kam, warfen einige Gaſſenbuben mit Koth darnach. Hieraus entſpann ſich ein Tumult zwiſchen den verſammelten Weißen und den Schwarzen im Zuge, wobei die letzten auseinandergejagt und gezwungen wurden, ſich nach der St. Mary's-Straße zwiſchen der ſechſten und ſiebenten

zurückzuziehen. Auf dieſer Stelle kam es zu einem neuen Gefecht. Die weißen Unruhſtifter drangen in die Häuſer der farbigen Bewohner und erſchlugen alles, was ihnen in den Weg kam. Die Schwarzen ſetzten ſich zur Wehre und es neigte ſich der Sieg bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Zwei weiße Leute erhielten Stichwunden, der eine in den Unterleib, der andere ins Geſicht. Der letzte, dem auch der Arm gebrochen wurde, erhielt ſeine Wunde von einem taubſtummen Schwarzen, der als ein gefährlicher Menſch geſchildert wird. Er wurde verhaftet und in Verwahrung gebracht.

Bald darauf kam auch das Geleit des Sheriffs und die Polizeibeamten des Majors auf dem Wahlplatze an und verhafteten etwa zwanzig Perſonen von beiden Parteien. Die Polizeibeamten hatten einen harten Stand, da die Aufrührer mit Gewalt ſich beſtrebten, die Weißen zu befreien und die Schwarzen ſummariſch zu beſtrafen. Die Presbyterianer-Kirche der Farbigen in der St. Mary's-Straße wurde erſtürmt und alles zerſchlagen, was ſich zerſchlagen ließ. Gegen Abend feuerte ein Schwarzer aus einem Hauſe in der Bedfort-Straße eine Muskete auf einen Haufen Gaſſenjungen ab und verwundete drei derſelben. Hierdurch ſtieg die Wuth der verſammelten Menge ſo ſehr, daß ſich die Polizei lediglich darauf beſchränken mußte, die Schwarzen zu beſchützen, und dennoch konnte ſie nicht verhindern, daß mehre derſelben arg mißhandelt wurden. Richter Barton und einige andere Herren ſuchten die Menge durch Reden zu beſänftigen, allein es gelang ihnen nur augenblicklich. Mehre Polizei-Beamten und ſelbſt der Deputirte des General-Staats-Anwalts, Herr Wm. A. Porter, wurden bei Ausübung ihres Amtes mißhandelt und verwundet.

Gegen 9 Uhr Abends hatte ſich eine große Menſchenmaſſe auf den Straßen in der Nachbarſchaft des Tumultes verſammelt, und plötzlich ſtand ein neues Gebäude, bekannt unter dem Namen „Smiths Hall," in der Lombard-Straße, nahe der ſiebenten, in Flammen, ohne daß man von außen bemerken konnte, daß daſſelbe erbrochen. Dieſe Halle war von einem Mulatten, Namens Smith, erbaut und zu demſelben Zwecke beſtimmt, wie die vor einigen Jahren abgebrannte Pennſilvania Hall. Die Spritzenleute beſchützten zwar die benachbarten Häuſer ſo

gut ſie konnten; allein die Halle wurde nicht beſprützt. Noch ehe dieſelbe niedergebrannt war, gerieth auch die St. Mary's-Kirche, welche nicht weit von der Halle entfernt iſt, in Feuer. Auch auf dieſe wurde nicht geſprützt, und beide Gebäude brannten bis auf den Grund nieder. — Ins Hoſpital wurden etwa zwanzig Menſchen geſchafft und ebenſo viele waren außerdem verhaftet.

Am 2. Morgens mißhandelten die meiſten Arbeiter an den Kohlenwerften an der Schuylkill alle ſchwarzen Leute, die ihnen in die Hände fielen, und verjagten die vom Sheriff gegen ſie abgeſchickten Beamten. Gegen Abend war die Ruhe indeß ſowohl an der Schuylkill, wie auch in dem ſüdöſtlichen Theile der Stadt völlig hergeſtellt. Der Mayor und der Sheriff hatten ihre Beamten überall aufgeſtellt, und ſelbſt einige Kompagnien der Miliz unter Waffen gerufen. Ihre Dienſte aber wurden diesmal nicht gebraucht.

Die Weißen, welche an dieſen Unruhen thätigen Antheil genommen haben, gehören größtentheils zur irländiſchen Bevölkerung der Stadt. Deutſche nahmen daran, ſo viel wir erfahren konnten, gar keinen Theil. Das wäre auch gar nicht mit dem Karakter des deutſchen Volkes übereinſtimmend geweſen, das ſich zwar ſehr wohl zu vertheidigen weiß, wenn es angegriffen wird, aber keinen Aufruhr ohne hinreichenden Grund zu Wege bringt, und am wenigſten mit den armen Schwarzen Händel anfangen würde. — Einige wüthende Abolitioniſten tragen, wie es ſcheint, die Hauptſchuld an dieſen traurigen Vorfällen. Dieſe haben ſeit langer Zeit die Schwarzen aufgehetzt, auf Bewilligung ſolcher Rechte zu dringen, die ihnen der im Volke herrſchende Geiſt der Abgunſt gegen dieſe Einwohnerklaſſe noch immer nicht zugeſtehen will. Dieſen Abolitioniſten kömmt es nicht darauf an, ob ſie Unheil anrichten, wenn ſie nur zeigen, daß ſie noch am Leben ſind und für ihre Parteizwecke wirken. Zu bedauern iſt, daß ſo viele Unſchuldige deßhalb leiden müſſen.

Alle Schwarze, welche nur irgend können, verlaſſen die Stadt oder wenigſtens das Quartier im Süden, indem ſie früher ſehr zuſammengedrängt lebten.

Durch die Polizei der City ſind in allem 39 Perſonen verhaftet

und zur Verantwortung gezogen. Im Diſtrikte Moyamenſing ſind ebenfalls mehre Verhaftungen vorgenommen worden; allein wir haben die Anzahl derſelben nicht ermitteln können. — Die von farbigen Perſonen errichtete Temperanz-Halle in der Bedford-Straße, nahe der achten, wurde am 3. von der Grand-Jury für ein öffentliches Aergerniß erklärt und auf Befehl der Kommiſſäre des Diſtrikts Moyamenſing niedergeriſſen. Man fürchtete nämlich, daß dies Gebäude von Uebelgeſinnten über kurz oder lang in Brand geſteckt werden würde, wodurch die ganze Nachbarſchaft in Gefahr kommen möchte.

Verbrechen gegen die Natur.

Zu Neu-York iſt eine höchſt widernatürliche Mordthat verübt worden. Vor Kurzem fand ſich ein Bäcker, Joſef Stratton, der in der Bedford-Straße wohnt, in die Amtsſtube des Coroners ein, und zeigte dem Deputirten deſſelben, Herrn Millikin, an, daß ſeine Frau ihr Kind, ein Mädchen von drei Monaten, in den Abtritt geworfen und mit einer langen Stange ſo lange unter die darin befindliche Flüſſigkeit gehalten habe, bis daſſelbe geſtorben ſei. Die Erzählung ſchien dem Deputirten anfangs ſo unglaublich, daß er den Mann für verrückt hielt; als er aber die Geſchichte mit allen Nebenumſtänden wiederholte und anzeigte, daß er ſeine Frau nach Weſtcheſter zu ſeinem Bruder gebracht und daß ihm dieſer gerathen habe, die Sache anzuzeigen, damit er nicht als Theilnehmer und Mitwiſſer beſtraft würde, ſo hielt es der Deputirte für ſeine Pflicht, die Sache näher zu erforſchen. Stratton wurde als Zeuge feſtgehalten, und Herr Millikin unterſuchte den Abtritt, worin er auch den Leichnam eines kräftigen und allem Anſcheine nach geſund geweſenen Kindes vorfand. Es wurde nun ſogleich ein Verhaftsbefehl gegen die Mutter ausgefertigt und Polizeibeamte abgeſchickt, um ſie nach Neu-York zu bringen. — Niemand weiß einen Grund anzugeben, weßhalb die Mutter die unnatürliche That vollbrachte.

Oeffentliche Empfehlung.

„Herr S. G. Goodrich, welcher unter dem angenommenen Namen Peter Parley viele ausgezeichnete Kinderſchriften herausgegeben

hat, iſt von den Whigs in Maſſachuſetts als Kandidat an die Stelle des vor Kurzem verſtorbenen Repräſentanten im Kongreſſe, W. S. Haſtings, ernannt," ſagt die amerikaniſche Zeitung: „Alte und neue Welt." Wenn der würdige Herr erwählt wird, ſo mag er dem Kongreſſe nur viele herrliche Fabeln von Oechſelein und Eſelein, Fuchs und Rabe und andern Thieren erzählen, die ſich über das Wohl des Staates berathen. Die Nutzanwendung werden die Herren im Kongreß leicht herausziehen.

Kauft Schweinefett = Oel.

Eine der drei Fabriken in Cincinnati, in denen man aus Schweinefett Oel bereitet, verarbeitet in 24 Stunden das Schmalz von 160 Schweinen, alſo von 960 in der Woche und von 49,020 in einem Jahre.

Niederträchtiger Spaß.

Im Gebäude der Harward-Univerſität hat neulich ein Böſewicht eine Bombe in Brand geſteckt, wodurch mehre Säle, worin Vorleſungen gehalten werden, bedeutend beſchädigt ſind. Die Studenten haben auf das Feierlichſte erklärt, daß ſie keinen Theil an dieſem ſchadenfrohen Streiche hätten.

Räthſelhaftes Begehen.

Die Zeitung „Lebanon (Ohio) Star" erzählt folgende Mordgeſchichte: „Richard Roach, welcher zu Rocheſter, Grafſchaft Warren, wohnt, forderte neulich Abends ſeine Frau auf, mit ihm ein wenig ſpazieren zu gehen, und unterwegs unterhielten ſie ſich von ihren Haushaltungsangelegenheiten. Als ſie eine Strecke gegangen waren, wollte die Frau umkehren, er aber bat ſie, noch weiter zu gehen, ergriff ſie bei der Hand und feuerte, entweder aus Unvorſichtigkeit oder Abſicht, eine Piſtole nach ihr ab. Die Kugel ging ihr von der Seite durch den Kopf, durchdrang das große Gehirn und blieb auf der andern Seite im Schädel ſtecken. Sie fiel nieder, raffte ſich aber einige Zeit nachher wieder auf und war auf dem Wege nach ihrem Hauſe begriffen, als ihr

Vater ſie antraf, dahin führte und zu Bett brachte. Sie hatte zwar noch Beſinnung, allein man zweifelt an ihrer Wiederherſtellung. Noach iſt entflohen und man hat bis jetzt noch keinen haltbaren Grund angeben können, weßhalb er ſeiner Frau nach dem Leben hätte trachten ſollen, da er mit derſelben ſtets in größter Einigkeit lebte, ſeit er ſich vor achtzehn Monaten mit ihr verheirathete. Ein Kind war die Frucht ihrer Ehe und durch daſſelbe war das Glück beider Gatten augenſcheinlich erhöht.

„Der Deutſche in Amerika," die größte Zeitung der Welt.

Die erſte Nummer dieſer deutſchen Rieſenzeitung, welche zu Harrisburg am 4. Juli herauskam, iſt größer als die berühmte New World oder Brother Jonathan. Die Zeitung iſt auf einen Bogen von fünfzehn Fuß im Umfange gedruckt und mit den prächtigſten Holzſchnitten verſehen. — Die Zeitung führt den bedeutſamen Namen: „Der Deutſche in Amerika," und enthält die ausgeſuchteſten Artikel aus den literariſchen und wiſſenſchaftlichen Fächern, die neueſten Tagesnachrichten, Original-Erzählungen, Korreſpondenz-Nachrichten aus Europa und den Hauptſtädten in den Vereinigten Staaten, deutſche Gedichte mit Muſik, Lebensbeſchreibungen berühmter Deutſcher in Amerika ꝛc.

Herrn Otto Hoffmann iſt die Redaktion dieſes Blattes übertragen.

Die ausgezeichnetſten Schriftſteller dieſes und des alten Landes haben ſich anheiſchig gemacht, Beiträge zu liefern, und es ſollen weder Koſten noch Mühe geſpart werden, dieſe Rieſenzeitung in jeder Hinſicht eben ſo gut, wenn nicht noch beſſer zu liefern, wie ähnliche in den großen Städten erſcheinende engliſche Zeitungen.

Nach der erſten Nummer wird „der Deutſche in Amerika" monatlich erſcheinen und 1 Doll. 50 Cts. in Vorausbezahlung koſten. Einzelne Nummern $18\frac{3}{4}$ Cts., 15 Doll. das Hundert.

G. B. Zieber,
Ecke der dritten und Dockſtraße.
Agent der Herausgeber H. A. Sage & Comp., in Harrisburg.

Verlangt werden: Eine Anzahl deutſcher Männer und Knaben,

um das Blatt zu verkaufen. Es ſoll denſelben unter billigen Bedingungen überlaſſen werden.

Bloß kurzweg.

In einem Wirthshauſe riefen die Gäſte den Kellner mit dem Namen: „Nebukadnezar." Ein Fremder, der das hörte, fragte den Wirth, ob der Kellner denn wirklich ſo heiße? „I bewahre!" ſagte dieſer, „der Menſch heißt eigentlich Neb, die Herren heißen ihn aber blos kurzweg Nebukadnezar."

Protokoll-Frage.

Zu wiſſen, zu ſtehlen verboten zu ſein und dennoch geſtohlen zu haben, was Inquiſit dazu ſage?

Amerikaniſche Ankündigungen.

Der Unterzeichnete hat auf der Straße von M. nach P. ein Einkehrwirthshaus errichtet. Für Rinder, Schweine und Schafvieh ſind gute Stallungen vorhanden; für Gäſte minderer Qualität auch Zimmer zu haben.

Der, der den, der die das Verbot enthaltene Tafel: Nichts ins Waſſer zu werfen, ins Waſſer geworfen hat, erhält eine Belohnung von 5 Thalern.

Rechtswesen und Gerechtigkeitspflege.

Briefe aus Shreveport bringen folgenden Bericht über den ſchrecklichen Zuſtand, der dort herrſcht, und über die gewaltige Art und Weiſe, wie man ſich Recht zu verſchaffen ſucht. Es heißt in dem Briefe wörtlich:

„Wir befinden uns jetzt in der Mitte einer großen Revolution an dieſem Platze, der bisher die Hauptfeſte einer Bande verzweifelter Schurken war, die ungeſtraft die Geſetze des Staates und der Union mit Füßen traten, die Bande der Menſchlichkeit durch hölliſche Selbſtrache zerriſſen, und die moraliſchen Gefühle und Geſinnungen der Bewohner im höchſten Grade beleidigten. Geſtern Morgen hielten die

Bewohner des Kirchſpiels eine Verſammlung, um zu berathen, was zu thun ſei, und es wurde beſchloſſen, dem Blutvergießen und den Gewaltthätigkeiten ein Ende zu machen, keine Vorfälle, wie die ſtattgefundenen, ungeſtraft hingehen zu laſſen, und mit Hülfe des Volkes die Uebertreter der Geſetze den richterlichen Behörden zur gebührenden Strafe zu überantworten. Nachdem dieſe Beſchlüſſe gefaßt waren, verwandelte ſich ſogleich die ganze Verſammlung in ein Vollziehungs-Comittee, um dieſelben in Ausführung zu bringen, ehe die Betheiligten davon Kenntniß erhalten konnten. Etwa 30 der angeſehenſten und rechtſchaffenſten Einwohner machten ſich ſogleich auf, kamen in Shreveport etwa eine Stunde vor Sonnen-Untergang an und es gelang ihnen, zwei der hauptſächlichſten Unruhe-Stifter lebendig zu fangen und einen dritten ums Leben zu bringen. Etwa 14 Tage vorher war ein Mann, Namens Rufus Sewall, von einem gewiſſen Dr. Hardwicke und einem Mann, Namens Boyle, ermordet worden. Am 20. erbrachen ſeine Feinde, zu denen beſonders die drei Männer, von denen eben die Rede war, gehörten, das Gefängniß und erſchoſſen denſelben. Dies brachte die eben erzählte Bewegung hervor, und als die gedachte Vollziehungs-Comitee nach Shreveport hinein gallopirte, verſuchte der Hauptanſtifter zu entwiſchen, ward aber auf der Stelle niedergeſchoſſen. Die andern ergaben ſich und ſitzen im Gefängniſſe. Damit endete die Tragödie zur großen Freude aller ruhigen Bewohner von Schreveport und beſonders derer, die am meiſten von dieſen Leuten zu fürchten hatten."

Ein kleiner Aufruhr.

Cincinati iſt wiederum der Schauplatz eines Aufruhrs geweſen, der durch unüberlegtes Betragen herbeigeführt und vielleicht durch National-Vorurtheile erhöht wurde. Die „Meſſage" gibt davon folgende nähere Beſchreibung des Vorfalles: „Unſre Stadt war geſtern Abend der Schauplatz eines entehrenden Auflaufs. Geſtern hielt die deutſche Kompagnie, unter Befehl des Lieutnant Michael Heckel, eine Parade und die Buben folgten, wie gewöhnlich dicht hinter derſelben. Im Lauf des Tages ſchlug Lieutnant Heckel mehre derſelben mit ſeinem

Säbel und verletzte dieſelben zwar nicht gefährlich, aber doch ſo ſehr, daß zweien oder dreien ziemlich viel Blut von den Köpfen floß. Hierüber erzürnte ſich der Bubentroß gar ſehr und als die Kompagnie entlaſſen war und ſich in das Sans-Souci-Haus begeben hatte, verſammelten ſich die Buben in großer Anzahl vor demſelben, fingen an Steine und andere Gegenſtände nach dem Hauſe zu werfen und drohten höhnend, das Haus und die darin befindliche Kompagnie vom Erdboden zu vertilgen.

Mehre der Soldaten ſtürzten zu dieſer Zeit auf die Knaben los und prügelten ſie mit den Fäuſten, als Herr Jones, einer unſerer Konſtables, welcher zufällig vorbeiging, Ruhe gebot. Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als Lieutnant Heckel, der Eigenthümer des Sans-Souci-Hauſes mit dem Schwerte hervorſtürzte, ihm ein Stück aus dem rechten Handgelenke hieb und die Hand auf ſchreckliche Weiſe zerquetſchte und verſtümmelte. Dies verurſachte große Aufregung unter den Männern, die ſich um dieſe Zeit in großer Anzahl dort verſammelt hatten und von allen Seiten eilte man auf den Schauplatz dieſer Begebenheit. Mehre andre wurden ſchwer verletzt und unter dieſen war ein Deutſcher, welcher einen Stich in den Hals, dicht unter dem Ohre erhielt. Seine Wunde wird für tödtlich gehalten. Die Menſchenmenge hatte ſich in der Nähe des Hauſes nun bedeutend vermehrt und drei oder vier Deutſche feuerten von einem Fenſter des zweiten Stocks auf dieſelbe. Der Stadtmarſchall begab ſich, von ſeinem Aufgebote begleitet, nun in das Haus, um ſich der Friedensſtörer zu bemächtigen, als der Lieutenant ſeiner Kompagnie anempfahl, ſich in Linie zu ſtellen, die Säbel umzuſchnallen und ſich nicht zu ergeben, ſo lange noch einer am Leben ſei, das Haus zu vertheidigen. Die Menſchenmenge fing nun an, von Außen Steine und Stöcke nach dem Hauſe zu werfen; die Fenſter waren in wenigen Minuten ſämmtlich zerbrochen und mehre der darin befindlichen wurden bedeutend verletzt. 15 oder 16 Mann der deutſchen Kompagnie, einſchließlich des Lieutenant Heckel, wurden darauf verhaftet und von der Polizei ins Gefängniß gebracht; ſie werden heute Morgen vom Mayor verhört werden. Herr Jones litt, wie wir erfuhren, bedeutend während der vorigen Nacht an der

verwundeten Hand und kann ſeinen rechten Arm durchaus nicht gebrauchen. Lieutenant Heckel ſoll, ſo wird verſichert, während des Vorfalls betrunken geweſen ſein.

Obgleich die in Cincinnati erſcheinenden Blätter dieſes Vorfalles nicht erwähnen, und man deßhalb über die Richtigkeit der Angaben in den engliſchen Blättern kein Urtheil fällen kann, ſo iſt es indeß nicht unwahrſcheinlich, daß die Raufluſt der Straßenjugend bei dieſer Gelegenheit groß geweſen, und daß auch der Lieutenant in ſeinem militäriſchen Eifer zu weit gegangen. Der Haß gegen die Deutſchen im Allgemeinen hat wohl auch das Seinige zur Vergrößerung des Unfugs beigetragen; da aber in Cincinnati eine große Anzahl wackrer Deutſcher wohnt, ſo ſteht zu erwarten, daß ſie dafür ſorgen, daß den Verhafteten unparteiiſche Gerechtigkeit zu Theil wird.

Bekanntmachung.

Da mich heute meine Frau verlaſſen hat und mit Karl Krebs davon lief, ſo zeige ich hiermit an, daß niemand derſelben etwas auf meinen Namen borgen ſoll. Zugleich fordre ich meine geweſene Frau auf, mir ihren Aufenthalt anzuzeigen, damit ich die nöthigen Schritte zur Trennung treffen kann.

Waſſington den 3. Auguſt 1842. Roſenthal.

Naſe, die länger iſt, als der Arm.

Ein einfältiger Diener ſollte ſeinem Herrn des Abends im Finſtern etwas aus einem Zimmer holen, die Stubenthür ſtand ganz offen, ohne daß der Diener es wußte. Um nicht mit dem Geſicht gegen die Wand zu ſtoßen, hielt er beide Arme ausgeſtreckt vor ſich hin. Unglücklicher Weiſe ging er gerade auf die offen ſtehende Thür los, ſo daß ſie zwiſchen ſeinen ausgeſtreckten Armen mit der Kante durchging und ihm die Naſe quetſchte. „Alle Wetter!“ rief er vor Schmerz aus, „hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß die verfluchte Naſe länger wäre, als meine Arme!“

Länder- und Völker-Kunde.

Der Feldberg des Schwarzwaldes.

Wie viele Beſchreibungen des Brockens haben wir ſchon leſen müſſen! .... Neulich noch bot uns „eine Harzreiſe, aus Briefen," von Albert Oppermann in der „Europa" von 1842, Bilder des Harzes. Beginnen wir mit den Meſſungen. Der Verfaſſer beſtimmt S. 282 die Höhe des Brocken verſchiedentlich zwiſchen 3500 und 4030 Fuß; allerdings eine arge Verſchiedenheit, beſonders in Bezug auf eine frühere Angabe, die 3270 Fuß beſagt. Könnte nicht die leichte Methode des Meſſens, die in Maltens Weltkunde [1]) ohnlängſt vorgeſchlagen wurde, von Reiſenden angewendet werden, die ſolche Verſchiedenheiten wohl beſeitigen dürfte?

Die Ausſicht auf dem Brocken iſt immer durch nordiſche Nebel geſtört; ſein Boden mit ungeheuren Steinbrocken, die ihm wahrſcheinlich den Namen gegeben haben, bedeckt. Dieſe Brocken ſind Urenkel von den erroniſchen Felſenſtücken in den ſchweizer Mittel- und Unteralpen und hier viel ſchwerer zu erklären, als dort, wo Urgeſtein in Maſſe vorherrſcht, das man nach Belieben kann rutſchen laſſen, wohin man will. Auf dem Brocken wurden von je alle ſonderbaren Erſcheinungen als Teufelswerk angeſehen, und dieſe Erklärung kürzt jedes Kopfzerbrechen über weitſchichtige Theorien allerdings ab.

Dem Fürſten der Finſterniß, mit allem Gaukel von Herengeſchich-

[1]) Vergl. „Die Chorografimetrie," zweiter Band für 1845, S. 213 u. f.

ten ꝛc., verdankt dieſer Berg wohl die erſte Berühmtheit; denn alles Teufliſche mit ſeinem Schauer bricht ſich eher Bahn in der Staunerwelt, als das Natürliche und Erhabene. Dazu kam der Kaiſerſitz in Goslar, und der Küfhäuſer bewahrt noch das Denkmal des deutſchen Heldenkaiſers. So geſchah es denn, daß in ältern und neuern geografiſchen Beſchreibungen Deutſchlands dieſer Berg als der höchſte unſeres Vaterlandes geprieſen wurde; da unſer Schwarzwald noch im tiefen Dunkel lag, wo man Anderes zu ſchaffen hatte, als Bergmeſſungen vorzunehmen [1]); und das gute Volk der Schwarzwälder lebte in ſeinem Gott vergnügt, wie im goldnen Zeitalter Ovid's. Ich kann mir hier nicht helfen, Ovid's Beſchreibung des eiſernen Zeitalters, wo zuerſt Vermeſſung erſcheint, in einigen Zeilen beizufügen aus ſeinen Verwandlungen, erſtes Buch V. 125—150, nur nicht in Hexametern, die der Schwarzwald nicht duldet.

Auf dieſes Alter kam die dritte eherne Zeit;
Die Menſchen wurden wild, und zugeneigt dem Streit;
Doch noch nicht laſterhaft. Die letzte war von Eiſen:
Die Bosheit brach hervor, und alle Bande reißen;
Die Wahrheit mußte flieh'n; die Treue und die Schaam
Entwichen, und dafür Betrug und Argliſt kam;
Verrätherei, Gewalt, und ein verflucht Verlangen
Nach eines Andern Gut hielt dieſe Zeit umfangen.
Der Schiffer ging in's Meer, und wußte nicht wohin?
Durch unbekannte Fluth ſiehſt du die Flotten ziehn,
Die Fichten des Gebirgs. Man läßt die Länder meſſen,
Die jeder ja ſo frei, als Sonn' und Luft beſeſſen.
Der ſcharfe Meſſer [2]) ſticht der Felder Gränzen ab;

[1]) Unſer Geograf Dittenberger hat unter andern beſonderes Verdienſt, genauere Berghöhen nach ſicheren Meſſungen angemerkt zu haben. Noch mehr leiſtete darin der Hofrath Wild, der mehre tauſend Berg- und Städtehöhen in Baden und im Elſaß theils durch ihn, theils durch franzöſiſche Ingenieure gemeſſene, 1831 zu Freiburg im Breisgau bekannt machte.

[2]) Mehre Ueberſetzer, und ſelbſt Voß, durch das Wort messor ſt. mensor, das hier richtig iſt, getäuſcht, überſetzten Schnitter, das hier keinen Sinn hat. Es iſt der genaue (cautus) Feldmeſſer, der von nun an das Mein und Dein genau beſtimmt.

Und unvergnügt mit dem, was Feld und Waldung gaben,
Sucht man im Erdenſchooß weislich verborg'ne Gaben,
Des Unheils letzten Reiz, die ſchnöde Gier zum Haben.
Da ſtieg der Stahl hervor, den Sterblichen zur Qual,
Und Gold, verderblicher und tödtlicher als Stahl!
Damit ward nun der Krieg und das Geräuſch der Waffen
Durch Gold und Stahl und Blut zum Schrecken uns geſchaffen.
Man nährte ſich von Raub, Gaſtfreundſchaft gilt nicht mehr;
Des Schwagers Sicherheit, der Brüder Bund — Gefähr.
Die Gattin fürcht' den Mann, und ſie droht ſeinem Leben;
Stiefmütter miſchen Gift, das ſie den Kindern geben.
Der Sohn wünſcht vor dem Tag den alten Vater todt,
Die Frömmigkeit iſt matt; in dieſer großen Noth
Verläßt die Tröſterin Aſträa ſelbſt die Erde,
Die letzte, daß von Blut ſie nicht begoſſen werde.

Sollte man nicht meinen, daß Ovid 1792 und folgende Jahre gedichtet habe? Alſo Vermeſſungen führten uns ſo weit vom Feldberg ab! Eine große Warnung für Alle, die nur einen Schritt von der geraden Linie abweichen in wichtigen Dingen! Wir ſind gleich wieder im Fahrwaſſer. Beginnen wir mit unſerm Feldberg, daß wir, wie bei großen Herren, ſeine Statur und Fyſionomie darſtellen. Er mißt genau 4650 pariſer Fuß = 5035 neubadiſche Fuß über dem Meere und ſteht drei geografiſche Meilen ſüdöſtlich von Freiburg. Seine Fyſionomie iſt meiſt heiter, wie die der Schwarzwälder, wenn nicht beſondere Sorgen, Laune, und wie die Wechſel ſolcher Heroen ſonſt heißen, den Blick trüben; und das kennen wir gar wohl, und meiden dann ſeine Hofburg. Deßhalb ſteht auch in unſerm Buch auf dem Kulm nicht ſo viel Klage über Trübheit und vereitelte Reiſe, wie im Brockenbuch. Auch begegnet uns der arge Fall nicht, wie den engliſchen Touriſten im berner Oberland, die der Bärenwirth in Thun oft acht Tage lang in die Scheuern und Ställe ſperrt [1]), bis der vier Schuh hohe Schnee, der auf einmal fällt, etwas vergangen iſt. Um den Heros Feldberg ſteht ſein Generalſtab, der Belchen 4353, der Blauen 3600 par. F., der uns in Höhe und Form den Veſuv darſtellt.

[1]) Eine neue Cirze.

Jener höchſte Berg Deutſchlands, Jahrhunderte unerwähnt und vergeſſen, bekam endlich in neuern Zeiten Bedeutung bei unſerm Volke durch Hebels Wieſe, die luſtige Tochter des Feldbergs. Es lieſt nun nicht Jedermann Hebels Wieſe, und würde ſie auch nicht verſtehen, denn das Kätzerding ſpricht allemanniſch, das wir auf unſerm Weg erläutern wollen. Auf dem Kulm des Berges, an den Quellen der Wieſe, herrſcht auch ein Geiſt. Wir kennen ja die Berggeiſter aus der älteſten Völkergeſchichte; ſie ſtammen aus der Volksahnung aller Zeit: daß dort oben, wie in den innerſten Tiefen der Erde, Dinge vorgehen über alles unſer Wiſſen und Verſtehen. Die Kulme ſchienen von Abrahams Zeit die Sitze der Götter; die Wolkendämpfe die Altäre; die reine Luft erhebt das Herz zur Andacht und zieht uns von der Erde ab. Auf allen ſchottiſchen Kulmen herrſchen bis jetzt die Nebelgeiſter. Von den ſchweizer Kulmen ſind ſie geflohn vor dem Heer der Touriſten, die nicht immer der Naturſinn, oder Andacht hinauftreiben, wie den guten Wyß in Bern, der ſingt: „Alpenſteigen iſt nach Art eine wahre Himmelfahrt.“ Dieſe Touriſten erſtürmen jene Höhen wie Kroaten eine Feſtung, und denken dabei nichts, als: „Ich bin auch in Arkadien geweſen, und habe meinen Namen in die Felſen gekratzt!“

Alſo auf unſerm Feldberg herrſcht auch ein Geiſt, er heißt der Dengligeiſt. Die Wieſe nun, das luſtige Ding, rennt gleich nach ihrer Geburt [1]) wie ein junges Feldhuhn die Felſen herab, und ihr jugendlicher Uebermuth zeigt ſchon, daß ſie auf ihrem weitern Lebensweg nützlich und thätig werden will, wie ſo viele Wildfänge es wurden. „Sie ſpringt chek ins Totnauer Thal abi; alliwil en andere Weg und anderi Sprüngli. Dort chömme die Totnauer Wuli, und beſchaue ſie. Chömet ihr ordlige Thierli, do hender! eſſet und trinket!“ So rennt

---

[1]) Hier ſpricht er über das Wunderſame der Quellen, die was Geheimes, ja Heiliges haben, was nicht will geſtört ſein. Prager Forſcher wollten früher unterſuchen, wo das karlsbader Waſſer gewärmt werde? Sie ſchloſſen, daß dieſe Stelle nicht fern ſein könne, weil ſiedendes Waſſer am Boden gegoſſen, in wenigen Minuten lau wird. Sie gruben nun am Sprudel nach, und er blieb mehre Tage zum Schrecken der karlsbader Bewohner aus. Neubeck in ſeinem Gedicht: „Die Geſundbrunnen“ ſpricht auch von dem Wunderſamen der Quellen.

ſie zur Kapelle der Schöne Buchen, nach Schönau, am Chaſtel vorbei, da kommt's Mambecher Hatteli, und guckt ſie an. Beim Ausgang aus dem Zeller Thal ins Wieſenthal wird ſie bedenklich; ſie ſchanſchirt den Glauben und wird e lutheriſcher Chetzer. Von jetzt an wird ſie thätig, ſie dreht in Hauſen die Räder; ſie geht ins Schopfemer Chilſpel. In Gündehauſen nimmt ſie ein Schweſterlein mit, und ſo marſchiren ſie weiter am Röttler Schloß vorbei, fort nach Thumringen, wo ſie ihr wollen a Tuck thu mit a Wuhr, aber 's macht der g'ringe Chummer, ſe gumpiſch ebe über's Stellaſchi ab, und furt in d' Lörrecher Matte." So wandelt die liebliche Wieſe zu ihrer Verbindung mit dem Rhein. Kehren wir wieder zurück, und ſtellen uns auf die Kuppe des Feldbergs für die Ausſicht, die wir ohne Karte (denn noch haben wir keine ſolche aufgehängt, wie auf dem Brocken) bezeichnen können. Sie bietet, was nicht jede Bergausſicht thut, drei Münſter dar; den von Baſel, Freiburg und Straßburg, die ſchon das bloße Auge erkennt. Von beiden Seiten, Weſt und Nord, laufen die hohen Berglinien der Vogeſen und des Schwarzwaldes, wo unſer Standpunkt der Herrſcher iſt. In den Vogeſen erhebt ſich der wolkige Ballon 4434 par. F. hoch, in deſſen Nähe das Fernrohr die rührige Stadt Mühlhauſen zeigt. Gegen die Schweiz erblicken wir am Saum den Kranz der hohen Alpen, und können bei Sonnen-Auf- und Untergang ſingen: „Wir wiſſen wohl, wo roſenroth die Berge blühn." Auf den Jurakuppen erſcheinen die ſchweſterlichen Kapellen der Ottilien, und blicken auf die dritte Schweſter in Baden, die liebe Chriſchoni. In gleicher Linie mit den Vogeſen blitzt der Rhein im langen Lauf von Baſel bis Straßburg, und kettet ſich, Freiburg gegenüber, am Kaiſerſtuhl, der mehre Meilen vor den Vogeſen einen grünen Kranz windet.

An Feldbergs Fuß haben ſich zwei Univerſitäten gelagert, weſtlich Freiburg, gegenüber Tübingen, von wo aus viele Wanderungen unternommen werden; denn ſtatt der Brockenſteine prangt der Berg mit den ſeltenern Pflanzen Badens, unter welche ſich viele Schweizerpflanzen eingebürgert haben. Auch gibt der Berg Ausbeute für die Mineralogie, deren Schätze, wie die des Kaiſerſtuhls, in dem Saale der Freiburger Univerſität den Freunden der Natur vorliegen.

Digitized by Google

Rings um den Feldberg herrſcht das luſtige, naive und thätige Volk der Schwarzwälder, das eben unſer Hebel ſo einzig gezeichnet hat in ſeinem ganzen Weſen, Thun und Laſſen; denn vorzüglich das letzte iſt in ſeiner Art eine Schlauheit, die ſich nie in Antworten preſſirt, wie ſie Molière im erzwungenen Arzt vorführt, der dem Fragenden: „ob er der Mann ſei, den er ſuche?“ antwortet: „ha, 's darnach! was ihr mit mir wollt!“ Göthe ſagt über Hebels Bilder: „Er hätte die Göttergeſchichte verbauert, wenn er ſie hätte ſchreiben wollen.“ Nein, nein, das iſt nicht das letzte Wort über unſern lieben einzigen Schwarzwälder, denn er war am Fuß des S., in Hauſſen bei Schopfheim, geboren. Sein Berggemälde ergriff das ganze Oberland, das Volk im Umfang, und es findet ſich in ganz Baden und in der benachbarten Schweiz und Würtemberg in Paläſten und in jeder Hütte aufgeſtellt, und beurkundet ſeine innige Liebe, ſein tiefes Gefühl für ſein liebes Vaterland.

Bleibt ewig feſt ſolch ſchönes Band,
Wer wünſchte ſich nicht hier ſein Vaterland?

Durch ſein ſchönes Gemälde hat er auch die Kehrſeite der ſchwarzen Bilder dargeſtellt, die öfter Engländer und Franzoſen, welche zufällig durch das Höllenthal fuhren, davon entwarfen [1]). Wir haben freilich ein Höllenthal, aber daneben ein Himmelreich, und wir wallen in beiden ruhig und zufrieden. Kann ſein, daß hier und da ein fremder Strickreiter ſich in die tiefen Schluchten eingeniſtet hat; das iſt nichts gegen die Auftritte in den Apeninnen, Pyrenäen und ſelbſt in den Vogeſen, wo man im Ernſt von Wölfen aller Art kann gefreſſen werden.

Da wir auf den Akt des Eſſens kommen, ſo können wir damit auf dem Feldberg nicht ſo aufwarten, wie es die neuen Touriſten wünſchen, und wie es auch in Brockengemälden als unumgängliche Zuthat erſcheint; aus dem einfachen Grunde, weil kein Wirthshaus auf dem Feldberg iſt. Jede Parthie bringt mit, was ſie nöthig erachtet, und im Nothfall kann man in einer Halte etwas kochen. Wir aus der Gegend

[1]) Ein Franzoſe, dem ich ſagte: Ich komme eben vom obern Schwarzwald,

reiſen überhaupt nicht des Eſſens halber, und halten es mit dem Kehrwort des Kapuziners: „Der Menſch muß leben, um zu eſſen!"

Freiburg, im Juni 1845.

P. J. Lödig.

Der Feldberg der Höhe.

Den 25. Juni 1844 und den 6. Juli 1845, beides Sontage, wurden auf dem breiten Rücken des Feldberges, dem bis zu 2680 Fuß überm Meer ſich erhebenden Gipfel der Höhe, Volksfeſte gefeiert. Aus der Nähe, wie aus weiterer Ferne, beſonders aus Frankfurt, Offenbach, Hanau, Friedberg, Butzbach, Gießen, Wetzlar, Weilburg und den übrigen Lahnſtädten, aus Uſingen, Kamberg, Idſtein, Wiesbaden, Mainz, Königſtein, Kronberg, Höchſt, Oberurſel und Homburg, hatten ſich zahlreiche Theilnehmer jedes Alters, Standes und Geſchlechts zu dieſen Feſten eingefunden.

Wegen ſeiner vereinzelten Lage gewährt der Feldberg eine weithinreichende prächtige Ausſicht. Aber nur bei möglichſt reiner Luft kann man derſelben in einem vollkommen befriedigenden Grade ſich erfreuen. Das Rundgemälde, welches ſich hier bietet, ſoll einen Umfang von 150 Stunden haben. Am Saume des Geſichtskreiſes zeigen ſich gegen Nord der hohe Weſterwald und weiterhin die Gebirgszüge Weſtphalens, näher der Dinsberg, bei Gießen und der Meißner mit dem Hundsrück, in der kurheſſiſchen Provinz Niederheſſen. Auf der Morgenſeite erhebt ſich der Inſelberg, im Henneberg'ſchen, die Rhön bei Fulda, und der Speſſart in Franken. Auf der Südſeite gruppiren ſich die Höhen des Odenwaldes, mit dem Otzberg, dem Malchen, Melibokus und Oelberg an der Bergſtraße, über die hinaus man den Heiligenberg

---

ſah mich kurios an. — „Nun, was iſt's?" — „Ich kann mich nicht genug wundern, daß Sie daſtehen, und daß Sie die Bären und Wölfe nicht gefreſſen haben."

und Königſtuhl bei Heidelberg, den Merkurberg bei Baden, und den Donnon in den Vogeſen gewahrt. Gegen Abend befinden ſich der Donnersberg, die Gans und die Hardt bei Kreuznach, der Soon- und Idarwald und die Höhen des Hundsrückens, wie der Eifel, an die ſich ſeitwärts vom Weſterwald das Siebengebirg bei Bonn ſchließt.

Das große Becken, welches von dieſen Bergen umrahmt wird, breitet ſich mit ſeinen zahlloſen Städten, Dörfern und zerſtreuten Gehöften ſehr freundlich und abwechſelnd vor den Blicken aus. Einerſeits gewahrt man den blinkenden Rhein, einem breiten Silberbande zu vergleichen, und mit ihm einen Rechtwinkel bildend, den weniger ausgezeichneten, dunkleren Main, auf der anderen Seite die Flüſſe Nidda und Lahn, in großen Windungen reizende Hügelgelände durchſchlängelnd. Der maleriſchſte Theil der Gegend, welche man auf dem Feldberge unter ſich hat, iſt unſtreitig der gegen Oſt und Nord ſich abdachende. Die vielfachen Verſchränkungen des Landes der Wetterau und des Herzogthums Naſſau, mit ſeinen mehr oder minder tiefen Thaleinſchnitten und mehr oder weniger hohen Hügelwellen, bilden ſehr abwechſelnde, maleriſche Reliefformen, die in den beiden anderen Richtungen viel ſeltener ſind.

Demungeachtet iſt die ebenere Gegend auf die Länge die intereſſanteſte, und hat das Auge ſich ſatt geſehen an den mannichfaltigen aber ſtummen Höhen, Wäldern und Thälern gegen Nidda und Lahn, ſo kehrt es um ſo freudiger ſich gegen Main und Rhein, wo Alles Leben und Bewegung zu ſein ſcheint. Man zählt die Orte, welche ſich am deutlichſten darſtellen, hier Kronberg, Oberurſel, Homburg, Frankfurt und Höchſt, dort Königſtein, Mainz, Oppenheim, Darmſtadt und Großgerau und jeder derſelben weckt geſchichtliche oder geſellſchaftliche Erinnerungen, an denen es auch dem Boden nicht gebricht, auf dem man ſteht.

Schon in der vorgeſchichtlichen Zeit, jedenfalls vor dem Einbruche der Römer in das Land zwiſchen dem Rhein, dem Main, der Lahn und der Nidda, bedeckte ſich das Gebirg der Höhe mit vereinzelten Vertheidigungswerken, beſtehend in Ringwällen, zuſammengeſetzt aus großen Steinen, ohne verbindenden Mörtel. Dieſe Ringwälle hatten

wahrſcheinlich eine Höhe von 15 — 20 Fuß gegen den Abhang. Ihre vorzüglichſten Ueberreſte ſind noch vorhanden auf dem ſüdöſtlich vor dem Feldberg ſich erhebenden, 2380 Fuß hohen Altring (verdorben Altking oder Altkönig). Sie beſtehen in einer doppelten übereinander befindlichen, durch einen leeren abhängigen Zwiſchenraum geſchiedenen, ungeheuern Steinaufhäufung. Die obere, etwa 200 Schritte vom Gipfel, hat einen Umfang von 1400 Schritt und die untere, 160 bis 180 Schritt von jener entfernt, einen Umfang von wenigſtens 2000 Schritt. Vor dem letzten Ringwall, wie unmittelbar von ihm ausgehend, befindet ſich ebenfalls ein aus aufgehäuften Steinen gebildetes Außenwerk, das oberflächliche Beobachtung für einen dritten unvollendeten Ringwall gehalten hat.

Aehnliche Vertheidigungswerke befinden ſich auf den meiſten vereinzelten (vorzugsweiſe auf abgerundeten) Bergen, ſowohl an der Höhe ſelbſt, als weiterhin an der zweiten Abtheilung des Taunus und am Rheingau-Gebirg. Ohne allen Zweifel dienten dieſe hochgelegenen uralten Veſten zur Bergung der vorzüglichſten Habe der eingebornen Volksſtämme, gleichzeitig aber auch zur Abhaltung des druidiſchen Gottesdienſtes, in welcher letzten Beziehung man hier und da einzelne ſteinerne Opfermeſſer und andere Geräthſchaften gefunden hat.

Die Ringwälle waren alſo in doppelter Beziehung geheiligt. Ihre Vertheidigung galt als die erſte, die unerläßliche Pflicht des Stammes, der ſie erbaut hatte. In ſpäteren Zeiten, als die Römer ihr geſittendes Joch der keltiſch-deutſchen Bevölkernng aufzubürden ſich bemühten, wurden die vereinzelten Ringwälle, oder Bergveſten, durch in den Boden eingeſchnittene Hohl- oder Rennwege (wozu man wahrſcheinlich, ſo weit es geſchehen konnte, die Betten ausgetrockneter Bäche benutzte) in Verbindung geſetzt. Gegen das Vorhügelland und die Ebene auslaufend, befanden ſich an ſolchen Rennwegen befeſtigte Außenwerke, nicht immer in Form von Ringwällen, ſondern in willkürlicher, dem Boden angemeſſener, Umwallung, die aber ebenfalls nicht gemauert, ſondern aus trocknen Steinblöcken zuſammengeſetzt war. Solche Außenwerke erkennt man namentlich in den alten Höfen, oder der althöfer Mauer, der großen und kleinen weißen Mauer auf dem Dalwes-

oder Thalwegsberge, der Goldgrube, dem Hühnerkopf, dem Dins- oder Dingsberge, der Zwergmauer ꝛc.

Alle dieſe Vertheidigungswerke gehörten augenſcheinlich zu einem großen Syſtem, deſſen Mittelpunkt der eigentliche Körper des Altring und deſſen bedeutendſtes Außenwerk die Goldgrube war. Die letzte beſteht aus einem 30 bis 40 Fuß hohen Steinwall, den ein ziemlich breiter und tiefer Graben umſchlingt. Der innere Raum dieſes an den Ecken abgerundeten Viereckes hat einen Durchmeſſer von faſt 800 Schritt; er konnte alſo eine anſehnliche Menge Krieger in ſich aufnehmen. Der Eingang iſt auf der Nordweſtſeite. Im weſtlichen Winkel ſcheint eine Feſtung in der Feſtung geſtanden zu haben, eine Art Zitadelle von länglich viereckiger Geſtalt. Gegen Nordoſt zeigt ſich ein Außenwerk. Eine fortlaufende Vertheidigungsmauer zieht ſich ſüdöſtlich den Abhang hinunter, bis zu andern Außenwerken.

Hier würde man alſo eine urdeutſche Feſtung zu erkennen haben, deren möglichſt genaues Studium nicht allein dem Alterthumsforſcher, ſondern insbeſondere auch dem erfahrnen Militär unſerer Tage zu empfehlen wäre. Von dem wahrſcheinlichen frühern Zuſtande der Dinge, kann jemand, der die Gegend nur flüchtig durchſtreift, mithin nur oberflächliche Blicke darauf wirft, ſich unmöglich einen klaren, irgend befriedigenden Begriff machen. Erſt wer längere Zeit in ihr verweilt, die ganze Südoſtſeite der Höhe emſig durchforſcht, den Altring (Altkönig) mit dem Neuring (Nüring oder Königſtein) vergleicht, Neufalkenſtein beſucht, bald gegen Eppſtein, Kronberg und Nieder-Höchſtadt, bald gegen Ober-Urſel, Homburg und Friedrichsdorf die langgeſtreckten Abhänge zur Ebene mehrmals niederſteigt, vermag ſich von dem Vertheidigungsſyſtem der alten Deutſchen und von dem Zuſammenhange deſſelben in der eben angedeuteten Gegend ein möglichſt klares Bild zu geben.

Nachdem dies urdeutſche Vertheidigungsſyſtem gegen die weiter vorgeſchrittene römiſche Kriegskunſt ſich als unwirkſam erwieſen, nachdem die Römer, ſchon unter dem erſten Druſus, des ganzen Taunusgebirgs ſich bemächtigt und über daſſelbe, wie durch die Wetterau, weiter nach dem Innern Deutſchlands vorgedrungen waren, ſcheinen

Digitized by Google

die Ringwälle, Rennwege und die gegen den Main und Rhein gerichteten Außenwerke jener altdeutſchen Bergveſten, mehr und mehr in Verfall gerathen zu ſein. Römiſche Politik und Arbeit mochten wohl auch das Ihrige beitragen zu dieſem Verfall; wenigſtens ſcheinen die Welteroberer hier nicht, wie es die Soldaten des Julius Cäſar und Auguſtus auf dem Hundsrücken gethan, die Ringwälle und andere keltiſchen Befeſtigungen zu dem von ihnen erbauten Limes benutzt zu haben.

Dieſer letzte in hieſiger Gegend, befindet ſich nämlich auf der entgegengeſetzten nordweſtlichen Seite des Taunusgebirgs. Nimmt man die Saalburg, über Homburg vor der Höhe (gelegen neben der von dieſer Stadt nach Uſingen führenden heutigen Landſtraße) als Ausgangspunkt an, ſo erſtreckt ſich einerſeits der Pfahlgraben gegen Nordoſt durch die Wetterau [1]), auf der andern Seite gegen Südweſt und, von Kemel hinweg, gegen Nordweſt durch das Herzogthum Naſſau. In dieſer letzten Richtung beſteht er noch ſehr erkennbar, bald einfach bald doppelt, in einem fünf bis zehn Fuß tiefen Graben und einem drei bis fünfzehn Fuß hohen Erdwall. Wo der Boden nur nackten Fels bot, hat man den Graben nicht beſonders tief in dieſen gebrochen, und den Wall aus trocken zuſammengeſetzten Steinen, zu einer Höhe, die ſich nicht mehr beſtimmen läßt, aufgeführt.

Solche Steinbauten zeigen ſich vorzüglich auf dem weißen Berge, dem Roßkopf und dem Silberkopf, einem faſt in der Mitte zwiſchen dem großen Feldberg und der Saalburg gelegenen, von beiden Punkten eine Stunde entfernten Berge. Hier gewahrt man auch die dem Boden faſt gleich gemachten Trümmer von drei neben einander geſtandenen Thürmen, wovon zwei viereckige und ein runder. Durch die erſten ſcheint ein Weg gegangen zu ſein, und der letzte zur Beſchützung desſelben, oder zu einem anderen Zwecke gedient zu haben. Einige Hundert Schritt weiterhin gegen Morgen, bemerkt man große Steinhaufen, deren Lage andeutet, daß hier ein länglich viereckiges Gebäude, wahrſcheinlich ein großes feſtes Wachthaus, geſtanden habe. Aehnliche

---

[1]) Vergl.: „Zur Urgeſchichte der Wetterau. 1. Der große Pfahlgraben,“ im dritten Bande für 1845, S. 1—29, der n. Weltkunde.

Wachthäuſer und Thürme erhoben ſich auf mehreren anderen Stellen, namentlich an dem Klingenkopf, auf dem Roßkopf und auf dem weißen Berge.

Seitwärts von dem letzten dringt die berühmte weiße Mauer, in der Richtung zwiſchen Obernhain und Wehrheim, in nördlicher Richtung gegen das Innere des Herzogthums Naſſau vor. Augenſcheinlich iſt ſie kein altdeutſches, ſondern ein römiſches Vertheidigungswerk, vielleicht ein gemauerter Gang, vielleicht aber auch nur eine Nachahmung der alten Rennwege, und zwar in der Art, daß ſtatt eines der Natur nachgeahmten Schlucht- oder Hohlweges, hier ein Laufgraben zwiſchen zwei hohen Mauern gebildet war. Die vorhandenen Steinüberreſte ziehen ſich faſt eine halbe Stunde weit in gerader Richtung den Bergabhang hinunter. Sie ſind ſo unförmlich, daß man nur problematiſch folgern kann, von welcher Art Bauwerk ſie herrühren mögen. Hin und wieder ragen zwar noch mehre Fuß breite Grundmauern einige Zoll hoch aus der Erde hervor, aber bald verſchwinden ſie wieder und ſcheinen nicht zuſammengehangen zu haben.

Der Pfahlgraben, welcher nördlich unter der Saalburg vorüberzieht, erhebt ſich allmählig, bald in einfacher, bald in doppelter Linie gegen den weißen Berg, läßt die weiße Mauer (die von ihm ausgegangen zu ſein ſcheint) zur Rechten, ein kleines Kaſtell, unfern des Köhlerborns, zur Linken, und gelangt, vorüber an den Trümmern einiger Thürme und Wachthäuſer, zur Höhe des Silberkopfes, wo die vorgedachten Ueberreſte ſich zeigen.

Der ganze Gipfel des Silberkopfes, wie des Roßkopfes ſcheint übrigens von einem Steinwall umſchloſſen und eine beſondere Feſtung, oder ein befeſtigtes Lager geweſen zu ſein. Leider wird dasſelbe, vorzüglich aber die zuſammengeſetzte Mauer des Pfahlgrabens auf der Weſtſeite des Silberkopfes, von Jahr zu Jahr mehr zerſtört. Die Bewohner der benachbarten Orte holen ſich von hier die zum Bau ihrer Häuſer erforderlichen Steine. Auch das zur Unterhaltung der Landſtraßen und Nebenwege erforderliche Material wird vom Pfahlgraben geholt, und ehe fünfzig Jahre vergehen, werden vielleicht die letzten, davon jetzt noch vorhandenen Ueberreſte verſchwunden ſein.

Ein ſolcher Fall iſt bereits eingetreten bei der großen und kleinen Rendmauer, weſtlich von der Platte, bei Wiesbaden. Die Ueberreſte von langen und hohen, gegen den ſüdöſtlichen Abhang des Bergrückens aufgeführt geweſenen Mauern, die, wie alle altdeutſchen Vertheidigungswerke am Taunus, aus über einander gehäuften Felsblöcken, ohne Mörtelverbindung, beſtanden, ſind, ſo zu ſagen, bis auf den letzten Stein zum Chauſſéebau verwendet worden. Dieſe Zerſtörung, ja gänzliche Vernichtung uralter Bauwerke in einer Gegend, wo es an Steinen nicht gebricht, und wo man ſolche, den Landſtraßen und Ortſchaften viel näher, mit weniger Mühe und Koſten erlangen könnte, läßt ſich durch nichts entſchuldigen. Es entſtehen dadurch große, nicht mehr auszufüllende Lücken in jener merkwürdigen Vertheidigungslinie, welche, vom Rheingau bis zur Wetterau, alle vorſpringenden vereinzelten Höhen und die davon ausgehenden Abhänge des Gebirges durchſchneidet.

Nirgends überſieht man beſſer, in einer ziemlich großen Ausdehnung, den noch erhaltenen Ueberreſt des Pfahlgrabens, als am Mittelberg, auf der von Ober-Urſel und Kronberg nach Anſpach und Uſingen führenden Straße, welche die alte Wehrlinie durchſchneidet. Der vortheilhafteſte Punkt zu dieſer Ueberſicht iſt etwa zehn Minuten oberhalb des Wegweiſers, in der Nähe des Mückeborns. Man ſieht hier den alten Wall und Graben in einer ziemlich graden Linie vom Silberkopf herabkommen, und auf der andern Seite gegen den nordöſtlichen Abhang des großen Feldbergs ſich erheben. Das kleine Kaſtell oder Wachthaus Heidenkirch (das man nicht mit dem größern Kaſtell dieſes Namens, am nördlichen Fuße des kleinen Feldbergs, verwechſeln darf) zeigt ſich in fünf bis ſechs Fuß hohen unförmlichen Steinhaufen, die genau betrachtet ein längliches Quadrat bilden, etwa eine Viertelſtunde öſtlich, nahe an dem vorſpringenden Klingenkopf. Weiter oben, in derſelben Richtung, gewahrt man die trockene Mauer des Pfahlgrabens, die vor einigen Jahren noch über zwölf Fuß hoch war, jetzt aber ſchon nach allen Seiten abgeworfen iſt. Neben ihr erblickt man die Trümmer der vorerwähnten drei Thürme, und ganz oben auf der Höhe die des großen Wachthauſes. Von der trocknen Mauer bis zur weißen Mauer

beträgt die Entfernung ½ Stunde, und von der letzten bis zur Saalburg ¾ Stunden.

In der Richtung gegen den Feldberg hält ſich der Pfahlgraben, aus einem 6 bis 10 Fuß hohen Erdwall, und einem nördlich mit ihm gleichlaufenden wenig tiefen Graben beſtehend am nördlichen Abhang des Berges, etwa 400 Schritt oberhalb der neuen Straße von Ober-Urſel nach Reiſenberg und Glashütten, und 20 Minuten unterhalb des Gipfels des Feldberges. Er durchſchneidet, ſchon mehr abgetreten, die ſumpfige Wieſe zwiſchen dem großen und kleinen Feldberg, auf welcher oben die Weil entſpringt.

Jenſeit dieſer Wieſe, am kleinen Feldberg[1]), 120 Schritt oberhalb des Pfahlgrabens, iſt das größere Kaſtell Heidenkirch. Es beſteht in einem nicht ganz regelmäßigen länglichen Viereck, von 860 Schritt Umfang. Sein gemauerter Wall iſt in einer Höhe von 12 bis 16 Fuß unter einer leichten Erddecke noch eben ſo wohl erhalten, als der gleich tiefe Graben, welcher jenen umſchließt. Beide ſind jedoch, wie das ganze Innere des ehemaligen Kaſtells, mit Geſtrüpp und höhern Bäumen bedeckt, was auch der Fall bei der Saalburg, der Kapersburg und andern größern oder kleinern Kaſtellen am Pfahlgraben iſt. Dieſem Umſtande hat man es auch zu verdanken, daß jene, wenn auch mehr oder weniger unförmlicher, doch noch vorhandene Ueberreſte, bis zu uns gelangt ſind.

Wie in der Saalburg und Kapersburg, hat die Geſellſchaft für naſſauiſche Geſchichtsforſchung und Alterthumskunde, die ihren Sitz in Wiesbaden hat, auch in der ſogenannten Heidenkirche, am kleinen Feldberg, Nachgrabungen veranſtaltet. Im Innern des Kaſtells ſind die Grundmauern verſchiedener Gebäude blos gelegt worden. Nur einige derſelben bieten regelmäßige Formen; andere bilden ſehr unregelmäßige Winkel und laſſen kaum errathen, welches ihre frühere Beſtimmung geweſen. Das Kaſtell lehnt ſich gegen den ſanften Abhang des Berges. Seine Umwallung liegt auf der Nordoſtſeite um 50 Fuß, auf der

[1]) Der kleine Feldberg iſt 270 Fuß niedriger als der große, alſo noch 30 Fuß höher als der Altkönig. Der Glaskopf erhebt ſich bis zu 2070 Fuß ü. M.

Nordweſtſeite nur um 35 Fuß höher, als an den beiden untern Ecken. Das Kaſtell ſcheint zwei Eingänge, einen oben und einen unten, gehabt zu haben. Neben dem untern ſtand über dem Graben wahrſcheinlich ein Thurm, von dem auf der einen Seite die Grundmauer blos gelegt iſt. Das daneben befindliche Loch iſt mit Bruchſtücken altrömiſcher Ziegel, und mit Scherben von rother lemniſcher Erde, wie von gewöhnlichem Thongeſchirr angefüllt.

Vierzig Schritt vor dem Kaſtell, in der Richtung gegen den Pfahlgraben, ſtand ein ziemlich großes Gebäude, vielleicht Wohnung des Befehlshabers und zugleich äußeres Wachthaus, jetzt auf dem Grund und Boden der dem Grafen von Baſſenheim gehörigen Standesherrſchaft Reifenberg, zwiſchen welcher und der herzoglich naſſauiſchen Domäne der untere Graben der Heidenkirche, und ſeine neuere weſtliche Fortſetzung, die Grenze bezeichnet.

Die in dem oben angedeuteten Gebäude bewerkſtelligten Nachgrabungen haben den früher unter der Erde befindlichen Theil desſelben faſt gänzlich zerſtört. Man hat die noch vorhandenen Ueberreſte eines Muſivbodens, und die darunter angebrachte Heizungszurüſtung (welche man lange irrthümlich als zu einem Hypokauston, oder trocknen Schwitzbade, gehörig bezeichnete, die ſich aber bei allen irgend anſehnlichen Gebäuden, ſelbſt wenn dieſe in langer Reihe dicht neben einander ſtehen [1]), vorfinden) ausgebrochen und das Ganze in einen Trümmerhaufen verwandelt. Dieſer beſteht aus zahlloſen Bruchſtücken römiſcher Ziegel, wovon mehre noch Stempel tragen, die jedoch theils durch die Schläge der Werkzeuge unleſerlich gemacht, theils zertrümmert worden ſind. Das beſte von ſolchen Stempeln und Scherben von Terra sigillata, was man hier gefunden, iſt nach Wiesbaden gebracht worden und in der dortigen Alterthümer-Sammlung aufbewahrt. Manches Sehenswerthe befindet ſich jedoch auch noch in Reifenberg,

---

[1]) Eine lange Reihe ſolcher Heizungs-Apparate bot ſich in den altrömiſchen Gebäuden, welche den Platz einnahmen, welche jetzt die ſogenannten Domladen und der ehemalige Biſchofs- oder Keſſelſtadter-Hof, in der Leichhofſtraße und am Höfchen, in Mainz, einnahmen, eben ſo auch in der Ludwigsſtraße und an vielen andern Orten in derſelben Stadt.

in dem Hauſe des dortigen Pfarrers Hannappel, der, als Mitglied der naſſauiſchen Geſchichtsforſchungs-Geſellſchaft, die Nachgrabungen an der in Rede ſtehenden Stelle und in dem Kaſtell Heidenkirch, wo nicht leitete, doch überwachte.

Sehr zu bedauern iſt es jedenfalls, daß die Grundmauern des vorerwähnten Gebäudes nicht bloß gelegt, geſäubert und mit einem Dache bedeckt worden. Leider hat man, wenn man an einer Stelle die Nachgrabungen für beendigt hielt, jene wieder mit Trümmern oder Schutt angefüllt und ſie darunter ſo ganz begraben, daß ſpätere Nachforſchungen ſchwieriger ſein dürften, als die bisherigen es geweſen. Die Fundamente des Gebäudes ſelbſt ſind, ihrer felſenähnlichen Feſtigkeit ungeachtet, theilweiſe eingeriſſen und verunſtaltet worden. Der reiche Grundherr hat für jene wiſſenſchaftliche Nachforſchung nicht das Mindeſte gethan; ſein Verwalter hat, wie man verſichert, ſogar darauf gedrungen, daß der Schutthaufen bald beſeitigt und der Platz wieder geebnet werde, um ihn nach wie vor zum Wieſenbau zu verwenden.

Von der Heidenkirche zieht ſich der Pfahlgraben, immer in weſtlicher Richtung, am Fuße des kleinen Feldbergs, zwiſchen dieſem und der nach Glashütten führenden Landſtraße hin. Er durchſchneidet in gerader Richtung das zwiſchen dem kleinen Feldberg und dem Glaskopf beginnende Thälchen, worin die Ems entſpringt, welche oberhalb Limburg ſich in die Lahn ergießt. Weiterhin entfernt er ſich mehr und mehr von dem nördlichen Fuße des Glaskopfs, wird unterhalb dem Dörfchen Glashütten von der hohen Straße durchſchnitten, die von Höchſt nach Limburg über die Höhe führt, und beharrt ſodann an der nördlichen Abdachung des Gebirgs, ſüdlich von Waldkröftel, Niederroth und Heſtrich, bei welchem letzten Flecken eine noch jetzt die alte Burg genannte, mit Linden bepflanzte große, unregelmäßig viereckige Stelle, auf welcher jedes Jahr ein großer Markt gehalten wird, den Punkt andeutet, wo ein flachliegendes römiſches Kaſtell geſtanden hat. Dies Kaſtell war durch eine Römerſtraße, welche Lenzhahn, Niederhauſen, Naurod, Rambach und Sonnenberg berührte, mit dem Caſtrum zu Wiesbaden verbunden. Weiterhin verfolgt man die Spuren des Pfahlgrabens, vorüber an Dasbach, Eſchenhahn, Orlen, Watzhahn,

Born, Adolfseck, Lindſchied und Kemel, in deſſen Nähe ein Kaſtell ſtand, und von wo er ſich gegen Nord wendete.

Um uns nicht zu weit vom Feldberg zu entfernen, kehren wir zu dieſem zurück. Das Gebirg, deſſen Hauptberg und Gipfel er iſt, wurde, namentlich auf der Strecke zwiſchen der Weil und der Ems, alſo im eigentlichen Feldberg und ſeiner nördlichen Abdachung, im Alterthum, ja bis zum 16ten Jahrhundert, mit dem keltiſchen Namen Dun bezeichnet, den man ſpäter latiniſirte und in Taunus verwandelte. Die Umwohner nennen indeß die ganze Gruppe, welche ſich von der Wetterau bis nach Heſtrich erſtreckt, noch jetzt die Höhe.

Der römiſche Geograf Pomponius Mela bezeichnet den Feldberg als einen der höchſten Berge im ſüdweſtlichen Deutſchland. Das iſt er denn auch, obgleich ſeine abſolute Höhe von 2680 Fuß, im Vergleich mit jener des Feldbergs im Schwarzwalde und des Ballons in den Vogeſen, unbedeutend erſcheint, der viel höhern Alpengipfel gar nicht zu gedenken. Nur von einigen Punkten im hohen Weſterwalde und in der Eifel überragt, iſt der Feldberg, durch ſeine vereinzelte Lage, zu einem Ueberſichtspunkte der weiten Umgegend ganz geeignet. Von allen Seiten leicht erſteigbar, ſelbſt für Wagen zugänglich, deshalb in der ſchönen Jahreszeit ſtark beſucht, iſt es um ſo unbegreiflicher, daß auf ſeinem faſt 10 Minuten langen und 6 Minuten breiten Rücken noch kein gaſtliches Obdach entſtanden iſt.

Zwar hat man, zu dem Zweck eines Gaſthausbaues auf dem Feldberge, Beiträge in der Umgegend deſſelben und in Frankfurt geſammelt, ſie haben jedoch bis jetzt nur die Summe von etwa 1000 fl. eingetragen, welche einſtweilen in der Frankfurter Sparkaſſe angelegt iſt. Die Einwohner von Homburg ſollen ebenfalls für etwa 800 fl. unterzeichnet haben, dieſe Summe iſt jedoch noch nicht einkaſſirt, mithin ſehr problematiſch. Indeß ſchon mit dem alleinigen Vorſchuß von 1000 fl. und der Aufnahme einer ebenſo großen Summe, könnte ein unternehmender Mann immerhin eine Wirthſchaft auf dem viel betretenen Berge beginnen. Während der ſchönen Jahreszeit vergeht bei gutem Wetter kein Tag, wo nicht mehrere Beſucher ſich hier einfinden. Sonntags beläuft ſich die Zahl derſelben manchmal auf einige Hundert. Bei

Volksfeſten, wie die oben angedeuteten, ſtrömen die Umwohner hier tauſendweiſe zuſammen. Viele Wirthshäuſer in der Umgebung des Feldberges dürften alſo eine weniger ſtarke Frequenz und eine viel geringere Einnahme haben, als das auf ihm gelegene. Während der nicht günſtigen Jahreszeit könnte das Haus geſchloſſen bleiben und der Wirth in einem der benachbarten Orte ein Unterkommen finden.

Man verſichert, daß der vorzüglichſte Wirth in Reifenberg, Namens Ungeheuer, ſich erboten habe, im Sommer eine Wirthſchaft auf dem Feldberge zu betreiben, wenn man ihm hier ein Haus baue. Warum aber thut er das nicht ſelbſt mit Hilfe der Vorſchüſſe, die man ihm zur Verfügung ſtellen würde? Es könnte leicht der Fall eintreten, daß ein Anderer ſich des Unternehmens verſicherte; gewiß würde dann der Wirth zu Reifenberg (deſſen ſtändige Wohnung nur ¾ Stunden von dem Gipfel des Feldbergs entfernt iſt) ſich ſelbſt ſehr bedeutende Vortheile entzogen haben.

Die Menſchen ſind mit ihren oft übel verſtandenen Intereſſen manchmal unbegreiflich. Vor etwa vierzig Jahren gab es auf dem vielbeſuchten Rigi noch kein Gaſthaus. Nur mit Mühe, oder durch mitgebrachte ſchriftliche Empfehlung, konnte man ein Unterkommen in einem hölzernen Nebenhauſe des kleinen Kapuziner-Kloſters, bei der Wallfahrtskirche Maria zum Schnee, finden. Niemand war zu bewegen ſich hier häuslich niederzulaſſen und für Reiſende ein gaſtliches Obdach zu öffnen. Da faßte endlich ein Hirt den Entſchluß, Milch, Wein, Kaffee, nebſt Brot und Käſe zu verkaufen. Aus ſeiner kleinen Hütte, welche die Zuſtrömenden bald nicht alle in ſich aufzunehmen vermochte, entſtand das noch jetzt vorhandene Wirthshaus zur Krone.

Da erhoben ſich raſch nach einander die zwar ebenfalls aus Holz gebauten, doch ziemlich großartigen Gaſthäuſer zur Sonne, zum Rößli und zum Schwert, neben denen die Krone als ein unbedeutender Zwerg verſchwindet. Alle ſind vom Mai bis tief in den Oktober mit Beſuchern angefüllt, nächſtdem noch das ganze Jahr hindurch bewohnt. Mehr noch, eine halbe Stunde weiter oben, an dem Wege, der aus dem kleinen Thalkeſſel, worin das Kirchlein Maria zum Schnee liegt, nach Küßnacht und Immenſee führt, wurde das große und hohe Staffel-

Wirthshaus erbaut und bald nachher auf dem Kulm, oder dem Gipfel des Rigi, das Kulm-Wirthshaus, in welchem im Sommer nicht alle Unterkunſt Suchende aufgenommen werden können, wo die Preiſe doppelt ſo hoch als bei Maria zum Schnee und um ein Drittel höher als auf der Staffel und im kalten Bade ſind. Dies letzte, 3/4 Stunden von der Staffel, wie von Maria zum Schnee entfernt, liegt auf der ſüdweſtlichen Schulter des Berges und iſt ebenfalls mit Gäſten angefüllt. Die Eigenthümer aller dieſer Gaſthäuſer ſind ſehr wohlhabende Leute geworden, obgleich der Hauptzufluß von Fremden nur zwei Monate dauert, nämlich Juli und Auguſt, während im Juni und September nur eine mittelmäßige Frequenz angenommen werden kann, und im Mai, wo noch Schnee liegt, wie im Oktober, wo wieder neuer Schnee fällt, nur die Umwohner, theils zu frommen Zwecken, theils ihrer Geſchäfte wegen, den Rigi erſteigen.

Sollte nun, was bei dem Rigi ſich verwirklicht hat, nicht auch bei dem Feldberge in Erfüllung gehen? Sein leicht zugänglicher Gipfel, zu dem man mit jedem Fuhrwerk gelangen kann, und der nur einige Stunden von Frankfurt, Homburg, Wiesbaden und Mainz entfernt iſt, den man ohne Mühe in einem Tage ſelbſt aus entfernteren Städten, wie Mannheim, Heidelberg, Worms, Darmſtadt, Aſchaffenburg, Hanau, Gießen, Wetzlar, Limburg ꝛc. erreichen kann, würde, wenn ein Gaſthaus auf ihm ſtände, gewiß zehnmal ſtärker beſucht werden als bisher. Denn nicht allein das bloße Vergnügen einer Land- und Bergpartie, verbunden mit einer weithinreichenden, mannigfaltigen Ausſicht, und dem Vergnügen einer größeren Vereinzelung, als das Werktagsleben der Städte und Dörfer zuläßt, verbunden auch anderſeit, je nach dem vorwaltenden Geſchmack, mit den Genüſſen der Muſik, des Tanzes, des Turnens, und endlich eines kräftigen Appetits, werden zahlreiche Beſucher nach dem Feldberg führen, auch die vorrömiſchen und römiſchen Ueberreſte von zwei ſich faſt berührenden, doch ſehr verſchiedenen Wehrlinien und Grenzfeſtungen, würden den wiſſenſchaftlich Gebildeten nach dem Feldbergs-Gaſthauſe führen, und ihn zu längerem Aufenthalte in demſelben vermögen.

Träfe ein umſichtiger Wirth die Veranſtaltung, daß in ſeinem

Gaſthauſe auch eine Molken= oder Mineralwaſſerkur gebraucht werden könnte, ſo dürfte er, wenigſtens für die Dauer des Sommers, auf ſtändige Gäſte ſich Rechnung machen. Wie leicht würde es ihm ſein, ſtets friſches Mineralwaſſer von Homburg, Kronthal, Soden, Weilbach, Nauheim, Großkarben und Selters vorräthig zu haben. Ein Viehſtand von 6 oder 8 Kühen und einigen Ziegen, würde ihm die Mittel gewähren, immer ſüße und ſaure Milch, Butter, Käſe und Molken in Ueberfluß zu haben. Die warmen Ställe könnten nebenbei zu Kuren eingerichtet werden, wie es auf dem Weißenſtein bei Solothurn, auf dem Gübris bei Gais und an mehreren andern Orten der Fall iſt. Geſellte ſich zu dem Allen eine freundliche, ſchnelle und möglichſt billige Bedienung, fände man hier ein gutes Glas Trauben= und Apfelwein, vielleicht auch Bier, nebſt guten, einfachen und nahrhaften Speiſen, reinlichen Zimmern und guten Betten, ſo würde der Feldberg nicht allein an Sonn= und Feiertagen, ſondern von den höheren Ständen auch während der Woche häufig beſucht werden und oft mehrtägige, ja ſelbſt mehrwöchentliche Gäſte haben.

Der Gipfel, oder vielmehr der breite Rücken des großen Feldberges iſt nicht eben, ſondern leicht gebogen. Die Senkung deſſelben iſt kürzer, zugleich aber allmäliger in den ſanften Abhang ſich verſchmelzend, auf der Südſeite, gegen den kleinen Feldberg und gegen Königſtein, als auf der Nord= und Nordoſtſeite gegen Wehrheim und Homburg. Die Weſtſeite gegen Reifenberg fällt ſteiler ab, als die beiden vorbezeichneten, ebenſo die Oſtſeite gegen Ober=Urſel.

Dieſer wie geſagt, etwa 10 Minuten lange und 6 Minuten breite Rücken trägt keinen Baum, keinen Strauch. Er iſt durchgehend, mit Ausnahme einiger wenigen Stellen, wo der nackte Fels zu Tage geht, mit kurzem Raſen bedeckt. Seine einzige eigenthümliche Naturmerkwürdigkeit beſteht in dem ſogenannten Brunhildeſtein, oder dem Brunhildebette, einem etwa 15 Fuß hohen und 60 Fuß im Umfang meſſenden, zerklüfteten Quarzblocke. Er liegt nicht auf dem höchſten Punkte des Bergrückens, ſondern hart an dem nördlichen Abhange, gegen Wehrheim. Als vereinzelter Gegenſtand auf dem übrigens einförmigen Rücken des Berges, wird er häufig beſtiegen, und bildet in der That

eine natürliche Warte, welche faſt die zwei Drittel des Geſichtskreiſes beherrſcht. Dieſer Brunhildeſtein wird in Urkunden 812, 1043 und 1222 genannt. Er diente früher als Grenzpunkt, eine Wichtigkeit, die er jetzt nicht mehr hat, da die Grenze zwiſchen dem Herzogthum Naſſau, der Landgrafſchaft Heſſen-Homburg, und einem vereinzelten Gebietstheile der freien Stadt Frankfurt ſich gegenwärtig auf dem höchſten Punkte des Berges befindet.

Etwa 8 Minuten unter dieſem Felsblock quillt, am öſtlichen Abhange des Berges, der Brunhildeborn. Er iſt die dem Gipfel am nächſten hervorbrechende Quelle. Ihr Waſſer iſt etwas matter, doch beſſer, als das der Weilquelle, zwiſchen dem großen und kleinen Feldberg, die ¼ Stunde vom Gipfel des erſten entfernt iſt, und deren Waſſer einen etwas moorigen Nachgeſchmack hat. Der Brunforſt, der früher auf dem Feldberge ſtand, iſt längſt verſchwunden, dagegen iſt auf dem zu Naſſau gehörigen Theile ſeines Rückens und ſüdlichen Abhanges ein junger Fichten- und Tannenwald angelegt worden, der nach zehn Jahren wohl erquickenden Schatten bieten dürfte. Die Nothwendigkeit des Schattens ſpürt man an warmen Sonnentagen nirgends mehr, als oben auf dem Feldberge. Nur ſehr unvollkommen, auf einem beſchränkten Raume, findet man ihn auf der Nordſeite des Brunhildefelſens, inſofern man nicht 8 oder 10 Minuten abwärts gegen Reifenberg gehen will, wo der Wald beginnt der vom Pfahlgraben durchſchnitten wird.

Laut der Sage, welche ſich an den Brunhildeſtein knüpft, hätte eine, ihrer Grauſamkeit wegen von ihrem Volke vertriebene Königin, des Namens Brunhilde [1]), ſich in die altdeutſche Veſte auf dem Altring zurückgezogen, hier ſich ein Schloß gebaut und den Verfolgungen ihrer Feinde Trotz geboten. Von denſelben jedoch immer härter bedrängt, hätte ſie jeden Tag ſich auf den großen Feldberg begeben, und von dem nach ihr benannten Stein nach Hilfe ſich umgeſehen.

Sollte die Stelle in den Nibelungen (1809—1813), worin die

[1]) Vielleicht die Brunhilde von Worms, welche in der Sage von den Nibelungen eine ſo traurige Rolle ſpielt.

Rede von einem groſsen und ſchweren Stein iſt [1]), wirklich ihre Anwendung auf den Brunhildeſtein des groſsen Feldbergs finden, ſo würde jene Königin keine andere ſein, als die eben ſo wohl durch ihren überlegenen Verſtand, als durch ihre Herrſchſucht ausgezeichnete Gemahlin König Siegberts I., die eines zehnfachen Familienmordes ſich ſchuldig machte und im Jahre 613 ein ſchreckliches Ende fand. **M—n.**

Staatswirthſchaft.

Das Poſtweſen in Preuſsens Marienburg erfunden und zuerſt eingeführt.

Gerade 200 Jahre vor Ludwig XI., König von Frankreich, der irrthümlich als Urheber der Poſten geprieſen wird, und 252 Jahre früher, als Deutſchlands Kaiſer Maximilian I. ſeinem Günſtling Franzisco de Taſſis geſtattete, eine Anſtalt zum ſchnellen und wohlfeilen Brieffenden von Brüſſel durch Süddeutſchland nach Wien und Rom zu errichten, da bildete ſich ſchon im J. 1276 zu Marienburg, im jetzigen Königreich Preuſsen, in keinem andern Lande unſerer Erde, der Stoff, aus welchem das Poſtweſen hervorging, wenige Jahrhunderte nachher in ganz Europa ſich verbreitete, und in den Grundformen faſt noch ſo beſteht. Wohl zu beachten, von Deutſchen, und zwar von den Marianer- oder deutſchen Ordensrittern ſind die Anſtalten, nun Poſten genannt, erfunden und eingeführt worden.

Der groſse Umfang des Ordensgebiets, die Brieffendungen zwi-

[1]) Die Brunhilden ſterche viel groslichen ſchein:
man truch ir zu dem ringe (Ringwall) einen ſwoeren ſtein,
gros und ungefuge, michel und ſinwel;
in trugen chöme zwelve der Helden chune unde ſnel.
Den warf ſi zallen ziten, ſo ſie den ger verſchos.

ſchen dem Ordens-Konvent, ſeinem Heermeiſter in Venedig und den auswärtigen Fürſten, die Entlegenheit vieler Comthureien vom Haupt-Ordenshauſe, auch der gegenſeitige Briefwechſel der Ordensmänner und Ritter unter ſich und mit den Bekannten und Freunden in Deutſchland und Italien, dies zuſammen machte nun eine ſichere, feſte Anſtalt nöthig, die Briefe zu befördern.

Und eine ſolche Anſtalt ward gleich nach der Einweihung jener Ordensmeiſter-Burg, 1276, eingeführt, die, wunderbar, gleich bei ihrem Entſtehen und der allgemeinen Theilnahme, in der Hauptſache unſern nun ausgebildeten Poſten ſehr ähnlich war, wie die in den Archiven der Regierung zu Königsberg in Preußen befindlichen Originalſchriften und Rechnungen des vormaligen Haupt-Ordenshauſes zu Marienburg und deſſen Comthureien überzeugen.

Poſt-Anſtalten.

In der Vorburg (dem Vorhofe) eines jeden Ordenshauſes waren, außer den Wirthſchaftsgebäuden, die Wohnhäuſer der hohen und niedern Beamten und der Dienerſchaft.

Für die Briefverſendungen (nun Poſten genannt) waren beſtimmt:

a) Der Wything, Ordens-Stallmeiſter (und Poſtmeiſter im eigentlichen Sinn) führte, als erſter und Hauptbeamte, die Aufſicht auf die auswärtigen Geſchäfte; er wurde nur zu den höchſt wichtigen Verſendungen und Beſtellungen gebraucht, ritt als Stallmeiſter bei Feierlichkeiten dem Hofmeiſter und den Gebietigern vor (wie noch jetzt bei großen Hoffeſten die Stallmeiſter dem Gallawagen der Königin und Prinzeſſinnen), — beſorgte die Briefverſendungen und Abfertigung ꝛc. der Briefjungen, beaufſichtigte den Brief-Pferdeſtall, erhielt einen förmlichen Ambtsbryff (Beſtallung) und ein jährliches Gehalt — in den Rechnungen ſtets lon (Lohn, Löhnung) genannt — in ſpäterer Zeit 400 Mark, jede zu 2 Dukaten nach heutiger Währung.

b) Die Briefjongen (Briefjungen, jetzt Poſtillone) mußten, als alleiniges Amt, mit den empfangenen Briefbunden — dieſe in einem linnenen Tragebeutel (Bryffſack), wie unſere Briefbeutel, ver-

wahrt — bis zum nächſten Ordenshauſe reiten, jene abliefern und die daſelbſt vorhandenen Briefpakete zurückbringen, auch mußte jeder Jonge ſeines Pferdes warten. Sie hatten eine anſtändige Wohnung, denn die hohe Dienerſchaft der beſuchenden Gebietiger aus Deutſchland und der durchreiſenden Fürſten und Standesherren wurde bei ihnen einquartirt.

Unter der Benennung Jongen (Jungen) wurden die Diener der erſten Klaſſe verſtanden, und darum iſt in den Rechnungen das Lohn der Konvents-, Bryff-, Rempter- ꝛc. Jongen durchgehends abgeſondert von dem Lohn des Geſindes, dies durch das Wort Knecht bezeichnet, als: Fiſch-, Pferde-, Stall-, Garten-Knecht ꝛc.

Sie waren in blaues Tuch — wie gegenwärtig noch alle Poſtillons im preußiſchen Staat — gekleidet, laut der Rechnungen, z. B. „xvi halbe bloe Engeliſch laken vor de bryffjongen" (16½ Ellen Tuch [laken] für die Briefjungen).

c) Der Bryffſtall. Jeder Wything hatte in ſeiner Wohnung ein beſonderes Zimmer, welches der Bryffſtall (Brief- jetzt Poſtſtube, Poſt-Expedition) benannt wurde, in welchem er ſeine Amtsſchreibereien beſorgte und die Briefjungen abfertigte und annahm.

Bei der damaligen Beſchränktheit der Sprache galt der Ausdruck Stall als allgemeine Bezeichnung, ſtatt Gemach, Stube, Zimmer (damals noch unbekannte Namen), alſo hier: Briefſtube, Brief-Expedition. Denn man muß doch annehmen, daß ein Wything — der vornehmſte Beamte, gleich nach den Rittern folgend, mit den Edeln des Landes im gleichen Range und 8000 Dukaten jährlichen Gehalt — ſeine Amtsgeſchäfte nicht in einem Stalle (nach heutigem Sinne) verrichtet habe.

d) Bryffſwoyken. Swoyke heißt Pferd, folglich waren ſie die beſondern Pferde, nur allein für den Briefdienſt (Poſtdienſt) beſtimmt. Die Ausgabe für dieſe und die Bryffſwoykenſtälle ſtehen in den Rechnungen ſtets abgeſondert von den für die andern Reit- und Arbeitspferde aufgeführt, auch überall mit der Vorbenennung: Bryff, zur Unterſcheidung, bezeichnet. Z. B. Item v mrk (5 Mark oder 10 Dukaten) vor eine ſwoyke in den Bryffſwoykenſtall. — Item vllt mrk

vor eyne ſwoyke in den Bryffſwoykenſtall von Tymo von Graudenz gekowfft. (Desgleichen 8 Mark — 16 Dukaten — für ein Pferd in den Poſtſtall von Tym in Graudenz gekauft.) Mit dem Worte „Item" fängt jeder Rechnungsſatz an, wie gegenwärtig mit „Desgleichen."

e) Dienſtgeſchäft. Die Briefe wurden in ein Buch (jetzt Manual genannt) eingeſchrieben, jeder mit einer Nummer nach ſeiner Reihefolge bezeichnet, und neben die Aufſchrift (Adreſſe) eines jeden die Zeit der Aufgabe und des Abſendens vom Ordenshauſe genau bemerkt, folglich ganz ſo wie in unſern Briefkarten und Stundenzetteln. Ueberall unterwegs an jedem Ordenshauſe ward daſſelbe Geſchäft des Einſchreibens und Abfertigens beobachtet. Eine Menge ſolcher bezeichneten, im Archiv noch aufbewahrten Briefe und mitgegebenen Briefkarten und Stundenzettel aus jener Zeit, überzeugt unwiderlegbar von dem Verfahren.

Die Briefjungen zu Pferde brachten die Briefbunde in einem umgehängten linnenen Beutel (Bryffſack) wohl verwahrt bis zum nächſten Ordenshauſe des Kourſes, von dieſem gingen die weitergehenden Briefe durch einen andern Briefjungen auf einem friſchen Pferde weiter, und ſo fort und fort, in jedem Ordenshauſe Reiter und Thiere wechſelnd, bis zum letzten oder Beſtimmungsorte des Schreibens.

Man verkennt gewiß nicht in dieſer Einrichtung, und zwar in deren einzelnen Theilen:

den Wything als heutigen Poſtmeiſter, — in jedem Ordenshauſe war ein ſolcher;

die Briefjoungen als unſere Poſtillone;

den Bryffſtall gleich den jetzigen Brief- oder Poſtſtuben;

den Bryffſwoykenſtall, jetzt Poſt-Pferdeſtall oder Poſthalterei, — in jedem Ordenshauſe war ein ſolcher;

das blaue Tuch als Dienſtkleidung der Briefjoungen und noch gegenwärtig die der preußiſchen Poſtillone;

die Stationen oder Poſtillon- und Pferdewechſel in jedem Ordenshauſe;

die Benennung „Bryff" als ausdrückliche Bezeichnung der für die-

ſen (Poſt=) Dienſt nur allein beſtimmten Perſonen und Pferde,

beſonders als wichtig und entſcheidend:

das oben umſtändlich erklärte Expeditions=Geſchäft in der Hauptſache übereinſtimmend mit der jetzigen Weiſe im Poſtfach.

Dies zuſammen beweiſet die höchſte Aehnlichkeit, faſt Gleichheit, mit unſerm Poſtweſen, und ſomit iſt die Erfindung und Stiftung des Poſtweſens von Deutſchen, den Marianer= oder deutſchen Ordensrittern, im Jahr 1276 zu Marienburg in Weſtpreußen beglaubigt und begründet, mithin Jahrhunderte vor Ludwig des XI. Kurierverſendungen und der Einführung der Taxisſchen Poſten. **M. N.**

Literariſche Korreſpondenz aus dem Oſten Preußens.

Bürgerliche Freiheit. Meereshoffnungen. Noth in Preußen. Danzig ruſſiſch. Amerika in Weſtpreußen. Seebad Kahlberg.

Wie es mit unſrer bürgerlichen Freiheit hier ſteht, das lehrt am beſten die Aufhebung der Bürgergeſellſchaft zu Königsberg, die urplötzlich durch Miniſterialbefehl geſchah. Die unmittelbare Urſache dazu ſoll ein unſchuldiger Aufſatz des Bierbrauer Götz gegeben haben, den derſelbe in der Geſellſchaft vortrug. Er betraf das Thema: „Bier iſt Gift," und das Merkwürdige dabei iſt, daß er unmittelbar darauf unter preußiſcher Cenſur gedruckt wurde. Die freie Entwicklung eines bürgerlichen Gemeinlebens ſcheint nur in conſtitutionellen, nicht aber in abſolut monarchiſchen Staaten zuläſſig zu ſein. Der Verein zu Königsberg erfreute ſich eines kräftigen Aufſchwungs und hat in vielfacher Hinſicht, trotz ſeines kurzen Beſtehens, Gutes erwirkt. Er

zählte Mitglieder aus allen Ständen, darunter viele gefeierte Männer der Univerſität, wie Lobeck und Burdach, und durch ihn iſt der Sinn für ein freiſinniges Gemeindeleben in Preußen in hohem Grade angeregt worden, ſo daß nicht zu erwarten ſteht, daß der gute Geiſt, von welchem die Mitglieder deſſelben erfüllt und beſeelt waren, durch einen Windſtoß ſchon verweht werden könne. Auffallend aber bleibt's, daß bei der Aufhebung dieſer Bürgergeſellſchaft das Militär unter das Gewehr gerufen und ſcharfe Patronen an ein Bataillon Soldaten vertheilt worden. Die Bürger haben deshalb eine beſondere Beſchwerde an den König abgehen laſſen. Jetzt hat ſich die Geſellſchaft in ein Tabakskollegium umgewandelt. Die regelmäßigen Verſammlungen ſind durch die beſchränkte Oeffentlichkeit nur noch anziehender geworden. Der Verein beſitzt noch eine Büchersammlung, einen baaren Fond, auch ein eignes Liederbuch voll kerniger Geſänge. Aehnliche Vereine haben ſich nach dem Beiſpiele des Königsberger gebildet, nicht nur in Danzig, Elbing und den größeren Städten, ſondern ſelbſt in kleinen Provinzialörtern, wie z. B. im maſuriſchen Grenzſtädtchen Lyk. — Mit großem Beifalle wird auch das in Königsberg herauskommende oſtpreußiſche Bürgerblatt aufgenommen. Wohl keine Stadt in Altpreußen dürfte ſein, die nicht Abonnenten für dieſes Blatt zählte. Es verdient aber auch dieſen Beifall: denn wackere, ehrenwerthe Männer arbeiten an ihm. Eine ähnliche Tendenz zeigt Berthold's Flagge, die in Danzig in zwangloſen Heften erſcheint als ein Volksblatt im wahren Sinne des Wortes und überreich iſt an köſtlichem Humor. Durch ächten Bürgerſinn und edeln Liberalismus zeichnet ſich auch der Elbinger Anzeiger aus. — Der Univerſitäts-Senat zu Königsberg hat gegen die Miniſterial-Verfügung remonſtrirt, nach welcher Beamte ihre öffentlich zu haltenden Vorträge zuvor der Cenſur ihres nächſten Vorgeſetzten unterwerfen ſollen, und der dortige Magiſtrat proteſtirte gegen eine Miniſterial-Beſchränkung in kirchlicher Hinſicht. Derſelbe hatte nämlich die Domkirche der neukatholiſchen Gemeinde zu ihrem Gottesdienſte zugeſtanden, wogegen die Regierung ihm auf höheren Befehl die Befugniß einer ſolchen Bewilligung abſprach, obwohl die Kirche ſtädtiſchen Patronates iſt. Bereits erfolgte der Beſcheid, daß

daſ gedachte miniſterielle Reſcript keinen Befehl, ſondern nur einen Wunſch habe enthalten ſollen. — Intereſſant iſt folgendes Gedicht, das der zu Königsberg gehaltenen Synode der Geiſtlichen, die eine neu-einzuführende Kirchenordnung beabſichtigte, eingereicht wurde:

Bewahr' uns, Herr, zu jeder Zeit
Vor der erzwungnen Frömmigkeit.
Und laß uns Deinen heiligen Namen
Aus freiem Antrieb preiſen. Amen.

Lebhaft beſchäftigen zur Zeit die Gemüther hier Meereshoffnungen, die Umgehung des Sundes und der Traum von einer deutſchen Flotte. Wird die geiſtig wieder ins Leben gerufene Hanſa ihre ſtolzen Segel auch von hier aus noch einmal über das Weltmeer führen? — Schwerlich, ſchwerlich! — Stettin erhebt ſich durch ſeine glückliche Lage in der Mitte unſres Staates und durch ſeinen Rückhalt an reiche Nachbarprovinzen: — es kann, wenn der Sund frei wird, zu anſehnlicher Bedeutung aufblühen; — die preußiſchen Seeſtädte haben dieſe Ausſicht nicht: denn ihnen fehlt der Rückhalt am Lande. Danzig, dieſe ſchöne Ruine des reichen Mittelalters, wird nie mehr das werden, was es geweſen. Es iſt das deutſche Venedig in mehr als einer Beziehung. Ihm gegenüber, im Oſten vom friſchen Haffe, trauert des Landes Hauptſtadt Königsberg noch mehr über den Verfall als Handelsſtadt. Nur noch einen Anhauch von der früheren reichsſtädtiſchen Herrlichkeit gewährt ſie in der Nähe des Pregels ſelbſt; anderwärts iſt er völlig erblaßt. In dem zwiſchen beiden gelegenen freundlichen Elbing ſcheint der Handelsdruck noch nicht ſo empfunden, als in Danzig und Königsberg: in der Mitte ſeiner reichen Niederung hat es beſſere Conjuncturen machen und abwarten können; — aber ſeine frühere Bedeutung wird auch Elbing nie wieder gewinnen! etwas Abgeblühetes läßt ſich nicht ſo leicht wieder herſtellen! — Dagegen hat Marienburg die nächſte Hoffnung ſich zu heben und einmal durch die bewerkſtelligte Eiſenbahn, dann aber auch durch die beſondere Munificenz des Königs, der das Schloß der Stadt, dieſe herrlichſte Ruine der Ritterzeit, dazu beſtimmt hat, alle Antiquitäten Preußens aus der Zeit

des Ordens her in ſich aufzunehmen. Der Architekturmaler Gemmel, ein geborner Oſtpreuße, iſt dazu beauftragt worden, die Anſichten von allen alten Burgen, Kirchen und ſonſtigen Ruinen in Oelgemälden darzuſtellen, um daraus für die ehrwürdige Hochmeiſter-Reſidenz eine Gallerie zu ſchaffen. Dies wäre ein Grund mehr, die Marienburg zu einem großen Wallfahrtsorte für Archäologen, Kunſt- und Vaterlandsfreunde zu machen.

Der Durchbruch des Nogatdammes bei Schönau, eine halbe Meile oberhalb Marienburgs, iſt erſt ſeit Kurzem wieder hergeſtellt worden, und die lange Dauer der Ueberſchwemmung von den traurigſten Folgen für das ſonſt ſo blühende Werder geworden. Die ganze Nogatinſel, mit Ausnahme weniger Ortſchaften, etwa 9 Quadratmeilen, ſind von der furchtbaren Waſſer-Calamität betroffen worden. Noch lange nicht waren die Wunden vernarbt, welche das gleiche Unglück im Jahre 1839 ſchlug. Das Dorf Schönau, deſſen blühende Fluren damals zum größten Theile verſandet wurden und von denen bisher nur kleine Strecken mit großer Mühe und bedeutenden Koſten der Kultur haben wiedergewonnen werden können, daſſelbe unglückliche Dorf lag abermals dem erſten Andrange der verheerenden Fluten ausgeſetzt, die Gebäude des Dorfes ſtürzten ein, und die damals verſchonten Flächen ſind jetzt in eine, meiſt für immer unfruchtbare Sandwüſte verwandelt worden. Ein großer Theil der überſchwemmten Gegend kann nun, wo der Bruch gefangen worden, erſt durch Schöpfmühlen, im glücklichſten Falle zum Herbſte, vom Waſſer befreit werden. Auch iſt die Chauſſee, die von Dirſchau nach Marienburg führt, auf einer Strecke von einer halben Meile total zerſtört und von der Strömung an 20 Fuß tief ausgehöhlt worden. Die Noth in dieſem Werder iſt um ſo größer, als ſchon im vorigen Jahre die ungünſtige Witterung bereits den Gewinn an Getreide, Gartengewächſen und Viehfutter faſt ganz vernichtet hatten. Der Tagelöhner, nahrungslos und ohne Gelegenheit zur gewohnten Beſchäftigung, mußte ſchon den ganzen ſtrengen Winter hindurch unterſtützt werden. Sehnſüchtig harrte jeder des Frühlings, der wieder Arbeit bringen, das mit dem verdorbenen Heu nur vor dem Hungertode gerettete Vieh endlich wieder auf die ſonſtige fette

Weide führen ſollte; — jetzt kann auch in dieſem Sommer nichts gewonnen werden, und auch für dieſes Jahr fehlt nun das Futter für den Viehſtand; die Hauptnahrungsquelle der Werderaner. Um dieſe Niederung künftig vor Ueberſchwemmungen zu ſichern, wird nun ein höchſt großartiges Waſſerbauwerk in der Nähe von Elbing zur Ausführung kommen. Es ſoll nämlich die Nogat an der Montauer Spitze zugedammt und weiter unterhalb mittelſt eines durch Eisbrecher geſchützten Kanals wieder mit der Weichſel in Verbindung geſetzt werden, damit die den Strom herabkommenden Eismaſſen nicht mehr in die Nogat dringen, ſondern ihren Abzug gefahrlos durch die Weichſel nehmen. Die auf ungefähr vier Millionen Thaler veranſchlagten Baukoſten, ſollen zum Theil durch freiwillige Beiträge der anwohnenden Beſitzer aufgebracht werden. — Noch ſchrecklicher als im Nogatwerder iſt die Noth in Littauen und Maſuren, beſonders in letzterer Provinz, wo ſie zu einer förmlichen Hungersnoth ſich geſteigert hat. Auf das Kräftigſte thätig zeigt ſich die Fürſorge der Regierung, um dieſem Elende hier Abhülfe zu leiſten. So werden aus Pommern Kartoffeln, aus Rußland Getreidelieferungen und ſogar aus Frankreich Heuanfuhren ununterbrochen betrieben. Für die maſuriſchen Kreiſe Lyk, Oletzko, Johannisburg und Goldap ſind allein für Getreidelieferungen 200,000 Thlr. verausgabt und nach Rußland geſandt worden. Doch treten viele Hinderniſſe der preußiſchen Regierung dabei entgegen durch die bekannte Corruption der ruſſiſchen Beamten. Gleichwohl wird der hieſige Sommer ſchwerlich im Stande ſein, die durch die vorjährige Noth entſtandenen Verluſte einigermaßen zu erſetzen. Der lange und ſtrenge Winter hat zu viel vernichtet. Die Winterſaat iſt ausgetreten, ebenſo die Obſtbäume der meiſten Gärten oder zum Wenigſten ſind deren Blüthenknospen durch den Froſt verloren gegangen. Auch haben die Binnenpächter einen großen Schaden erfahren und an Saatkartoffeln fehlt es ganz. Brod gehört zu den größten Leckerbiſſen, die man zur Zeit dort haben kann. — Deutſche Auswanderer, die aus Sucht zur Veränderung ſich veranlaßt fühlen, ihre Heimath zu verlaſſen, würden ſicher ihr Glück in Weſtpreußen machen und im Danziger Regierungsbezirke ein zweites Amerika finden. Der ganze nordweſt-

liche Theil Weſtpreußens, die Kreiſe von Neuſtadt, Carthaus, Behrendt und Stargardt ſind nämlich mit Waldung bedeckt, in welcher aber viele Quadratmeilen nur mit Geſtrüppe von Eichen und Buchen bewachſen ſind, woraus wohl niemals ein Wald aufwachſen dürfte, wenn man nicht den Wurzelausſchlag ausrodet und den Boden neu bepflanzt. Dann wären aber die Ausrodungskoſten nebſt Zinſen der Anpflanzung bis zur Fällbarkeit des neugepflanzten Hauſes größer als der Werth des Grund und Bodens ſammt dem Holzbeſtande. Die lüderliche Wirthſchaft unter polniſcher Oberhoheit, Kriegsjahre und Mangel an hinreichender Aufſicht, haben dieſe Waldungen total ruinirt, und es iſt ein wahrhaft trauriger Anblick, weite Flächen im Walde meilenlang nur mit Geſträuch bewachſen zu ſehen, und zwar ſo dicht verwachſen, daß unter ihm das Vieh nur die ſpärlichſte Nahrung findet. Doch zeigt die Art des Laubholzes ſowohl als die Beſchaffenheit des Bodens, daß letzterer gute Beſtandtheile hat und ein fruchtbares, ja herrliches Ackerland liefern müßte, wenn er erſt cultivirt würde. Hier wäre nun Raum genug für ganze Colonien von Auswanderern, die ein innerer Trieb zur vergrößerten Thätigkeit aus Deutſchlands Gauen forttreibt, und es iſt auffallend, daß die Staatsbehörden nicht ſolchen Auswanderungsluſtigen längſt dieſe unbenutzten Waldſtrecken angetragen haben. Hier in Weſtpreußen fänden ſie ein lohnenderes Feld ihrer Thätigkeit, als in dem fernen unbekannten Amerika, deſſen Intriguen und Betrügereien ſie nicht kennen und bei ihrer deutſchen Ehrlichkeit zu durchſchauen gar nicht gewachſen ſind. Und ſelbſt wenn dieſe vom Staate nicht benutzten Flächen noch nicht zur Befriedigung deutſcher Auswanderungsluſt dienen ſollten, ſo ſcheint es doch wünſchenswerth, ſie wenigſtens nutzbar zu machen und irgend welche Anſiedler dafür zu gewinnen, damit ſie dem Staate doch wenigſtens etwas einbringen. Es iſt wirklich niederſchlagend, in einem wohlverwalteten Staate, wie Preußen, ſolche Wüſteneien noch liegen zu ſehen, auf welchen Tauſende von Bauerhöfen Platz hätten, und daher ſollte man ernſtlich daran denken, dieſe ſchlechten Flecken aus der ſonſt ſo blühenden Provinz fortzuſchaffen und in fruchtbare Fluren zu verwandeln, wie ſie zur Freude jedes Reiſenden die benachbarte Gegend von Danzig und die angrenzende Weichſelniederung zeigen.

Daß Danzig ruſſiſch geworden, dürfte Manchem neu ſein. Ein Kaufmann aus Odeſſa, von Geburt ein Danziger, doch ſeit vierzig Jahren ruſſiſcher Unterthan, war nach langer Zeit einmal wieder nach Danzig gekommen. Er wunderte ſich nicht wenig, hier in ſeiner Vaterſtadt Alles im alten Gleiſe und in ſo großer Zufriedenheit zu finden. Als man ſich über ſein Verwundern verwunderte und nach der Veranlaſſung ſeines ſonderbaren Staunens fragte, ergab es ſich, daß der gute, nach Rußland verſchlagene Mann bei Erblickung des neu-uniformirten Militärs mit ſeinen Pickelhauben und Waffenröcken geglaubt hatte, das ſei fremdes Militär, und ſeine Vaterſtadt Danzig, während ſeiner Abweſenheit in Odeſſa, auch ſchon von Rußland occupirt worden. Daher ſein Staunen.

Im benachbarten Polen, welches ſich jetzt in einem ähnlichen Nothſtande befindet als Maſuren, machen die großartigen Getreideunterſtützungen, die nach Preußen gehen, die lebhafteſte Senſation. Mit welchen Gefühlen die Polen dieſe Zufuhren durch ihr Land transportiren ſehen, läßt ſich nicht beſchreiben, da für ſie ſelbſt bis jetzt ſo gut wie nichts geſchehen war und erſt neuerdings 60,000 Rubel zum Ankaufe von Getreide der warſchauer Regierung angewieſen worden ſind. Die Getreidevorräthe ſind jedoch für Preußen bereits weggekauft, und wenn wirklich für dieſe Summe aus fernen Gegenden noch etwas beſchafft wird, ſo erhält der Arme wohl nur ſehr wenig davon. Alles iſt daher dort mit hoher Achtung für Preußen erfüllt und insbeſondere für den menſchenfreundlichen edeln Sinn des Monarchen.

Czerski's Ankunft in Königsberg erregte die allgemeinſte Theilnahme. Die Profeſſoren Dr. Gebſer und Dr. Burdach, Männer, deren Ruf als edeldenkende Beförderer wahrer Humanität wohl den ſchönſten Klang hat, fuhren demſelben eine Meile entgegen, um, wie ſie ſelbſt ſich ausdrückten, einen gleichgeſinnten Kämpfer der Wahrheit zu begrüßen.

Das auf der friſchen Nerung gelegene Seebad Kahlberg, Elbing gegenüber, hebt ſich von Jahr zu Jahr mehr und gehört ohne Zweifel zu Preußens ſchönſten Seebadeörtern. Es iſt eine Kolonie der Elbinger. Die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft hat hier mitten im Dünen-

ſande ein anmuthiges Schweizerdorf gegründet. Reiche Privatleute bauten ſich an, mittelalterig und modern. Gartenanlagen, Springbrunnen, exotiſche Gewächſe, und eine Terraſſe aus Granitſteinen, die erſt, wie die Gartenerde, von weither hergebracht werden mußten, geben dem Ganzen etwas Feenmährchenartiges. Noch will es freilich nicht ganz paſſen zu den kahlen Sandflächen ringsum und zu den dürren Kiefern, aber die Anlage hat erſt ihr drittes Jahr erlebt und Alles iſt demnach noch im Entſtehen. Von den hohen Dünen gegen den Nordwind in einem Halbkreiſe geſchützt, iſt das Klima hier ſo mild, daß auf der großen Terraſſe ſchon Melonen reifen und ſelbſt der Wein gedeiht. Auch hat das Seebad den Vorzug eines freiern Wellenſchlages (bei drei Winden). Daher iſt der Andrang hier ſo bedeutend. Täglich geht ein Dampfſchiff von Königsberg, Pillau, Frauenburg und Elbing hier hin und außerdem noch von Elbing aus ein Dampfboot viermal in der Woche Nachmittags hinüber. N.

Literariſche Kometen.

Kosmos, von Alexander von Humboldt.

Wenn ein Mann von ſo ausgebreitetem, ſo tiefem Wiſſen wie Alexander v. Humboldt in einem Werke, wie der Kosmos den Hauptgehalt ſeiner langjährigen Forſchungen und Erfahrungen niederzulegen verſpricht, iſt es ganz natürlich, daß die öffentliche Wißbegier mit Ungeduld dem Erſcheinen einer ſolchen Schrift entgegenharrt und die erſten Seiten derſelben mit der größten Aufmerkſamkeit durchgeht. Es kann alſo nicht befremden, daß auch wir in dieſem Falle uns befinden und wenn auch nicht einen umfaſſenden, doch einen möglichſt, die eigentliche Haltung des Kosmos bezeichnenden Auszug unſern

Leſern mittheilen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieß Werk Epoche machen wird in der Wiſſenſchaft. Aber auch in literariſcher Beziehung darf man es als ein in Weſen und Form vollendetes Ganzes betrachten. Die darin vorwaltende Klarheit iſt bewunderungswerth und nicht allein der höhere Geiſtesſchwung, ſondern auch das gemüthliche im Menſchen iſt darin würdig vertreten. Nachſtehende Stelle mag das beweiſen.

„Indem wir die Einheit des Menſchengeſchlechtes behaupten, widerſtreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höhern und niedern Menſchenracen. Es gibt bildſamere, höher gebildete, durch geiſtige Kultur veredelte aber keine edleren Volksſtämme. Alle ſind gleichmäßig zur Freiheit beſtimmt; zur Freiheit, welche in roheren Zuſtänden dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politiſcher Inſtitutionen der Geſammtheit als Berechtigung zukommt. Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geſchichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung ſichtbar iſt, wenn irgend eine die vielfach beſtrittene, aber noch vielfacher mißverſtandene Vervollkommnung des ganzen Geſchlechts beweiſt, ſo iſt es die Idee der Menſchlichkeit: das Beſtreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einſeitige Anſichten aller Art feindſelig zwiſchen die Menſchen geſtellt, aufzuheben, und die geſammte Menſchheit, ohne Rückſicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwickelung innerlicher Kraft, beſtehendes Ganzes zu behandeln. Es iſt dies das letzte, äußerſte Ziel der Geſelligkeit, und zugleich die durch ſeine Natur ſelbſt in ihn gelegte Richtung des Menſchen auf unbeſtimmte Erweiterung ſeines Daſeins. Er ſieht den Boden, ſo weit er ſich ausdehnt, den Himmel, ſo weit, ihm entdeckbar, er von Geſtirnen umflammt wird, als innerlich ſein, als ihm zur Betrachtung und Wirkſamkeit gegeben an. Schon das Kind ſehnt ſich über die Hügel, über die Seen hinaus, welche ſeine enge Heimath umſchließen; es ſehnt ſich dann wieder pflanzenartig zurück; denn es iſt das Rührende und Schöne im Menſchen, daß Sehnſucht nach Erwünſchtem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt, ausſchließlich an dem Augenblick zu haften. So feſtgewurzelt in der innerſten Natur des

Menſchen, und zugleich geboten durch ſeine höchſten Beſtrebungen, wird jene wohlwollend menſchliche Verbindung des ganzen Geſchlechts zu einer der großen leitenden Ideen in der Geſchichte der Menſchheit."

Literatur.

65. Die Verbreitung des deutſchen Volkes über die Erde.

Dieſer bei Guſtav Mayer in Leipzig veröffentlichte Verſuch von Wilhelm Stricker, Med. Dr. in Frankfurt a. M. iſt, wie der Verfaſſer in ſeiner Vorrede ſagt, aus im Winter 1844/45 im geografiſchen Vereine zu Frankfurt von ihm gehaltenen Vorleſungen entſtanden. Mit Stolz und Wehmuth fügt er hinzu, habe ich die Arbeit ausgeführt; Stolz, daß überall, wohin auch die Deutſchen gewandert ſein mögen, das Urtheil der Anwohner über ihre Redlichkeit, ihren Fleiß, ihre Ordnung und Geſetzmäßigkeit ſich gleich bleibt, daß ſie überall als die wahren Träger der Geſittung daſtehen, — Wehmuth, daß ſolche Kräfte zerſplittert worden und für die Nation untergegangen ſind, daß die deutſche Bevölkerung auswärtigen Staaten ſtets nur als Dünger dient, durch den fremde, oft feindliche Saaten deſto üppiger wachſen, daß endlich die fluchwürdige Ausländerei der Deutſchen dem eignen Geiſt, der eignen Sprache und Literatur im Lande ſelbſt die Anerkennung verweigert, welche die Fremde ſo willig zugeſtehen, daß der Deutſche, in allen Zweigen des Wiſſens der halben Welt Schulmeiſter, dem Vaterlande nicht genügt, daß Franzoſen und Schweizerinnen jetzt wieder den deutſchen Bären lecken und von Kindheit auf an eine fremde Sprache gewöhnen müſſen.

Der Inhalt dieſer ſehr beachtungswerthen Schrift begreift im erſten Buche: das deutſche Sprachgebiet mit den Sprachinſeln und

dem deutſchen Element, in den zunächſt angrenzenden Ländern. Der Verfaſſer zeichnet genau die weſtliche Sprachgrenze in Frankreich, Belgien und der Schweiz. Er ſpricht von 6 oder 7 deutſchen Gemeinden mit italiäniſchen Namen öſtlich und ſüdlich vom Monte Roſa[1]), ohne derjenigen zu gedenken, welche ſich am ſüdöſtlichen Abhang des Simplon[2]), am ſüdlichen des Gries (das Pommat-[3]), oder Formazzathal und im Kanton Teſſin (die Gemeinde Gurin oder Bosco) befinden. Bei dieſer Gelegenheit betrachtet er die Deutſchen als Bergleute, geht dann zu der ſüdlichen Sprachgrenze in der Schweiz über, erklärt das Wort Wälſch, und gedenkt der deutſchen Kriegerkolonie der Hohenſtaufen auf dem Splügen. Die Sprachgrenze in Tirol gibt ihm Veranlaſſung der dreizehn und der ſieben Gemeinden in der Lombardei zu erwähnen, wie der drei Sprachgebiete bei Pontafel. Die deutſche Sprachgrenze in Illyrien und Steiermark, wie das Spracheiland Gottſchee, die Sprachgrenze in Ungarn, die drei Sprachgebiete bei Preßburg, die Sprachgrenze in Mähren und Böhmen, der böhmiſche Keſſel und ſein Rand, wie die Sprachgrenze in Schleſien, ſind ganz richtig angedeutet. Weiterhin

[1]) Die ſüdlich und öſtlich vom Roſaberg gelegenen urſprünglich deutſchen Orte, in denen das germaniſche Element noch mehr oder weniger vorwaltend iſt, ſind: San Pietro oder Petersberg, Bodeme oder Im Boden, San Giacomo oder Jakobsberg, Edelboden, la Trinita oder Dreithal, Eggo oder Aigertſchen, Roverſch, Kaſtel, Pertetoi oder Berbietz, S. Jean de Gressonay oder Grießlitz, Baden, Sansil oder Auf'm Sand, Gler, Gabe oder Gaben und Niel, alle im Lesia- oder Lys-Thal; ferner Riva oder Ryf, Allagna oder Ablentſchen, Ronch oder Zurfluh im Seſia- oder Seiſenthal; Rima oder Ober-Rimmelen, Promarcio oder Promelen, la Piano di Rima oder Rimella, Nieder-Rimmelen, San Giuseppe oder St. Joſef, und Issima im nordweſtlichen Sermentathal; Pecceto superiore und inferiore oder Ober- und Unter-Pletſch, Macugnaga oder Zurmatt, Riva oder Zumryf, Staffa oder Staffel, Ronk oder Rank, Motta oder Hochmatt, Quarana oder Querbach, Sega oder Zur-Säge, Spisse oder Auf dem Spieß, Borca oder Borken (auch zum Borken), Pestarenna oder Stalden, Morgen, la Preja oder Bergen, alle im Macugnaga- oder Mattenthal.

[2]) Simpeln oder Sempione, Gſteig oder Algaby, Gunz oder Gondo.

[3]) Pommat enthält ſieben Gemeinden, nämlich: An der Matt (mit den Orten An der Matt, Wald-Frutwald oder Andorval, Auf der Frutt, Kehrbächi, Bettelmatt, An der Mühl ꝛc.), Unterſtald oder Toppiano, Zumſteg oder Pommat oder Formazza, Pie de Lata oder Unter-Pommat, Premia oder Imthal, Creveo oder Stalden und Ca del Gat oder Hinterthal.

wird die Verſchiedenheit von Ober- und Niederſchleſien geſchichtlich begründet, die Sprachgrenze in Poſen und Preußen gezeichnet, die Verſchiedenheit zwiſchen Oſt- und Weſtpreußen geſchichtlich erläutert und die Sprachgrenze in Pommern, Schleswig bis Kalais angegeben, ebenſo richtig wie die zwiſchen Ober- und Niederdeutſch. Der Verfaſſer ſtellt ſodann die alte Sprachgrenze zwiſchen Deutſchen und Slaven vor 1000 Jahren auf, erörtert eigene Sprachverhältniſſe im ehemaligen böhmiſchen Reich, erwähnt der ſlaviſchen Sprachinſel der Lauſitz, der Deutſchen im Böhmerwald und des Kuhländl. Die Beſchränkung der deutſchen Sprachgrenze im Weſten, iſt die eigene Schuld der Deutſchen, wie ihre Verwerfung des alten Namens Lützelburg und die Annahme des verwälſchten Luxembourg eine Abgeſchmacktheit. Bei Zuſammenzählung der Deutſchen auf der Erde ergeben ſich ſechserlei Arten von deutſchen Staaten, nach ihrer ſprachlichen und politiſchen Stellung. Es iſt die Rede ſodann von der politiſchen und der Sprachgrenze, von Brügge und andern urdeutſchen, ſpäter verwälſchten Ortsnamen. Das Ergebniß der Volkszählung bietet über 50 Millionen Deutſche. Bei Erwähnung des deutſchen Elements im Weſten, wird vorzüglich des burgundiſchen Kreiſes und ſeines Verluſtes gedacht, manch geſundes Wort über Elſaß, Lothringen, Belgien und die deutſche Bewegung in dieſem Lande geſagt, ebenſo über das deutſche Element im Oſten, das vorzüglich lebendig in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien iſt.

Das zweite Buch betrifft die Deutſchen im ruſſiſchen Reiche, in Spanien und Großbritanien. Bei den Deutſchen in Rußland iſt beſonders ihre Wichtigkeit und Vielſeitigkeit, namentlich in den Oſtſee-Provinzen hervorgehoben. Ihre eigentlichen Verhältniſſe ſind in Deutſchland ebenſowenig bekannt, als das Verhältniß der Deuſchen in den baltiſchen Provinzen zur Grundbevölkerung und zur Regierung. Der Verfaſſer ſpricht von ihren Wünſchen, ihrer Geſchichte, den deutſchen Bürgern, den Literaten und der Literatur, von Dorpat, der beabſichtigten Ruſſifizirung, den wiſſenſchaftlichen Vereinen, dem Adel, ſeinen Rechten, ſeiner Herkunft, dem Verhältniß zu ſeinen Pächtern und ſeiner Mundart. Er gedenkt der Einmiſchung des Deutſchen in die Sprache der Letten. Riga, die Bürgerſtadt, und Mitau, die Adels-

ſtadt, bieten ihm Veranlaſſung zu richtigen Bemerkungen. Bei Erwähnung der Ruſſifizirung durch die griechiſche Religion, erwähnt er der Nachtheile, welche ſich, mit Bezug auf die Deutſchen, für Rußland ſelbſt ergeben. Er macht vier Arten ruſſifizirter Deutſchen namhaft und zeigt, daß Rußland zu Deutſchland, wie Filipp von Macedonien zu Griechenland ſich verhält. Dann geht er über zum Deutſchthum in Finnland, zu den deutſchen Ackerbauern an der Wolga und dem ſchwarzen Meere; ferner zu den deutſchen Anſiedelungen im aſiatiſchen Rußland, in Sibirien, Transkaukaſien und Polen. Bei Beſchreibung der Anſiedelung der Deutſchen auf der ſpaniſchen Sierra-Morena macht er auf die abweichende Darſtellung von Zſchokke und Schloſſer aufmerkſam, wie auf die Schilderung Büſchings von 1775 und Höffkens von 1841. Schließlich ſagt er noch einige Worte über die Maragatos. Befriedigend ſind auch des Verfaſſers Angaben über die Deutſchen in Großbritannien, die Pfälzer in Irland und die Fläminge in Wales.

Im dritten Buche iſt die Rede von den Deutſchen in Afrika, Amerika und Auſtralien. Zuerſt wird der Brandenburger in Guinea gedacht, dann der Deutſchen in Nordamerika. Hier ſpricht der Verfaſſer über Einwanderungsgeſellſchaften, deutſche Feſte, die Geſchichte der Einwanderung, die ökonomiſche und politiſche Wichtigkeit der Deutſchen in den vereinigten Staaten, ihre Bildungsanſtalten, die Deutſchen in Pennſylvanien, die Anſiedelungen nach ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Grundſätzen; die Deutſchen in Ohaio, New-York, Miſſuri, Maryland, Michigan, Süd-Karolina, Maſſachuſetts, Illinois, Georgien, Virginien. Er gibt ſodann eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der Deutſchen in Nordamerika, gedenkt ihrer religiöſen Gemeinſchaften und deren Vorſteher Rapp, Proli und Stephan; ſagt einige Worte über die deutſche Preſſe in Nordamerika und die deutſche Preſſe außerhalb Deutſchland und würdigt den Verein zum Schutze deutſcher Auswanderer nach Texas. Die Deutſchen in Venezuela, als Herren des Landes (1528) und als Einwanderer (1842), wie die in Braſilien und in Auſtralien, bieten ihm Veranlaſſung zu eben ſo wahren als beachtenswerthen Bemerkungen.

Im vierten Buche geſchieht der Deutſchen in einigen europäi-

ſchen Hauptſtädten, vorzüglich in Liſſabon und Paris, Erwähnung. In dem letzten beſteht ein deutſcher Hülfsverein und ein deutſcher ärztlicher Verein. Hier erſcheint eine deutſche Zeitung, auch gibt es deutſche Leſezimmer. In Lyon hat ſich ebenfalls ein deutſcher Hülfsverein gebildet. Bei den Deutſchen in London werden auch die deutſchen Doktordiplome und die deutſchen Sklaven beſprochen. Es gibt ferner ziemlich viele Deutſche in Stockholm und Chriſtiania, die meiſten aber in Petersburg. Sie ſcheiden ſich hier in die Klaſſen der Staatsdiener, Lehrer und Gelehrte, Kaufleute, Künſtler und Handwerker. Der Petersburger Typus, die geiſtliche Zucht und die Mundart bieten intereſſante Reminiszenſen. Der Verfaſſer ſpricht ſodann von den Deutſchen in Moskau, Poltawa, in Bukareſt, Jaſſy und Konſtantinopel, ferner von denen in Rom, den Künſtlern, ihren Kneipen, von Pontemolle und dem Cervarofeſt, endlich von den Deutſchen in Neapel und Meſſina.

Im Ganzen iſt die Schrift: „Die Verbreitung des deutſchen Volkes über die Erde," von Dr. W. Stricker, ein auf eben ſo fleißige Studien als auf richtige Unterſcheidungskraft und Umſicht begründetes Werk. Niemand wird es ganz ohne Nutzen, Viele werden es mit ſehr weſentlichem Vortheil leſen, Einzelne nicht ohne Schmerz, wegen der von ſelbſt ſich aufdrängenden Bemerkung, daß das deutſche Element immer noch nutzlos, unordentlich, ohne Syſtem über die ganze Erde ſich zerſplittert, während es von geſunder Vernunft und Politik zuſammengehalten, herrliche Früchte tragen, und in der Zukunft ſelbſt einflußreich und befördernd auf Deutſchland zurückwirken könnte.

Licht und Schatten.

Des Papſtes Häuslichkeit.

Das häusliche Leben eines Papſtes bietet in der Regel wenig Gelegenheit zu Beobachtungen, weil es, vorzüglich wenn der Papſt aus einem Kloſterorden auf St. Peters Stuhl kam, durch Obſervanz alten Herkommens ſich mit klöſterlicher Strenge zu iſoliren und abzuſchließen pflegt. So z. B. iſt jeder Papſt gehalten, allein zu eſſen, zu trinken ꝛc., nachdem der Mundſchenk in ſeiner Gegenwart den kredenzten Wein und der Küchenmeiſter die aufgetragenen Speiſen zuvor gekoſtet. An der Tafel geladener Gäſte läßt er ſich vertreten. Worin indeſſen des derzeitigen Papſtes vertrauteſte Umgebungen übereinkommen, iſt, daß er ein überaus menſchenfreundlicher Greis ſei, welcher das lebenverkümmernde Unglück Anderer tief mitzufühlen pflege. Folgender Zug, der nur engen Kreiſen vertraut worden, ſtehe hier als Beitrag zu ſeiner Karakterkenntniß. Beim Neubau eines Hauſes auf dem Quirinal fiel vor mehren Monaten ein Maurer vom vierten Stockwerke zur Erde. Man requirirte die Hülfe des anweſenden Baueigenthümers, des päpſtlichen Leibarztes Dr. B...., eines Italieners. Ungeachtet im Hauſe, ließ ſich dieſer verläugnen. Der Schwerverwundete, zu deſſen Beiſtand eine dem ſächſiſchen Königshauſe nahe verwandte, gegenüberwohnende Prinzeſſin mit einem Diener herbeigeeilt war, ſtarb unterdeſſen. Der Papſt, von dem Vorfalle genau unterrichtet, beſchied den Arzt zu ſich, und nachdem er ihm erklärt, wie ſehr verſchieden er über Menſchenpflichten denke, und verſichert hatte, daß er ſelbſt dem Unglücklichen beigeſprungen ſein würde, wäre er nahe geweſen, entließ er

ihn ſeines Dienſtes. Doch hat er ihm in Rückſicht auf früher geleiſtete Dienſte — er war des Papſtes Arzt, als dieſer noch als Kardinal im Kloſter St. Gregorio wohnte — ſein volles, ſehr bedeutendes Jahrgehalt belaſſen.

Reiſebilder.

Der Dom in Antwerpen.

Das mittlere Schiff, von erſtaunlicher Höhe und Kühnheit des Baues, iſt wahrhaft großartig. An daſſelbe ſchließen ſich zu jeder Seite zwei Nebenſchiffe, an welche ſich die Seitenkapellen anlehnen, was im ganzen ſieben nebeneinander befindliche Gewölbe auf 125 hohen Pfeilern macht. Der äußerſt zierliche Thurm ſoll nur einige Fuß höher als der des Münſters zu Straßburg ſein. Die Kirche enthält mehre prachtvolle Gemälde von Rubens und andern großen Meiſtern. Reichthum und Pracht, verbunden mit Ordnung und Reinlichkeit, ſind überall vorherrſchend. Vom frühen Morgen bis zum Abend iſt die Kirche von Andächtigen immer ſtark beſucht. Faſt alle Betenden knieen, ſowohl Männer als Frauen; die letztern tragen über ihrer Kleidung einen langen Schleier von ſchwarzem Seidenſtoffe, der von dem Kopf herabhängend, und das Angeſicht faſt verdeckend, in großen Falten über den Armen zuſammengefaßt wird, und den Frauen ein ſehr frommes und ehrwürdiges Aeußere gibt. Bei dem ſonntäglichen Hochamte in der Liebfrauenkirche iſt ein Gebrauch, der auch anderwärts nachgeahmt zu werden verdiente. Es beſteht nämlich eine Bruderſchaft zum allerh. Sakrament, deren Mitglieder die Verpflichtung haben, bei feierlichem Gottesdienſte, wo das hochwürdige Gut ausgeſetzt iſt, oder wenn es zu einem Kranken getragen wird u. ſ. w., daſſelbe mit Fackeln zu begleiten. Für den ſonntäglichen Gottesdienſt halten die Mitglieder die Reihe. Die eigenthümliche Tracht beſteht in ſchwarzen mit Sammet

ausgeſchlagenen Mänteln. Mit brennenden Kerzen begleiten die Mitglieder den Prieſter zum Altare und von demſelben zurück. Alljährlich werden nur zwei neue Mitglieder in die Bruderſchaft aufgenommen und die Söhne der angeſehenſten Familien der Stadt bemühen ſich, dieſer Ehre theilhaftig zu werden.

Wunderbare Lebensrettung des preußiſchen Hiſtorikers Hartknoch.

Von Max Roſenheyn.

Es war im Jahre 1556, als das hart an der polniſchen Gränze gelegene Städtchen Paſſenheim unter Anführung des polniſchen Generals Gonſiewski, von den wilden Tartaren, die nach der Schlacht bei Proßken ſiegreich in Preußen vorgedrungen waren, belagert wurde; allein die feſte Burg und Paſſenheims wackere Bürger hinderten den feindlichen Heerführer in der Ausführung ſeines Planes; er wurde nach mehrmals gewagten kühnen Verſuchen jedesmal zurückgeſchlagen, ſo daß er ſich endlich zum Rückzuge bequemen mußte. Als der gefürchtete Feind an das nur eine Meile davon entfernte Dorf Rauſchken gelangt war, erbot ſich ein Bauer, von niederer Gewinnſucht getrieben, die Stadt dem Feinde in die Hände zu liefern. Begünſtigt von der Dunkelheit der Nacht näherte ſich, von dem Verräther geführt, ein Haufe der feindlichen Horde der Ringmauer Paſſenheims wieder, und zwar von der Seite des angränzenden See's, wo man um ſo weniger einen Ueberfall erwartet hatte, als ſich der tiefe See unmittelbar bis unter die Mauer hinzog und deſſen Waſſerfläche überdies damals ſehr ſchwach befroren war. Allein der gedachte Bauer kannte viele ſeichte Stellen im See, die der Aufmerkſamkeit der Paſſenheimer Einwohner entgangen waren, jenem jedoch die erwünſchteſte Gelegenheit, den Feind unvermerkt in die Stadt zu leiten, darboten. Die kleine Pforte, die ſich hier in der Mauer befand, wurde mit leichter Mühe erbrochen,

und ſo drang der Feind in die Stadt, die gleich darauf der Schauplatz gränzenloſen Elendes und ſchauderhafter Gräuelſzenen wurde. Die Weiber waren die erſten Opfer der zügelloſen Rohheit und viehiſchen Begierden dieſer Barbaren. Geſchändet wurden ſie in das Waſſer geworfen und erſäuft; viele wurden als Sklavinnen verkauft und fortgeſchleppt; ſehr wenige ſahen ihre Heimath wieder. Die Geiſtlichen, welche vor dem Altare Schutz ſuchten, wurden neben demſelben ermordet. Die mit ihrem Blute gefärbte Bank, auf der dieſe Gräuelthat verübt ward, wurde als ein trauriges Denkmal in der Kirche aufbewahrt, bis Napoleons Krieger ſie vernichteten. Alle dieſe Blutſzenen aber beſingt mit tiefem Gefühl ein maſuriſches Lied: „Oyczysna teskliwa", d. h. „Das geängſtete Vaterland," welches ſich in jener Gegend noch erhalten hat.

In jener verhängnißvollen Schreckenszeit nun hatte der junge Hartknoch, damals ein fünfzehnjähriger Knabe, zu ſeinem geliebten Lehrer, dem Rektor des Ortes, der Vaterſtelle an ihm vertrat, ſich geflüchtet. Als er hier aber nicht mehr ſicher war, ließ ihn dieſer aus dem oberſten Stockwerke ſeiner Amtswohnung an einem Seile durch das Fenſter auf den Hof herab, nachdem er ihn mit einem Empfehlungsſchreiben an einen ſeiner Verwandten, den Vorſteher einer gelehrten Schule in Königsberg, verſehen hatte. Hartknoch entkam über die ſchwache Eisdecke des Kalbenſee's glücklich nach Königsberg. Hier angelangt fand er den erwünſchten Freund ſeines Lehrers, der, gerührt durch den ſchmerzlichen Inhalt des ihm überreichten Schreibens, Hartknoch aus Menſchenliebe mit herzlicher Freude in ſein Haus und in ſeine Anſtalt aufnahm. Der gerettete Knabe bildete hier ſein hervorſtechendes Genie auf das Glücklichſte aus, ſo daß er nach wenigen Jahren ſchon die Albertus-Univerſität beziehen konnte. Hier widmete er ſich dem theologiſchen Studium, entwickelte aber auch dabei mit vorzugsweiſer Liebe ſein hiſtoriſches Talent. Wir verdanken ihm nicht nur die preußiſche Kirchengeſchichte: „Das alte und neue Preußen," ſondern auch die Herausgabe von Duisburgs Chronicon mit ſchätzbaren Anmerkungen: De variis rebus Prussiae. Er ſtarb zu Thorn als Profeſſor am dortigen Gymnaſio 1687. Sein Bruſtbild, nach dem

Leben gemalt, verehrte er teſtamentlich der Kirche Paſſenheims zum Andenken an ſeine wunderbare Errettung aus der Hand der Tartaren.

Einfluß der Muſik.

In dem Militärſpitale zu Dum-Dum (fünf Meilen von Kalkutta) hatte Dr. Spry Gelegenheit, zu ſehen, wie die Perſonen, die ſich mit dem Fangen der Schlangen abgeben, zu Werke gehen. Er führte, mißtrauiſch gegen die Wunder, welche man von der Geſchicklichkeit ſolcher Schlangenfänger erzählte, einen derſelben in die Nähe eines großen, vertrockneten Sumpfes, der mit Dornen und Unkraut bedeckt war. Der Schlangenfänger begann nun eine Art von eintönigem Geſumme anzuſtimmen, ſchritt langſam vorwärts, während ihm Dr. Spry folgte, um jede ſeiner Bewegungen beobachten zu können. Sie hatten kaum einige Schritte in dem Unkraute gemacht, als der Schlangenbeſchwörer mit der Hand in einen Dornbuſch griff, ſie aber bald zurückzog und mit ſeinem Geſange fortfuhr. Bald darauf griff er wieder zwiſchen die Blätter, zog daraus eine ſehr große Schlange hervor, die er weit von ſich warf. Als das Geſumme von Neuem anfing, ſchien das in voller Freiheit ſich befindliche Thier ganz wie bezaubert, und fing an, den Kopf auf eine Weiſe zu wiegen, die deutlich zu erkennen gab, daß es die Töne vernehme. Bei der Unterſuchung ergab es ſich, daß es eine Klapperſchlange (?) war, deren Gifthaken noch in vollkommenem Zuſtande ſich befunden. — „Dieſe Verſuche,“ ſagt Dr. Spry, „ſind jedoch nicht ohne Gefahr; kurze Zeit vorher waren zwei Schlangenfänger, welche ihre Zöglinge üben wollten, tüchtig gebiſſen worden. Der Eine ſtarb am Abend deſſelben Tages, der Andere einige Stunden ſpäter.“

Neueſte Erfindungen und Entdeckungen.

Verdoppelung der Lokomotiv-Schnelligkeit durch den Propulſeur.

Die neueſten franzöſiſchen und belgiſchen wiſſenſchaftlichen Blätter bringen die Nachricht von einer neuen mechaniſchen Erfindung, welche, wenn ſich die Sache wirklich im Erfolge ſo bewährt, wie ſie mitgetheilt wird, als ein neuer Triumf unſeres Jahrhunderts glänzen muß. Die Verſuche mit dem ſogenannten Propulſeur der Herren Teiſſier und Triat ſind in dem großen Gymnaſiumsſaale zu Brüſſel, im Beiſein des Herrn Maſui, Direktors der Eiſenbahnen, mehrere Brücken- und Straßenbau-Ingenieure und ausgezeichneter Perſonen aus verſchiedenen Ständen angeſtellt worden.

Eine Lokomotive, als Modell und mit dem Propulſeur der genannten Erfinder ausgeführt, welcher ein Zug von mehren beladenen Waggons angehängt war, hat mehre geneigte Ebenen auf angemeſſenen Längen durchlaufen; ſie iſt die ſteilſten abhängigen Ebenen mit derſelben Geſchwindigkeit und Sicherheit heraufgeſtiegen, wie auf einer horizontalen Eiſenbahn. Der Propulſeur kann an jeder bereits fertigen Lokomotive angebracht werden, und ſie überwältigt damit eben ſo wohl auf- wie abwärts alle Ebenen von 45 Grad Neigung. Es hat ein ſolches Anſteigen auch nicht die entfernteſte Unbequemlichkeit; im Gegentheile iſt bei der Anwendung dieſer ſinnreichen Erfindung niemals ein Ausſpringen aus der Spur möglich, und der Führer kann bei jeder Geſchwindigkeit der Lokomotive beliebig ihren Stillſtand bewirken.

Dieſes iſt aber nicht Alles, was der Propulſeur leiſtet; er bringt auch die ganze Kraft der Maſchine zur Anwendung. In Zukunft wird

keine Maſchinenkraft mehr verloren, wie es jetzt noch der Fall iſt. Die beſtehenden Eiſenbahnen können von der Erfindung vollkommenen Gebrauch machen, aber für die neu zu erbauenden bietet ſie ganz ungeheure Vortheile dar. Man wird ohne Zweifel im Luxemburgiſchen und in anderen gebirgigen Gegenden Anwendung davon machen; Tunnels ſind dabei nicht mehr nöthig, ſo wie alle Nivellirungs-Arbeiten, welche bisher die Eiſenbahnen ſo koſtbar gemacht haben, wegfallen.

Die Herren Teiſſier und Triat haben Erfindungspatente in Europa und in den Vereinigten Staaten Amerikas genommen. Jener Fortſchritt wird eine wahre Revolution ohne Krieg in den verſchiedenſten Verhältniſſen bringen. Nicht blos die Eiſenbahnen werden davon betroffen, ſondern das neue Syſtem iſt auch auf die Dampfboote anwendbar; dieſe erſparen dadurch ein Drittel an Brennmaterial, während ihre Geſchwindigkeit verdoppelt wird. Die Erfinder haben auch die Mittel gefunden, die Dampf- mit der Segelkraft zu verbinden, und die Räder fallen daher weg, wodurch die Anwendung zu Kriegsfahrzeugen möglich gemacht iſt, ohne daß das Geſchütz durch die Räder gehindert wird. Den näheren Berichten von einer ſolchen Erfindung kann man nur mit Spannung entgegenſehen.

Eiſenbahnen.

Lokomotive auf deutſchen Eiſenbahnen.

Im Jahre 1844 wurden auf den deutſchen Eiſenbahnen 248 Lokomotive verwendet, und zwar: 32 auf der Kaiſer-Ferdinands-Nordbahn, 32 zwiſchen Wien und Gloggnitz, 15 zwiſchen Berlin und Potsdam, 17 zwiſchen Berlin und Anhalt, 14 zwiſchen Berlin und Frankfurt a. d. O., 10 zwiſchen Berlin und Stettin, 7 in Ober-Schleſien, 2 zwiſchen Breslau und Freiburg, 19 zwiſchen Magdeburg und Leipzig, 4 zwiſchen Magdeburg und Halberſtadt, 11 zwiſchen Frankfurt und Mainz,

14 zwiſchen Köln und Aachen, 8 zwiſchen Nürnberg und Fürth, 6 zwiſchen Baiern und Sachſen, 24 zwiſchen Dresden und Leipzig, 7 zwiſchen Braunſchweig und Harzburg, 8 im Großherzogthum Baden und 9 zwiſchen Hamburg und Bergedorf. Von dieſen 248 Lokomotiven wurden 166 in England, 29 in Amerika, 12 in Belgien und 41 in Deutſchland verfertigt.

Die Kaiſer = Ferdinands = Nordbahn

hat ſeit ihrem Entſtehen (beinahe ein Decennium) von der Geſammt-Einnahme, mit Einſchluß des Fundations-Kapitals im Betrage von 18,567,311 fl. 37 kr., bereits 16,893,716 fl. auf Baukoſten verwendet, 42 Meilen Bahn hergeſtellt, wovon 39 Meilen auf die Strecke von Wien bis Brünn, von Lundenburg bis Leipnik und von Prerau bis Ollmütz mit 14,432,902 fl., und 3 Meilen auf die Stockerauer Flügelbahn mit 1,133,258 fl. kommen. Den Bau von Leipnik bis Odenberg (eine zehnmeilige Bahnſtrecke) hofft man noch im Laufe des künftigen Jahres zu vollenden und an die ebenfalls raſch vorrückende preußiſche Coſel-Odenberger Bahn anſchließen zu können.

Eiſenbahn in Indien.

Bereits iſt der Proſpektus einer Eiſenbahn von Kalkutta nach Patna mit einer Zweigbahn nach Tſchogda erſchienen. Die Länge des Wegs beträgt 315, der Zweigbahn 100 engliſche Meilen, das Kapital vier Millionen Pfd. St., und man hofft die Meile für 4000 Pfd. herſtellen zu können.

Digitized by Google

Digitized by Google